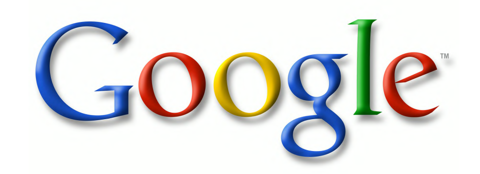
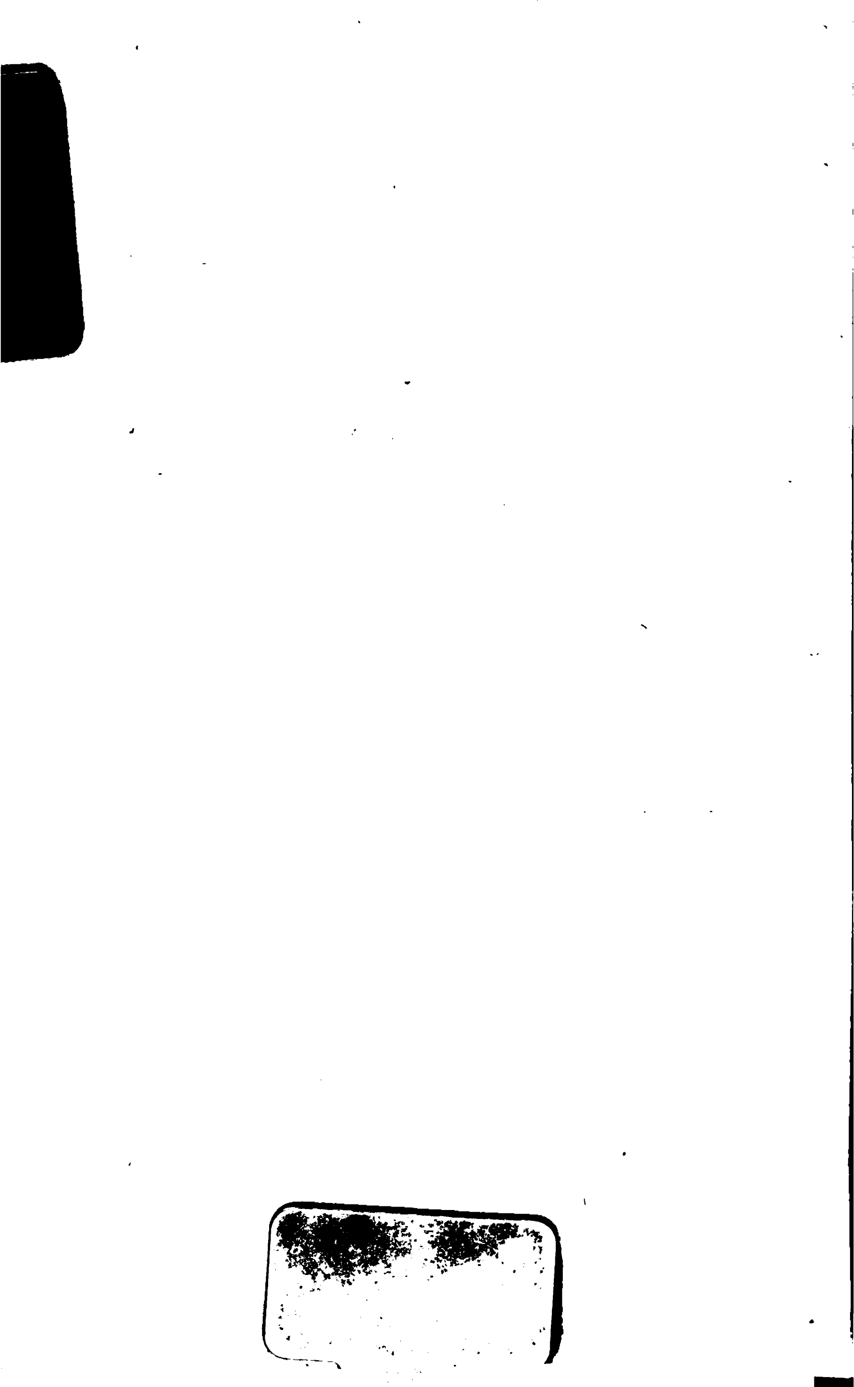
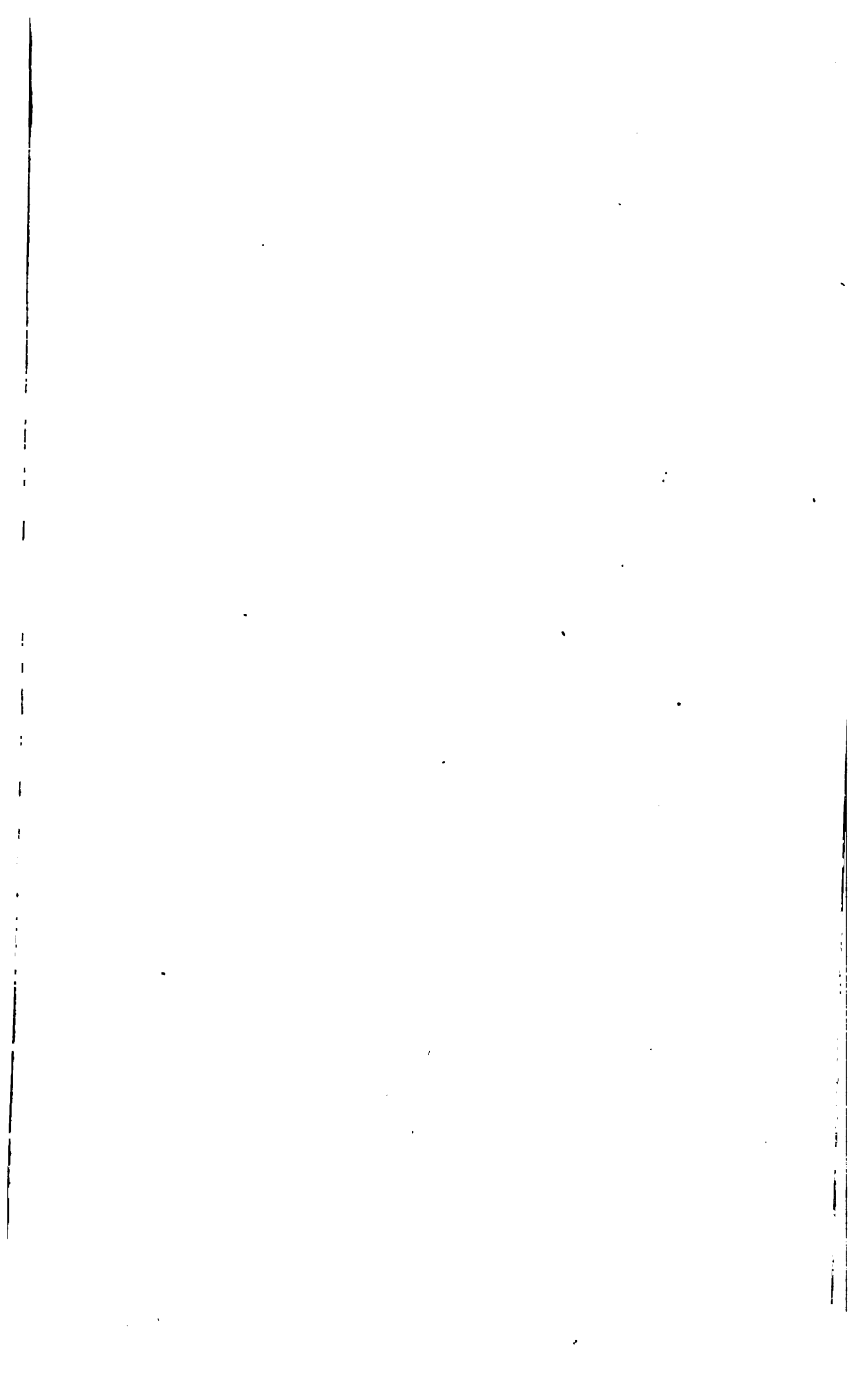
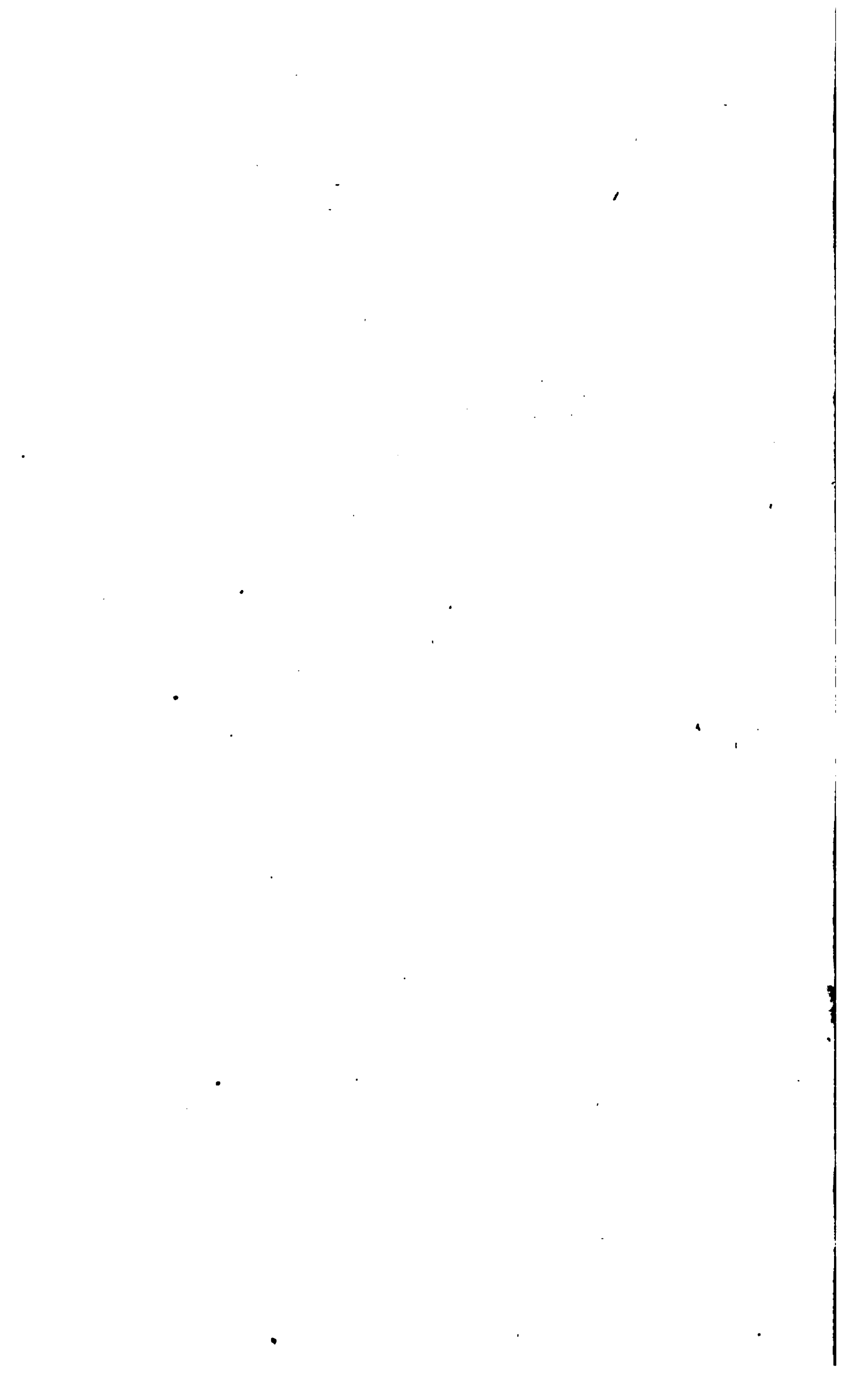










# Die Feldzüge

der

# Römer in Deutschland

unter den Kaisern Augustus und Tiberius.

---

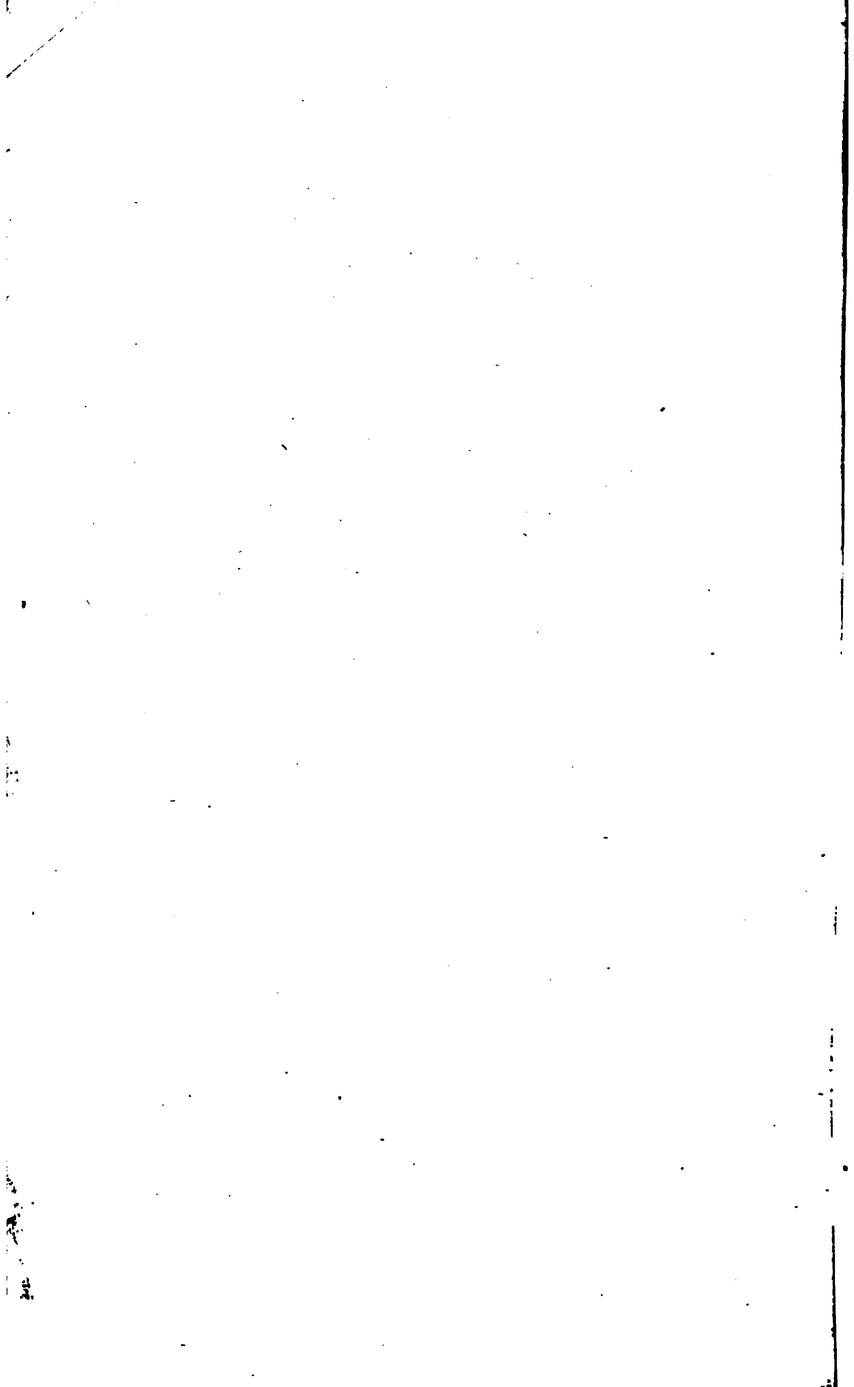
Nach den Quellen dargestellt

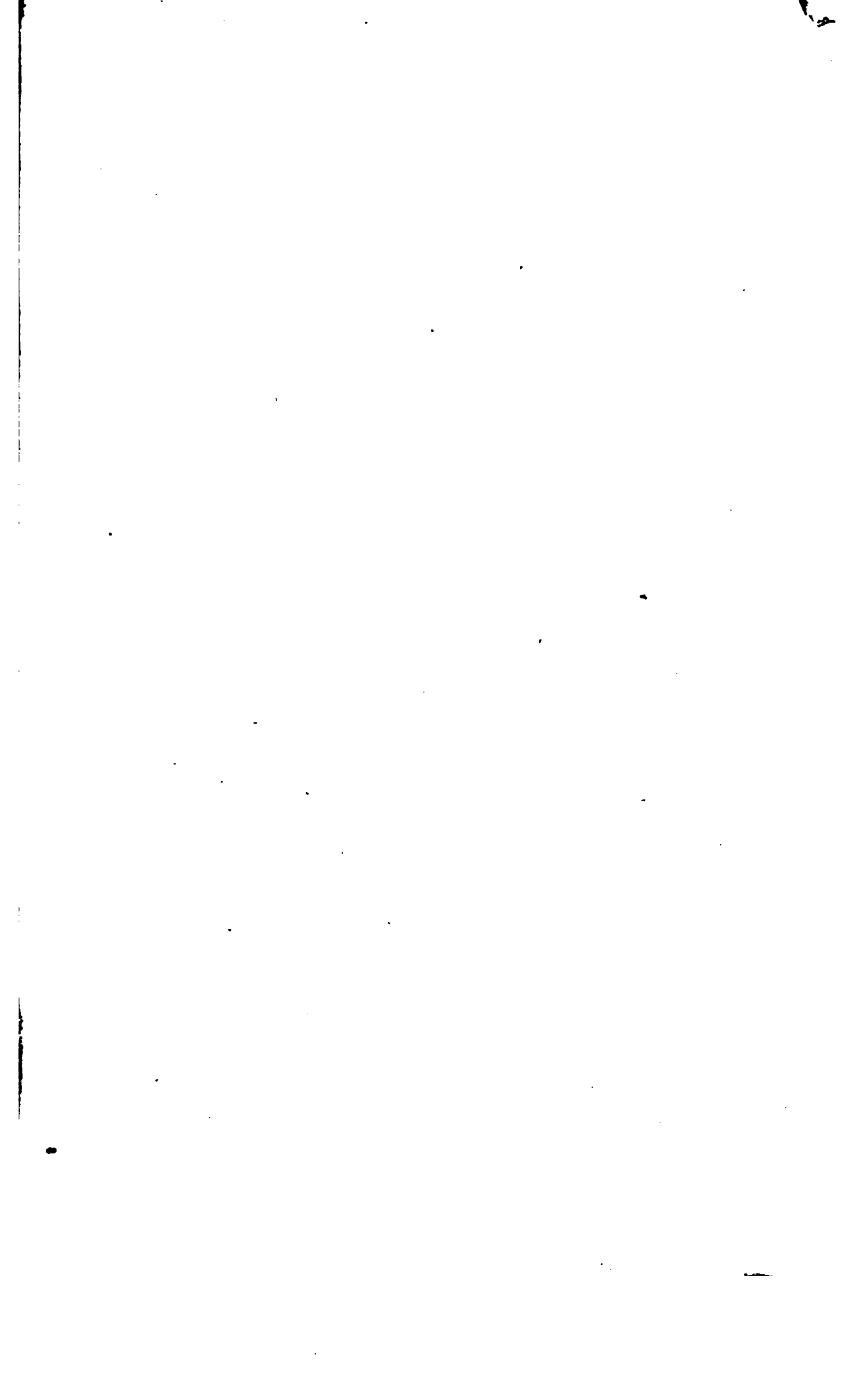
von

Gustav Hertzberg,
außerordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Halle.

---

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1872.





# Darstellungen

aus der

# römischen Geschichte.

Für die Jugend

und

für Freunde geschichtlicher Lektüre.

Herausgegeben

von

Dr. Oskar Jäger,

Director des K. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln.

Siebentes Bändchen.

Halle,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1872.

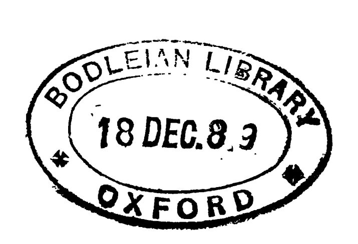
# Die Feldzüge der Römer in Deutschland unter den Kaisern Augustus und Tiberius.

Nach den Quellen dargestellt

von

Gustav Hertzberg,
außerordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Halle.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1872.



Meinem Freunde

Herrn

# Moritz Meyer,

Lehrer in Halle,

hochachtungsvoll

zugeeignet.



# Inhalt.

## Einleitung. Seite 1—22.



## Erstes Kapitel.

### Die auswärtige Politik des Augustus. S. 23—38.



## Zweites Kapitel.

### Rom und die Germanen. S. 39—74.

## Drittes Kapitel.

### Die Feldzüge des Drusus und des Tiberius. S. 75—114.



## Viertes Kapitel.

### Tiberius und Marbod. S. 115—164.

## Fünftes Kapitel.

## Sechstes Kapitel.

### Germanicus und Arminius. S. 211—295.

---

# Einleitung.

Der Untergang des Marcus Antonius und die Eroberung des ägyptischen Nilthales nach der Schlacht bei Aktium hatte endlich der römisch-griechischen Welt den seit zwei Menschenaltern schmerzlich entbehrten Frieden wiedergegeben. Octavianus Augustus aber, nunmehr unbestritten der Alleinherrscher in dem ungeheuren römischen Reiche, stand vor der doppelten Aufgabe: auf der einen Seite mit den äußerlich fortbestehenden Formen der Republik das neue System der cäsarischen Monarchie in Einklang zu bringen, — auf der andern Seite den um das Mittelmeer gruppirten, nun sämmtlich in römischer Umrahmung zusammengefaßten, Völkern der alten Welt den jungen Frieden zu erhalten und zu sichern. Nur mit der zweiten dieser Aufgaben haben wir uns hier zunächst zu beschäftigen. Da handelt es sich denn wesentlich um den neuen Charakter, den Augustus sowohl dem Heerwesen, wie eine lange Zeit hindurch auch der auswärtigen Politik des römischen Reichs gegeben hat.

Die ungeheure Erschöpfung, unter der in Folge der vieljährigen Bürgerkriege namentlich Italien und die griechischen und hellenistischen Provinzen des Reichs litten,

nöthigte vor Allem zur Auflösung der gewaltigen Heeresmassen, mit denen zuletzt Antonius und Octavianus um die Weltherrschaft gerungen hatten. Gleich nach der Schlacht bei Aktium waren große Schaaren von Veteranen entlassen worden; und als Octavian im Sommer d. J. 29 v. Chr. aus Aegypten heimgekehrt war, seinen glänzenden Triumph gefeiert, sein Heer überreich belohnt hatte, begann die große Arbeit der Neugestaltung — wie des Staates überhaupt, so im Besonderen auch des Heerwesens. Wir kennen nur sehr theilweise die Geschichte der vollständigen Neubildung der römischen Armee und der gründlichen Herstellung ihrer durch die Bürgerkriege so schwer erschütterten Disciplin, wie sich dieselbe während einer langen Reihe von Jahren unter Octavians ebenso fester als kluger Leitung vollzogen hat. Für unsere Darstellung sind wesentlich folgende Punkte wichtig. Octavian, seit d. J. 29 von dem Senat, wie einst Julius Cäsar, zum bleibenden Imperator, zum lebenslänglichen höchsten Befehlshaber aller Streitkräfte des Reiches ernannt; seit d. J. 27 v. Chr., wo ihn nun auch der Name Augustus schmückte, der höchste Chef aller Provinzen des Reiches, die zu ihrer innern und äußern Sicherheit eines Heeres bedurften; seit dem J. 23 endlich mit der prokonsularischen Gewalt im gesammten Reiche ausgestattet, setzte einerseits die Zahl der unter den Waffen stehenden Truppen des Reiches auf ein sehr beschränktes Maß herab. Von den ungefähr 50 Legionen, die nach Beendigung der Bürgerkriege und der Eroberung von Aegypten sich unter seiner Gewalt vereinigt fanden, behielt er zunächst nur 18 im Dienst. Andrerseits aber voll-

zog er den durch die ganze Entwickelung des Reichs unabweisbar gebotenen Schritt und verwandelte die römische Armee in ein stehendes Heer.

Das Heerwesen des Reichs gewann nunmehr folgende Gestalt. Die zum Dienst in der römischen Armee ausgehobenen, angeworbenen Soldaten wurden nun nicht mehr nach einem beendeten Kriege in größerer oder geringerer Menge nach ihrer Heimath entlassen, wie es von Alters her Rechtens und Brauch, wie es doch auch noch während der Zeit seit dem Jugurthinischen Kriege, wo sich das römische Heer wenigstens thatsächlich in eine Armee berufsmäßiger Waffenknechte umgewandelt hatte, noch immer geschehen war. Indem Augustus zurückgriff zu der alten Gewohnheit der Republik vor der Zeit des Marius, wo für die römischen Bürger der besitzenden Klassen eine gesetzliche Dienstzeit vom 17. bis zum 45. Lebensjahre bestand und der Legionar nach einander zu 16, allenfalls auch zu 20 Feldzügen herangezogen werden konnte, die Legionen aber einer beständigen Neubildung unterlagen, — wurden jetzt die römischen Soldaten des neuen Kaiserthums für eine bestimmte Reihe von Jahren, im Frieden wie im Kriege, zu bleibendem Dienst und zwar in derselben Legion verpflichtet. Nicht mehr eine gewisse Anzahl von Feldzügen, sondern der Ablauf einer bestimmt festgesetzten Reihe ehrenvoll bestandener Dienstjahre gab jetzt dem Soldaten Anspruch auf eine ehrenvolle Entlassung. Wie es während der ersten Zeiten des Kaiserthums nun damit gehalten wurde, wissen wir nicht genau; dann aber hat i. J. 13 v. Chr. Augustus die Dienstzeit in den Legionen auf 16, bei der Prätorianergarde da-

gegen (s. unten) auf 12 Jahre festgesetzt; im J. 5 nach Chr. wurde die Dienstzeit der Legionen sogar auf 20, die der Gardesoldaten auf 16 Jahre erhöht. Diese vieljährige Dienstzeit, die in dem modernen Europa nur noch in dem russischen Heerwesen, wenigstens bis in ziemlich neue Zeit, ihres Gleichen gehabt hat, konnte natürlich nur von einem Volke wie das römische ertragen werden, dessen Lebenselement seit langen Jahrhunderten der Krieg gewesen war, dessen Stolz und Größe in der Herrschaft über den weitaus größten Theil der damals bekannten cultivirten Welt bestand und bei dem die niederen und besitzlosen, dem Ackerbau entfremdeten und durch keinerlei Industrie genährten Klassen seit nahezu hundert Jahren sich daran gewöhnt hatten, aus dem Dienst in den Legionen ein gewinnbringendes Gewerbe zu machen.

Indem nun Augustus die in jenen 18 Legionen vereinigte römische Kriegsmacht, die ihm, (wie weiterhin jedem neuen Kaiser, und zwar seit Tiberius mit alljährlicher Wiederholung am 1. Januar), als alleinigem Imperator des Reiches den Eid schwur, in ein stehendes Heer verwandelte, schuf er zum ersten Male einen Soldatenstand, wie ihn Rom, wie ihn die alte Welt überhaupt noch nicht gekannt hatte. Mußte an sich schon die lange Dienstzeit, die nicht etwa durch längere oder häufige Urlaubsfristen unterbrochen war, und während deren der Soldat keine Ehe schließen durfte, den Krieger dem bürgerlichen Leben in hohem Grade entfremden, so traten dazu noch mehrere sehr wesentliche Umstände, welche dieser Armee einen ganz eigenthümlichen Charakter verliehen. Mit Ausnahme nemlich der noch

unten zu besprechenden Garde- und Marine-Truppen in Italien, wie auch der schwachen Truppen-Abtheilungen an den Regierungssitzen der Statthalter in den innern und wesentlich friedlichen Provinzen des Reiches, war das Heer des Augustus und seiner Nachfolger bis auf Diokletian nicht etwa — wie das heutige Europa es gewohnt ist, — in Gestalt zahlreicher Besatzungen von mäßiger Stärke über die größern und kleinern offnen Städte und Festungen des gesammten Reichs vertheilt. Im Gegentheil, die römischen Legionen waren seit der Neugestaltung des Heerwesens, die Augustus mit unermüdlichem Eifer bis in die speziellsten Beziehungen hinein regelte, lediglich in einer Reihe verschanzter Lager vereinigt, welche die Aufgabe hatten, einerseits in den langgestreckten Grenzprovinzen die nassen oder trocknen Grenzen des Reichs zu hüten, andrerseits in unruhigen, schwierigen Landschaften, wie etwa in Spanien, unbotmäßige Gebirgsvölker im Zaum zu halten und zu entwildern. Die einzelnen Legionen, die seit dieser Zeit eine zusammenhängende Geschichte, wie heute die Regimenter der modernen Heere, gewinnen, wurden nun nicht bloß durch die Zahl unterschieden; sie führten auch charakteristische Eigennamen, die theils von den Provinzen hergenommen waren, in denen die eine oder die andere Legion zuerst ausgehoben war oder in Garnison stand, theils auch auszeichnende Ehrennamen sein sollten.

Die Legion bildete aber jetzt der Theorie nach nicht etwa bloß eine Abtheilung des Fußvolks; sie stellte vielmehr ein kleines selbständiges Heer dar, in welchem jede der drei damals ausgebildeten römischen Haupt-Waffen-

gattungen vertreten war. Die Hauptmasse der zugehörigen Truppen waren natürlich Infanteristen, mit der römischen Nationalwaffe, dem welterobernden Pilum, mit dem berühmten Breitschwerdt, und mit den althergebrachten Schutzwaffen ausgerüstet; ihre Zahl in der einzelnen Legion belief sich vor Kaiser Hadrian in runder Summe etwa auf 5300 Mann. Dazu war den Legionen im Kampfe eine bestimmte Reitermasse zugetheilt, die als „Reiterei der Legionen" bezeichnet, mit vergoldeten, durch rothen Roßschweif geschmückten, Eisenhelmen mit Visir, mit Panzern (später auch mit rothen Waffenröcken) und Beinschienen mit leichten Schilden, langen Lanzen, langen Schwertern und Wurfspießen bewehrt war. Zu Vespasians Zeit sind jeder Legion je 120 Reiter zugetheilt. Aber erst seit Kaiser Hadrian wurden den damals 6100 Infanteristen der Legion 726 Reiter in inniger Verbindung mit den Cohorten zugewiesen. Außerdem gehörte zu der Legion ein Artilleriepark, der zu Hadrians Zeit aus zehn schweren (Wurf-) und 55 leichten (Horizontal-) Geschützen bestand. Das Fußvolk der Legion zerfiel in zehn Bataillone oder Cohorten; jede Cohorte bestand aus sechs sogenannten Centurien, nur die erste oder prätorische Cohorte der Legion hatte die doppelte Stärke. Da die volle Stärke der Centurie auf 80 Mann angeschlagen wird, so hatte die gewöhnliche Cohorte einen Bestand von 480, die gesammte Legion aber von 5280 Mann, die Offiziere ungerechnet.

Wie es um jenes hochwichtige Element der neueren Kriegsheere, die Unteroffiziere aller Art, bei den Legionen bestellt war, ist uns nur zum Theil bekannt. Die

enorm lange Dienstzeit der Romanen aber und der Umstand, daß die Legionssoldaten nur mit der blanken Waffe und mit einer Wurfwaffe von kurzer Tragweite fochten, scheint dahin gewirkt zu haben, daß wie die Zahl der Unteroffiziere in unserm Sinne, so auch die der Offiziere verhältnißmäßig klein war.

Die Offiziere der Legion zerfielen in der langen Zeit bis zu den endlosen innern und auswärtigen Kriegen, die mit Septimius Severus anhoben, in zwei Klassen.

Die meisten der Offiziere, die bekannten Centurionen — ein Name, der alle Stellungen, modern ausgedrückt, von dem Lieutenant und Hauptmann zweiter Klasse, der mit seinem Weinrebenstocke die Soldaten durch Schläge strafte, bis zu dem Veteranen vom Range eines Obristlieutenants umfaßte, — dienten von unten auf. Wie die große Mehrzahl der Gemeinen aus niedern und mittleren Verhältnissen hervorgegangen, standen die Centurionen mit den Soldaten, aus deren Reihen sie entnommen zu werden pflegten, an Bildung und praktischer Erfahrung in der Regel auf derselben Stufe. Die meisten Soldaten der Legionen, sobald sie nur erst einige Feldzüge bestanden hatten, waren jedenfalls militärisch vollkommen befähigt, den Dienst der Centurionen zu versehen; für die Beförderung zum Centurio und weiter innerhalb des Kreises der Offiziere sah man außerdem vorzugsweise auf persönliche Zuverlässigkeit, erprobte Bravheit, Kenntniß des Dienstes, und zur andern Natur gewordene militärische Routine. Da nun die verschiedenen Cohorten der einzelnen Legion, und innerhalb der Cohorte wieder die verschiedenen Centurien, verschie-

denen Rang hatten, der durch die Zahlenfolge bezeichnet wurde: so war der Rang der Offiziere, deren jeder eine Centurie hatte, eben nach der Stellung ihrer Centurie verschieden. Sobald nicht auf Grund glänzender Kriegsthaten jemand außer der Reihe befördert wurde, pflegte im gewöhnlichen Gange der Dinge der jüngste Offizier der letzten Cohorte zuerst alle Rangstufen in derselben zu durchlaufen; dann kam er wieder als jüngster Offizier in die im Range nächst höhere Cohorte, bis er endlich die glänzende Stellung des ältesten Centurio der ersten Centurie der ersten Cohorte der Legion erreichte, welcher der Adler der Legion und das Bildniß des Kaisers anvertraut war.

Die Laufbahn der meisten dieser Offiziere schloß mit dieser Stellung als Centurio primus pilus oder primipilus. Indessen gab es doch auch jetzt schon eine höhere Stellung, zu der manche dieser erprobten Offiziere emporsteigen konnten. Die Stabsoffiziere nemlich waren zu jener Zeit insgesammt Römer aus guten und vornehmen, meist dem senatorischen und dem ritterlichen Adel angehörigen Familien. Während nun der Militärkommandant der Grenzprovinz, unter dessen Befehlen die gesammte Provinzialarmee stand, die Führung der einzelnen Legion je einem Legaten oder Generallieutenant anvertraute, waren in dieser Zeit die frühern sechs Legionstribunen oder Obersten nur selten noch als Stabsoffiziere in aktivem Dienst zu verwenden; als junge Männer von guter Herkunft, die ihren Dienst in der Umgebung des Feldherrn gemacht hatten, wurden dieselben, sobald nicht jemand hervorragendes Talent und militärische Leiden-

schaft entfaltete, in ihrer Stellung als Legionstribunen gewöhnlich zu Geschäften der Verwaltung und Militärjustiz verwendet. Da wurden nun ausgediente Centurionen, namentlich Primipili, wiederholt mit der Führung der aktiven militärischen Geschäfte des Legionstribunates betraut und dann durch den Titel „Tribuni minores“ von den Obersten adeliger Abkunft unterschieden.

Der Sold des Legionssoldaten erreichte die Höhe von jährlich 225 Denaren, die etwa einer Summe von (rund) 65 Thalern gleichkommen. Die Naturalverpflegung wurde den Soldaten nicht mehr, wie früher, in Abzug gebracht, sondern umsonst geliefert. Nach Ablauf endlich der Dienstzeit erhielt der Soldat der Legion ein namhaftes Gnadengeschenk zu ehrenvollem Abschiede. Augustus, der seit der Schlacht bei Aktium wiederholt mit Austheilung von Grundstücken und großen Geldgeschenken an die Verabschiedeten abgewechselt hatte, bestimmte endlich im J. 5 n. Chr. als regelmäßiges Abschieds-Geschenk für die jährlich abgehenden Soldaten für den Mann 3000 Denare = 870 Thalern; eine Belohnung, die aber anscheinend bald durch Ackeranweisungen in den Provinzen ersetzt wurde. Als Tag für Aufnahme der Rekruten und Entlassung der Veteranen galt in ruhigen Zeiten der erste März.

Die Legionen an den Grenzen des Reiches, namentlich aber die am Rhein, an der untern Donau, und in Syrien, haben im Laufe der folgenden Jahrhunderte für die innere wie für die äußere Geschichte des römischen Reichs die höchste Bedeutung gewonnen. Sie vor Allem sind es, die von Geschlecht zu Geschlecht immer neue Kränze blutigen Ruhmes für die Imperatoren in der

Palatinischen Hofburg erobern; sie sind es, in deren Reihen Tapferkeit und mannhaftes Wesen noch immer rettend und siegreich sich behauptet haben, als das große Reich bereits im großartigsten Maße von allen Mächten der Zerstörung erschüttert wurde. Aber die Legionen bildeten wohl die Kernkraft der römischen Armee, sie machten dieselbe aber keineswegs allein aus. Die Politik und die Praxis des römischen Kaiserthums hat so lange als möglich wenigstens an dem Grundsatz festgehalten, die Legionen, das starke Linienfußvolk des Reiches, jedenfalls nur aus römischen Bürgern zu ergänzen. Während aber in den älteren Zeiten und bis zu den Kämpfen nach Cäsars Tode die Legionen weit überwiegend die ganze Fülle italischer Manneskraft in sich schlossen, war davon seit der Aufrichtung des Kaiserthums keine Rede mehr. Die einst an Menschen überreiche schöne italische Halbinsel von Lukka und Rimini bis zur Meerenge von Messina war durch die furchtbaren Bürgerkriege seit Ausbruch des italischen Bundesgenossenkrieges und durch die wiederholt damit verbundenen Erschütterungen des Besitzstandes bis zur Rückkehr Octavians aus Aegypten, dermaßen erschöpft worden, daß Augustus wenigstens für gewöhnliche Zeiten im Wesentlichen darauf verzichtet hat, den jährlichen Abgang der Legionen durch regelmäßige Aushebungen aus der Jugend der Halbinsel zu ergänzen. Nun waren aber bereits in dieser Zeit in verschiedenen Provinzen des Reiches römische Bürger in solcher Menge angesiedelt, waren auch früher Provinzialen mit dem römischen Bürgerrechte begabt worden, so daß es keine besonderen Schwierigkeiten machte,

wenigstens für gewöhnliche Zeiten die nöthige Menge römischer Rekruten für das Linienfußvolk aufzubringen.

Man hat berechnet, daß während der ersten Jahrzehnte des ersten Jahrhunderts n. Chr. die Bevölkerung des Reiches bei etwa hunderttausend Quadrat-Meilen die Höhe von etwa neunzig Millionen Menschen erreichte, von denen etwa (17 bis 18 Millionen gleich nach dem Abschluß der Bürgerkriege) 18 bis 19 Millionen die römische Bürgerbevölkerung ausmachten. Ein jährlicher Ersatz nun von 18 bis 20,000 Mann, wie desselben selbst die 25 Legionen nur bedurften, die (s. unten) seit Ende der Regierung des Augustus für mehrere Jahrzehnte unter den Waffen blieben, war bei solcher Zahl der „Bürger"-Bevölkerung (die noch dazu durch stete Beschenkung weiterer Kreise der Provinzialen mit dem Bürgerrecht unter der Kaiserherrschaft andauernd sich vermehrte), nicht schwer aufzubringen, auch wenn die italische Halbinsel mit ihren vier bis fünf Millionen freier Einwohner dabei außer Acht gelassen, allenfalls aber das damals noch von ebensoviel Einwohnern besetzte, (also im Verhältniß zu seiner Größe ungleich besser als die Halbinsel bevölkerte) oberitalische Gebiet mit in Betracht gezogen wurde. Uebrigens wurde wohl der größte Theil der jedesmaligen Rekrutirung in gewöhnlichen Zeiten durch Freiwillige gedeckt. Machten aber außerordentliche Verhältnisse rasche und große Ergänzungen der Legionen nöthig, bei denen man nicht mit dem römischen Material ausreichte, so nahm man durchaus keinen Anstand, zur Einstellung von Provinzialen zu schreiten, die dann nach Ablauf ehrenvoll geleisteter Dienstzeit oder schon nach einer bestimmten Zahl von

Dienstjahren mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt wurden. Es darf wohl angenommen werden, daß man derartige Legionssoldaten mit Vorliebe aus den Heerhaufen der sogenannten Hülfstruppen in den Provinzen nahm, von denen wir unten noch mehr zu sprechen haben.

Augustus war jedoch nicht gewillt, die kraftvolle Jugend der italischen Halbinsel vollkommen der Waffen zu entwöhnen. Auch der rüstige Menschenschlag dieses Landes, namentlich der Landschaften von Mittel-Italien, wurde nach wie vor militärisch verwendet; aber — soweit nicht etwa die Italiker freiwillig zu den Adlern der Legionen strömten (oder, wie das allmählich sich entwickelt hat, in leichter bewaffneten Cohorten neben den Legionen sich sammelten) — die italischen Soldaten sollten fortan mehr für den persönlichen Dienst des Kaisers, wie auch für den Besatzungsdienst in der Hauptstadt Rom verwendet werden. Anknüpfend zunächst an die alte Lagergewohnheit der römischen Heerführer, eine Abtheilung durch Muth, Kriegserfahrung und erprobte Tapferkeit ausgezeichneter Krieger der Legionen während der Dauer eines Feldzuges oder Krieges als sogenannte Prätorische Cohorte sich zur Leibwache auszuwählen, bildete Augustus seit d. J. 27 v. Chr. eine ständige Leibwache zum Ehren- und Sicherheitsdienst für den Kaiser und das kaiserliche Haus, die dann unter dem Namen der Prätorianer nachmals eine unerwartet große Bedeutung für das Schicksal des Kaiserthums gewonnen hat. Junge Männer aus den kräftigsten Stämmen der italischen Halbinsel, neben denen nachmals aber bald auch junge Epiroten und Makedonen Aufnahme gefunden haben,

wurden in neun „prätorische" Cohorten vereinigt, deren jede damals tausend Mann zählte, und deren jeder eine Schwadron Reiterei zugesellt wurde. Außerdem gehörte zu der Garde auch eine Abtheilung Artillerie. Die Soldaten dieser Kaisergarde waren zur Zeit des Augustus nur zum kleineren Theil in verschiedenen Quartieren der Hauptstadt Rom selbst untergebracht; hier sollten immer nur drei Cohorten zugleich sich aufhalten, die Masse der übrigen waren an mehreren Plätzen Italiens, die der Hof gern zu besuchen pflegte, vertheilt. Ebenso sind die Prätorianer erst unter Tiberius den Befehlen eines einzigen Präfekten unterstellt worden. Gewann diese Garde ihre mächtige politische Bedeutung erst seit den Veränderungen, die Tiberius mit ihrer Vertheilung und Organisation vornahm, so war dagegen — ein steter Gegenstand der Eifersucht und des Neides für die Krieger der Grenzlegionen — der Prätorianer von Anfang an durch kürzere Dienstzeit und höhern Sold bevorzugt, indem diese Soldaten auch seit Steigerung der Dienstzeit (s. oben) nur 16 Jahre zu dienen hatten, dagegen aber einen weit höhern Sold als die Legionssoldaten, (nemlich der Mann jährlich 720 Denare oder im Durchschnitt täglich 2 Denare d. i. also etwa 209 Thaler, allerdings dafür auch keine unentgeltliche Naturalverpflegung) empfingen, bei ihrer Entlassung aber ein Geschenk von 5000 Denaren = 1450 Thaler, eventuell Grundstücke in Italien erhielten.

Fast noch stärker war die Abneigung gegen die bei ihrem in der Regel bequemen Dienst und bei den Genüssen der üppigen Welthauptstadt so verwöhnten stolzen Prätorianer bei der eigentlichen Besatzung der Hauptstadt;

es sind damit die sogenannten cohortes urbanae gemeint, — eine Truppe von damals drei Cohorten zu je tausend Mann, ebenfalls italische Soldaten, — die unter dem obersten Befehle des Polizeipräsidenten der Hauptstadt, (des Präfectus Urbi) standen und gegenüber der massenhaften, leicht zu allem Unfug aufzuregenden Lazzaronibevölkerung Roms den sehr beschwerlichen Sicherheitsdienst als eine Art auserlesener Gensdarmen zu leisten hatten. Während sie bei 20jähriger Dienstzeit und einem Jahressolde von etwa 360 Denaren (104 Thaler) für den Mann im Range über den Legionssoldaten standen, nahm ein weiterer sehr wichtiger Bestandtheil der in Rom ständig aufgestellten Soldaten den Rang nach den Legionstruppen ein. Das war die seit d. J. 6 n. Chr. militärisch organisirte Feuerwehr; die s. g. Vigiles, die (zuerst aus Freigelassenen gebildet, denen später durch Senatsbeschluß nach mehrjähriger Dienstzeit das römische Bürgerrecht verliehen und damit auch der Eintritt in andere Truppengattungen geöffnet wurde,) in sieben Cohorten zu je tausend Mann über die städtischen Quartiere vertheilt, und mit dem gewöhnlichen Polizeidienst, namentlich aber mit der Bekämpfung der in Rom sehr häufigen Feuersbrünste betraut waren. Ihren Offizieren stand nach kurzer Dienstzeit der Uebertritt zu angeseheneren und besser gestellten Truppentheilen offen.

Während die Flottenabtheilungen und die Seesoldaten, welche Augustus ebenfalls im Innern des großen Reichs, mit den Stationen Misenum und Forum Julium, Ravenna und Aquileja, Byzanz und Trapezunt, Karpathos, Seleukia und Alexandria formirte, für die gesammte nächste Zeit bis auf den Ausgang des

julisch-claudischen Cäsarenhauses eine höhere kriegerische Bedeutung nicht gewannen, haben wir schließlich dagegen noch der zweiten großen Soldatengruppe zu gedenken, mit welcher, immer im innigsten Zusammenhange mit den Linientruppen der Legionen, die Heerführer des Kaiserthums die langgestreckten Grenzen des Reichs zu hüten, die schweren Grenzkriege mit den barbarischen Grenznachbarn zu führen hatten. Es sind die sogenannten Auxiliartruppen. Wie in den älteren Zeiten des römischen Staates, nemlich vor der Aufnahme der sämmtlichen Italiker in das römische Bürgerrecht, die römische Legion gewöhnlich von einer gleich zahlreichen Schaar italischer Bundeskrieger begleitet war, so erscheint während der Kaiserzeit neben den aus römischen Bürgern bestehenden Grenzlegionen, also neben dem Kern des schweren Linienfußvolks, eine der Stärke der Legionen gewöhnlich gleichkommende Masse andrer Truppen verschiedenster Art, die insgesammt als „Hülfstruppen“ bezeichnet werden. Abgesehen von einigen italischen oder romanischen Abtheilungen (nemlich den oben erwähnten „italischen Cohorten“ und den kleinen Trupps der nach Ablauf ihrer Dienstzeit und vor vollständiger Entlassung und Abführung nach den ihnen zugewiesenen Ländereien noch bei den Fahnen verbliebenen ausgedienten Veteranen der Legionen) waren dieses Soldaten aller Waffengattungen, die man aus den dienstfähigen Mannschaften der nicht oder noch nicht mit römischem Bürgerrecht beschenkten Bevölkerung der vorzugsweise waffenfähigen Provinzen des Reichs auszuheben pflegte. Die Provinzialbevölkerung stellte namentlich leichtes Fußvolk

jeder Art, bald nach römischer Weise bewaffnet, bald mit ihren nationalen Waffen ausgerüstet; dazu aber auch bedeutende Schaaren trefflicher Reiter, wie denn auch die oben erwähnten schweren, zu den Legionen gehörigen Schwadronen wenigstens größtentheils aus Streitern dieser Art zusammengesetzt waren. Diese Schützen, Jäger, Schleuderer, Speerwerfer zu Fuß, diese reitenden Schützen und Panzerreiter waren je nach Bedürfniß aus den verschiedensten Provinzen des Reichs an die entlegensten Grenzen des Rhein- oder Donauthales, des armenischen Hochlandes oder der Euphratsteppen geschoben: dieses bunte Durcheinander aller Nationalitäten vor Allem hat der Physiognomie der römischen Armee auch schon des ältern Kaiserthums ihren ganz eigenthümlichen Charakter verliehen. Die Auxiliartruppen zu Fuß wurden in Cohorten bald zu 500, bald zu 1000 Mann, die Reiter in große Geschwader bald zu 480, bald zu 960 Mann getheilt. Die Auxiliartruppen wurden von Präfekten und Kriegstribunen befehligt, die in den römischen Legionen ihre Schule gemacht hatten; lange und treue Dienste bei diesen Hülfstruppen wurden bei den ausscheidenden Veteranen regelmäßig durch Ertheilung des römischen Bürgerrechts belohnt. Die regelmäßig bei den Lagern der Linientruppen vorhandenen Auxiliartruppen pflegten 20 bis 25 Jahre unter den Waffen zu bleiben; für den Fall langwieriger und schwerer Kriege mochten sie, — falls zu solchen Zwecken nicht noch andere feste Kadres vorhanden waren, — den Anhalt bieten, um welchen massenhafte neu und nur vorübergehend ausgehobene Miliztruppen gruppirt werden konnten.

Die neue Gestaltung des römischen Heerwesens durch Augustus hat nach verschiedenen Seiten hin sehr interessante und sehr wichtige Folgen nach sich gezogen. Sehen wir ab von den Seesoldaten und den Truppen in der Hauptstadt, die für den weitern Verlauf der Dinge, mit denen wir uns demnächst beschäftigen, keine nähere Bedeutung haben, so treten uns mehrere wichtige Erscheinungen sehr bestimmt entgegen. Das römische Heer war jetzt eine Armee von Berufssoldaten geworden, die durch die lange Dienstzeit und durch die Aufstellung der meisten Legionen an den fernen Grenzen des Reichs von dem bürgerlichen Leben und Wesen vollkommen geschieden waren. Damit erwuchs nun ein ganz eigenthümlicher Soldatengeist, wie die ältere Republik denselben nicht gekannt hatte. Das römische Heer bildete jetzt einen ganz selbständigen Organismus, hatte ein ganz selbständiges Leben. Gleichsam das Urgebirge, um welches sich zahlreiche tertiäre Schöpfungen geschichtet hatten, bewahrte die Armee bis in die spätesten Zeiten hinein die zugleich nachhaltige und ungestüme Kraft des Römerthums am vollständigsten. Bei den Legionen erhielten sich die kernhaftesten Eigenschaften des römischen Nationalcharakters lange am dauerndsten, so daß vor Allen die Standlager der Legionen die Plätze waren und blieben, wo mehrere Jahrhunderte hindurch immer zahlreichere Volkselemente aller Nationalitäten des Reichs und der Nachbarvölker energisch romanisirt worden sind. Wohlgeschulte Tapferkeit, echt kriegerischer Heldenmuth, treuer kameradschaftlicher Sinn, ausdauernde Treue gegen Kaiser und Reich, sind hier lange gepflegt worden. Die Standlager der

Legionen sind in vielen Fällen zu starken Römerstädten erwachsen. Und wie die Krieger der Legionen während ihrer Dienstzeit vor den Zeiten des Verfalls niemals sich weigerten, die großen öffentlichen Nutzbauten in den Grenzlanden, die Anlagen der Heerstraßen, Kanäle, Flußhäfen, Drainirung der Sümpfe u. dgl. auszuführen, so haben die Ansiedlungen der ausgedienten Soldaten namentlich den langen Gürtel der europäischen Nordgrenzen des Reichs immer stärker romanisirt, und im Laufe der Jahrhunderte aus den erst seit Cäsars Zeit gewonnenen nordischen Provinzen des Reichs jenseits der Alpen und des Balkan neue römische Länder gemacht, die allmählich mit ihrer frischen Kraft das alt und wesentlich unkriegerisch gewordene Italien vertreten konnten und mußten.

Aber, die neue Entwicklung hatte auch starke Schattenseiten. Freilich hat es doch immerhin bis auf Septimius Severus gedauert, bis auch die Heerführer Roms sich in schroff verachtungsvollen Gegensatz zu dem Bürgerthum und zu den großen bürgerlichen Staatsgewalten gestellt haben. Die Abtrennung der Legionen von der Heimath und das vieljährige Lagerleben war der Sittlichkeit nicht sehr förderlich. Weiter aber erwuchs aus der energischen Kameradschaftlichkeit auch ein schroffer Korpsgeist, der seine Gefahren nach sich zog. Zwischen gar mancher Legion und gar mancher Auxiliarenschaar bestand grimmiger Haß. Und wenn die Legionen der verschiedenen großen Provinzialheere allmählich die nationalen Charakterzüge immer deutlicher zeigten, die bei ihnen je die Eigenthümlichkeit ihres Kriegsschauplatzes und die beständige Ergänzung durch Provinzial-Romanen der-

selben Landschaft ausprägte: so bildete sich auch wiederholt ein schroffer, fast instinktmäßiger Gegensatz heraus zwischen den Legionen der einen und denen einer andern Provinz. Wie gefährlich das war, hat die Hauptstadt Rom selbst in den Thronkriegen nach Nero's Untergange zu erfahren gehabt. Unvermeidlich, aber darum freilich nicht weniger bedenklich, war der schlimme Umstand, daß alle jene Legionen, welche — und es waren eben die meisten — die stete Grenzhut gegenüber den barbarischen Völkern des Nordens zu bilden hatten, immer mehr verwilderten. Die niemals völlig unterbrochenen größeren und geringeren Fehden auf höchst schwierigem Terrain mit den kraftvollen, aber unkultivirten und nicht selten überaus grausamen Völkern östlich vom Rhein und nördlich von den Alpen und der Donau hat zwar die Kraft und Frische der Legionen beständig lebendig erhalten, aber auch unvermeidlich — ganz anders, oder doch unendlich viel mehr als ein Krieg mit einem Kulturvolke und einer Reihe regelmäßiger Schlachten unter gewöhnlichen Verhältnissen sonst zu erzeugen pflegt, — eine Lust am Morden, an Grausamkeit jeder Art, an Raub und Brand bei ihnen genährt, die wiederholt im Falle innerer Kriege die Völker der Provinzen vor ihren eignen Landsleuten hat schaudern lassen.

Die meisten dieser Bemerkungen gewinnen ihre volle Wahrheit jedoch erst für die spätern Zeiten, wenigstens vorwiegend erst mit dem Ausgang des julisch-claudischen Kaiserhauses. Für die ersten drei Jahrzehnte der Regierung Augusts dagegen fällt uns ein anderer Punkt entschieden stärker auf: nemlich die geringe

Stärke der durch ihn geschaffenen Armee. Abgesehen nemlich von den Seesoldaten und von den in und bei Rom in Besatzung liegenden Truppen scheint das stehende Heer in Linie und Hülfstruppen, wie dasselbe bis zu dem großen dalmatisch-pannonischen Kriege d. J. 6 n. Chr. bestand, die Stärke von 200,000 Mann zu Fuß und zu Roß nicht bedeutend überschritten zu haben. Das übersteigt die Militärkraft des heutigen Spanien nur um ein Geringes und erreicht kaum die Höhe der Friedensarmee des gegenwärtigen Königreichs Italien. Wir werden später sehen, daß Augustus sich nachmals genöthigt gesehen hat, die stehende Armee des Reiches um mehr als die Hälfte ihres frühern Bestandes zu verstärken; aber auch dann erreichte das stehende Heer des Weltreichs noch immer nicht einmal die Friedensstärke der Armee des heutigen Frankreich, wie dieselbe vor d. J. 1870 war. Augustus konnte zu einer solchen Heeresordnung nur deswegen schreiten, weil das römische Reich damals auf keiner Seite einen auch nur einigermaaßen ebenbürtigen Gegner zu fürchten hatte; so lange sie es vermochten, haben die Römer dann allerdings auch jeden von ihnen besiegten Gegner, und namentlich jede neu sich entwickelnde civilisirte Macht an ihren Grenzen mit systematischer Zerstörungswuth möglichst gründlich zerschmettert. Dazu kam, daß die an den Grenzen aufgestellten römischen Truppen zu allen Zeiten sofort „mobil“, wie wir das heute nennen, erhalten wurden; daß ferner die ausgezeichnete Schulung des römischen Soldaten und die lange Dienstzeit die Krieger der Legionen und der stehenden Auxiliartruppen für

die ihnen obliegenden Aufgaben unvergleichlich ausgebildet hatte und fortdauernd weiter ausbildete.

Nichtsdestoweniger hafteten an dem Wehrwesen der römischen Kaiserzeit schwere Uebelstände, die auch während der beiden ersten glänzenden Jahrhunderte niemals vollkommen überwunden wurden, und die mit dem dritten Jahrhundert n. Chr. für längere Zeit eine wahrhaft schreckhafte Gestalt annahmen. Es war unter allen Umständen keine kleine Aufgabe, mit nur 200,000 Mann (oder selbst mit drei bis vierhunderttausend Mann, wie man seit Tiberius' Zeit gewöhnlich rechnet) zugleich das Gebiet des Euphrats, die untere Donau und das langgestreckte Rheinthal, die lange afrikanische Südgrenze von den Nilfällen bei Syene bis zu den Palmenwäldern von Fez zu hüten, wie auch die unruhigen Bergvölker im nordwestlichen Spanien, in den Alpen, in dem Hochlande zwischen den dinarischen Alpen und dem Balkan zu bändigen. Die Sache wurde aber leicht höchst gefährlich, sobald an irgend einer Stelle der weitgestreckten Grenzen ein Krieg von ungewöhnlicher Ausdehnung und Nachhaltigkeit entbrannte. Angriffskriege von großartiger Natur selbst den sogenannten Barbaren gegenüber mußten natürlich mit äußerster, weitschauender Vorsicht und Berechnung vorbereitet werden. Aber auch zu der bloßen Vertheidigung reichte unter Umständen die gewöhnliche Besatzung einer besonders gefährdeten Grenzprovinz nicht aus. Da bei der ungeheuer langen Dienstzeit der Legionssoldaten eine Reserve altgedienter, aber noch für neuen Dienst eventuell brauchbarer Soldaten nicht bestand, so war man für solche Fälle zunächst auf das bedenkliche Mittel angewiesen, die unge-

schulten Milizen der Provinzen in Menge aufzubieten, wie auch in aller Eile neue Legionen zu formiren. Daher mußten zu schnellerer und sicherer Hülfe in solchen Fällen oft aus ziemlich entfernten Landschaften andere Legionen herangezogen werden. Sobald erst alle Grenzländer des Reiches durch ein System prachtvoller Heerstraßen mit einander wohl verbunden waren, konnte eine solche Herumwerfung der Legionen von einem Ende der alten Welt zum andern allerdings ohne besondere Schwierigkeit, wenn auch immerhin mit namhaften Kosten, ins Werk gesetzt werden. Aber spätern Geschlechtern ist die gewaltige Schwierigkeit nicht mehr verborgen geblieben, nur mit solchen Mitteln das Reich zu hüten und zu schützen, — als allmählich die römisch-griechische Welt auf allen Seiten, kaum den Ocean ausgenommen, bei zunehmender Schwäche namentlich der italischen Halbinsel, sich von energischen, jugendfrischen Feinden umgeben sah, deren Verwegenheit und Raubgier aller Orten neu erwachte, wenn an irgend einem Grenzpunkte einmal ein großer Schlag gegen die Römer gelungen war. An Gefahren solcher Art dachte man in Rom natürlich noch lange nicht; am wenigsten in der Zeit, wo Augustus das Heerwesen des Kaiserthums organisirte. Ganz im Gegentheil war es lange Zeit die sehr entschiedene Absicht des Kaisers, auch nach Außen hin überall eine Politik des Friedens zur Geltung zu bringen.

## Erstes Kapitel.

### Die auswärtige Politik des Augustus.

Der neue Herr der römisch=griechischen Welt hat in der That viele Jahre hindurch sehr bestimmt die Absicht verfolgt, auch nach Außen hin festen Frieden zu halten, überall gedeckt und gesichert durch die imposante Machtstellung des Reiches. Einerseits hatten die langjährigen römischen Bürgerkriege eine ganze Reihe der sonst gesegnetsten Landschaften des Reichs dermaßen erschöpft, daß nur durch kluge Schonung und sorgsame Pflege ihrer Hülfsquellen ihre Herstellung zu ermöglichen war. Andererseits erschien die Ausdehnung des Reichs dem verständigen Augustus bereits als so ungeheuer, daß er lange an der Ansicht festgehalten hat, die Erwerbung noch neuer Provinzen, die noch weitere Hinausschiebung der römischen Grenzen könne nur als ein Nachtheil für das römische Volk angesehen werden. Nach Erwerbung des Reiches der Lagiden breitete sich das Reich der Cäsaren in riesiger Größe rings um die gesammten Glieder und Verzweigungen des mittelländischen Meeres stolz und prächtig aus. Mit Einschluß der kleinen von Rom mehr oder minder abhängigen Clientelstaaten in Afrika und Vorderasien stand das ungeheure Gebiet zwischen dem Atlantischen Ocean (von dem Delta

des Rheins bis zu den mauritanischen Küsten) und den Ostgrenzen Vorderasiens, wie sie durch die Felsenwüsten des Peträischen Arabiens, durch den Oasengürtel des östlichen Syriens, durch das Thalgebiet des Euphrat und Armeniens Schneegebirge bezeichnet wurden; — zwischen dem Rheinthale, den Tiroler Alpen, dem Thalland der Sawe und Drau, dem Uferlande der unteren Donau im Norden, und zwischen den Abhängen der nordafrikanischen Gebirge von Mauritanien bis zu Syene's braunen Granitwänden, unter der Hohheit des Imperators von Rom. Augustus war nun nach Wiederherstellung des innern Friedens unter den Römern selbst, zunächst und vor Allem darauf bedacht, einerseits die noch unbotmäßigen Stämme im Innern des Reichs zur Ruhe, andererseits aber noch schwebende Händel mit dem Auslande in möglichst ehrenvoller, aber friedlicher Weise zum Austrag zu bringen. In jener Richtung gelang es ihm und seinen Heerführern endlich, bis zum J. 19 v. Chr. durch vollständige Unterwerfung der Cantabrer und Asturier, der tapfern Gebirgsvölker im nordwestlichen Spanien, den mehrhundertjährigen Kämpfen in Spanien ihr Ziel zu setzen: in dieser dagegen kamen vorzugsweise die Parther in Betracht, an denen die Römer noch immer die schreckliche Niederlage bei Karrhä (53 v. Chr.) und die dem M. Antonius (i. J. 36) beigebrachten Schläge zu rächen und die stete Arbeit gegen den römischen Einfluß in Armenien zu strafen hatten. Augustus nun war ganz und gar nicht gewillt, die Kräfte des Reichs in Masse am Euphrat und in Armeniens Alpenthälern zu vergeuden, sondern er begnügte sich in der Parthischen

Sache mit einem diplomatischen Triumpfe. Er war sehr glücklich, als in dem Jahre 20 v. Chr. der Partherkönig Phraates durch mehrfache, von der römischen Politik listig genährte Schwierigkeiten und durch die gewandten Unterhandlungen Augusts sich bestimmt sah, die römischen Feldzeichen und Gefangenen aus der Unglückszeit des Crassus auszuliefern; noch wichtiger war es, daß in demselben Jahre einige kriegerische Demonstrationen den ganzen Einfluß der Römer in Armenien glücklich wiederherstellten.

Augustus sprach sich nun nach diesem glänzenden Erfolge seiner Politik mit ganzer Bestimmtheit gegen den Senat dahin aus, daß die Römer nicht nach neuen Eroberungen trachten sollten. Nichtsdestoweniger sind nur wenige Jahre vergangen, als er an einem für die ganze Folgezeit entscheidenden Wendepunkte seiner auswärtigen Politik stand. Es waren die Verhältnisse an der gesammten europäischen Nordgrenze des römischen Reichs, die schließlich den großen Staatsmann bestimmt haben, abermals und in sehr umfassender Weise eine Arena auswärtiger Kriege zu eröffnen.

Bis auf Julius Cäsar, den großen Eroberer Galliens, waren die Verhältnisse zu der sogenannten barbarischen Welt des Nordens, damit aber auch die Sorge für die Abrundung und die volle militärische und polizeiliche Sicherheit der Nordgrenzen des Reichs in gefahrvoller Weise vernachlässigt worden. Die wilden keltischen und illyrischen Bewohner der Hochalpen vom Genfer See bis nach Istrien hin waren durch Indianerartige Raubzüge und wilde Grausamkeit den Rebenthälern und den

üppigen Ebenen von Oberitalien wiederholt sehr gefährlich geworden; die Landverbindung zwischen Italien und den römischen Provinzen auf der Balkan-Halbinsel war bis auf Cäsars Zeit gänzlich vernachlässigt geblieben. Mit Cäsars Eroberung der ungeheuren neuen gallischen Provinz, mit seinen neuen geographischen Entdeckungen im Norden und im Herzen von Europa konnte endlich der Gedanke reifen, die Grenzlinien festzustellen, die man als die „natürlichen Grenzen" des römischen Reichs gegen die Barbaren anzusehen habe; wenn überhaupt bei einem Reiche, wie das der Römer geworden war, noch von natürlichen Grenzen geredet werden kann. Es versteht sich von selbst, daß hier nur solche Linien gemeint sein konnten, die womöglich einen zugleich strategischen und ethnographischen Abschluß der römischen Eroberungen erlaubten; Linien, welche namentlich geeignet wären, einen möglichst erfolgreichen und nicht allzu kostspieligen Grenzschutz herzustellen.

Mit der Unterwerfung Galliens und des anschließenden keltischen Helvetiens, (des schweizerischen Landes östlich bis Schaffhausen und zum St. Gotthard) glaubte man Seitens der Römer eine solche Linie in dem mächtigen Rheinstrom gefunden zu haben, dessen linkes Ufer in dem ganzen Laufe aufwärts von dem Rheindelta bis nach Schaffhausen sie seit Cäsars gallischen Feldzügen beherrschten, dessen gesammter Thalweg zur Beobachtung der starken und gefürchteten germanischen Völker auf dem rechten Ufer vortrefflich geeignet erschien. Aber, während in Folge der nach Cäsars Rückkehr aus Gallien entbrannten Bürgerkriege in dieser Richtung nur erst wenig geschehen war; während in dem

Nordwesten des Reiches die nächste Hauptaufgabe blieb, die Bewohner Galliens allmählich an die römische Herrschaft ernstlich zu gewöhnen: so hatte man sich bis in die Zeiten nach jener Ausgleichung mit den Parthern für die lange Strecke von Schaffhausen bis zum schwarzen Meere mit einer sehr schlecht geschützten Grenze begnügt. Während noch im Jahre 25 v. Chr. die wilden Salasser, ein trotziges Alpenvolk am Fuße der Walliser und Penninischen Alpen (bei Aosta und dem St. Bernhard) zu endlicher Sicherung einer Hauptstraße nach Gallien grausam gezüchtigt werden mußten, verharrten die wilden Stämme der Hochalpen östlich vom St. Gotthard noch immer in gefährlicher Unabhängigkeit von Roms Geboten.

Oestlich dagegen von den niedrigeren Kämmen und Paßhöhen der julischen Alpen hatte Octavian allerdings schon in den Jahren 35 und 34 v. Chr. nicht allein namhafte Eroberungen in dem inneren Dalmatien gemacht, sondern auch die harten und blutgierigen Pannonier, (die Bewohner des heutigen slawonischen, kroatischen und ungarischen Landes zwischen Kulpa, Sawe, Donau und den östlichen Ausläufern der julischen und steirischen Alpen) dem Namen nach zur Unterwerfung gebracht. In Wahrheit aber geboten die Römer mit einiger Sicherheit hier nur erst in der obern Landschaft zwischen den julischen Alpen, der Kulpa und der Drau, soweit eben die Furcht vor den Römern in Siscia (an der Kulpa und der breiten, gelben Sawe), in Aemona (Laybach), in Poetovio (Pettau an der Drau) das Volk im Zaum hielt. Die untere Donau endlich, nemlich der wichtige Stromlauf östlich von Belgrad bis zur Dobrudscha, war erst

nach der Schlacht bei Aktium von den Römern ernstlich in Angriff genommen worden; hier sind lange Jahre verstrichen, bis das mösische Land zwischen Donau und Balkan ernstlich als römische Provinz anzusehen und mit jenen zahlreichen Stromfestungen besetzt war, die nachher Jahrhunderte lang die starken Bollwerke der römischen Civilisation an *dieser* Grenze gewesen sind.

*Augustus* hatte, wie schon wiederholt bemerkt wurde, seit der Schlacht bei Aktium und der Ueberwindung der Königin Kleopatra immer entschiedener der Politik des Friedens auch nach Außen sich hingegeben. Wenn er nun einige Jahre nach Austrag der Parthischen Streitigkeiten den Janustempel wieder öffnete; wenn nun wieder eine Zeit anhob, wo die volle Kriegskraft des ungeheuren Reiches gegen das Herz und gegen den Norden von Mitteleuropa sich wandte; wo die Legionen mit ungeheurer Verwegenheit in die Gletscherwelt der Hochalpen, in die Steppen Pannoniens, in die Sümpfe und Urwälder von Niederdeutschland, die Flotten Roms in das Gewirr der Dünen und Hallige des deutschen Meeres eindrangen; wo die halbe Welt des Nordens fast vierzig Jahre lang in großartigstem Maßstabe von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt ward: so werden sehr verschiedene Beweggründe sich vereinigt haben, um den klugen Staatsmann an der Spitze des Römischen Reiches zu diesem tief greifenden, verhängnißvollen Wechsel in seiner auswärtigen Politik zu veranlassen.

Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, ob Augustus gleich bei dem Beginn der mit dem Jahre 15 v. Chr. anhebenden Kämpfe, die Roms kriegerische Heer-

säulen nach einander in die einsamsten Thäler der mittlern Alpenketten, in die Ebenen der obern und mittlern Donau, nach den Moorlagern der Ems, nach den Wiesen der Weser, der Saale und der Elbe geführt haben, einen umfassenden Plan zu einem großartigen Angriff auf die gesammte Masse der pannonischen, keltischen und germanischen Völker zwischen Rhein und Elbe, Nordsee und Tiroler Alpen entworfen hatte, — oder ob erst das rasche und glänzende Gelingen der ersten Unternehmungen, durch welche der ganze Lauf der Donau als die neue Grenze der östlichen und der centralen Provinzen des Reiches in Europa gewonnen wurde, den Kaiser veranlaßt hat, zu noch kühneren und weitaussehenderen Wagnissen vorzuschreiten. Gewiß ist, daß in den nächsten Jahren nach dem Parthischen Frieden auf der ganzen Linie von dem obern Pannonien bis nach dem Niederrhein eine Reihe von Uebergriffen Seitens der nordischen Völker erfolgte, die die Römer zu ernsthafter Gegenwehr herausforderten. Gewiß ist es auch, daß die Eroberung der gesammten Alpen, die Vorschiebung der römischen Grenzen bis nach dem obern Donauthal immer mehr als eine politische und militärische Nothwendigkeit sich fühlbar machte; nicht minder gewiß, daß die Beziehungen zwischen Römern und Germanen einer bestimmten Ordnung noch sehr bedurften. Daß aber Augustus nachher in ganzem Ernste die kolossale Aufgabe in die Hand genommen hat, die sämmtlichen Völker des freien Germaniens bis zur Elbe unter die römische Hoheit zu zwingen: — dafür traf höchst wahrscheinlich die glühende Kriegslust, der ungestüme Thatendurst der drei großen Heer-

führer seines Hauses, seiner beiden hochbegabten Stiefsöhne Tiberius und Drusus und seines alten Freundes und Schwiegersohnes, des viel erprobten M. Vipsanius Agrippa, mit einem allmählich doch erwachsenen geheimen Wunsche des Kaisers zusammen, durch eine große und glanzvolle Eroberung, die seit der Kimbrerzeit niemals völlig verstummte Furcht der Römer vor den Barbaren des Nordens für immer zu beseitigen, und im Sinne Cäsars, des Eroberers von Gallien, der jungen Monarchie einen neuen und strahlenden Schimmer blutigen Ruhmes zu gewinnen.

Die Veranlassungen zu einer strengen Abrechnung mit den unruhigen Bewohnern der Hochalpen und des rechten Rheinufers hatten sich in der That in der neuesten Zeit bedenklich gemehrt. Die schreckliche Heimsuchung der Salasser i. J. 25 hatte zunächst die Alpenvölker keineswegs eingeschüchtert. Im Gegentheil, die wilden Bewohner der Berge und Hochthäler, welche die oberitalische Ebene von Arona bis Udine beherrschen, hörten nicht auf, nicht allein den Reiseverkehr durch die Alpen durch Räubereien zu stören, sondern auch die italischen Ebenen am Fuße der Gebirge zu überschwemmen. Die Einwohner der italischen Dörfer und Städte, die von ihnen bei solchen Raubzügen betreten wurden, hatten sich dabei gewöhnlich der entsetzlichsten Greuelthaten zu versehen. Am meisten verrufen waren damals nun zwei wesentlich keltische Völkergruppen in den centralen Alpen; die Rhätier und die mit denselben eng verbundenen Vindelicier, — Bergvölker, die übrigens auch die Germanen, die Helvetier und die Sequaner in Gallien mit

ihren Raubzügen nicht verschonten. Die Rhätischen Völker, die namentlich den Ebenen von Como und Verona gefährlich waren, nahmen das ganze Hochgebirge ein ostwärts von dem damaligen Helvetien, südlich vom St. Gotthard bis zum Terglou und Großglockner, nordwärts bis in die Nähe des Bodensees und bis zu der das obere Innthal begrenzende.ı Alpenkette; im Osten durch Venetien und das Land Noricum begrenzt. Sie hatten also namentlich das obere Rheinthal, das Engadin und einen Theil des Tiroler Innthales, endlich das Gebirgsgebiet der Etsch inne. Die Vindelicier dagegen wohnten überwiegend in den Landschaften östlich und nördlich vom Bodensee, nördlich vom Tiroler Innthal, und weiter zwischen dem untern Inn und der obern Donau.

Schon längst nun forderten sowohl die Ehre wie alle Interessen der Römer, dem wilden Wesen dieser Hochländer ein Ende zu bereiten. Da geschah es nun, daß in dem J. 16 v. Chr., (in derselben Zeit, wo auch die Pannonier unruhig geworden und vereint mit Banden aus Noricum, — dem östlichsten Alpenlande zwischen dem Terglou, dem untern Innthal, der Donau und der pannonischen Grenze, — in Istrien eingefallen waren,) wieder zwei der keckten Stämme der centralen Alpen, die rhätischen Camuner am obern Oglio und die vindelicischen Venonen im obern Adda-Thale einen Raubzug nach den Ebenen Oberitaliens unternahmen. Es gelang nun zwar dem Legaten Publius Silius anscheinend ohne große Mühe, sowohl die pannonischen und norischen Raubschwärme zu Paaren zu treiben, wie auch diese frechen rhätischen und vindelicischen Bergbewohner

zu schlagen und zur Unterwerfung zu zwingen. Dabei ließ es aber Augustus nicht mehr bewenden. Der Kaiser war in eben dieser Zeit in aller Eile nach Gallien aufgebrochen, von wo die Kunde eines schweren Unfalles nach Rom gelangt war, den so eben der damalige Statthalter dieser Provinz durch rechtsrheinische Deutsche erlitten hatte. Der ganze Zusammenhang der damaligen römisch-deutschen Verhältnisse am Rhein wird uns nachher entgegentreten. Hier bemerken wir vorläufig nur, daß Augustus bei dem gleichzeitigen Eintreffen so bedenklicher Nachrichten vom Comer See und aus Belgien leicht von der Furcht erfaßt werden konnte, als sei eine allgemeine Bewegung der jenseits der Alpen und des Rheines wohnenden Völker gegen Rom im Anzuge. An der gefährlichsten Stelle, in Gallien, erkannte er allerdings, daß solche Besorgnisse zur Zeit nicht begründet waren. Indessen gedieh jetzt zunächst der Plan zur Reife, nunmehr ohne Verzug zur Eroberung der Alpenländer östlich von der Helvetischen Grenze zu schreiten.

Die Vorbereitungen zu dem großen Schlage gegen die Rhätier und Vindelicier waren bald vollendet. Augustus selbst sorgte für die Ruhe in Gallien und am Rhein; für den Alpenkrieg bestimmte er zwei ausgezeichnete Heerführer, — es waren seine beiden glänzenden Stiefsöhne, deren kriegerische Laufbahn wir im Verfolg dieser Erzählung nun für eine längere Reihe von Jahren zu begleiten haben. Als Octavianus als Triumvir im J. 38 v. Chr. in zweiter Ehe sich mit der berühmten Livia Drusilla verheirathete, brachte diese Dame aus ihrer bisherigen Ehe mit dem Tiberius Claudius Nero

zwei Söhne mit; der ältere, Tiberius, war im J. 42 geboren, der jüngere, Drusus, hat erst in Octavians Hause das Licht der Welt erblickt. Beide Stiefsöhne sind im Hause Octavians aufgewachsen; beide entfalteten, bei sehr verschiedenem Naturell, Charakter und Temperament, mit ihrem reifern Alter höchst ausgezeichnete Gaben, wie sie namentlich der Römer zu schätzen wußte, nemlich für Kriegswesen und Staatsgeschäfte. Tiberius, dessen finstere Seiten in diesem Theil seiner Geschichte uns kaum entgegentreten, hatte bereits in Verwaltungsarbeiten, als Soldat und als Diplomat unter Augusts Leitung sehr Anerkennenswerthes geleistet; persönlich war er in seiner blühendsten Zeit als junger Feldherr eine höchst imposante Erscheinung, nicht ohne stolze Würde und strenge Majestät. Der Liebling seiner Mutter war er, obwohl er in seinen amtlichen Leistungen kaum etwas zu wünschen übrig ließ, dennoch in seiner ganzen herben, kühl zurückhaltenden und verschlossenen Art dem kaiserlichen Stiefvater sehr wenig sympathisch. Seine ganze Liebe hatte Augustus dagegen dem jüngern Drusus zugewendet. Denn dieser junge Mann war nicht nur durch seine strahlende jugendliche sonnige Schönheit eine Zierde des Palatinischen Hofes; seine ausgezeichnete Begabung, die Gediegenheit seines Charakters, sein offenes und freundliches Naturell, seine feinen Sitten, seine schlichte Bescheidenheit, sein leutseliges, mildes und liebenswürdiges Wesen machte ihn dem Kaiser nicht minder lieb und werth, als der Armee und den Römern der Hauptstadt, welche letztere dem allgemein beliebten Prinzen sogar tiefe Sympathien mit der

Republik nachsagten. Jedenfalls zählte er, wie nachher sein edler Sohn Germanicus, zu den wenigen reinen Idealgestalten der julisch-claudischen Dynastie. Jetzt nun sollte er mit seinem Bruder Tiberius um die Wette in einem großen Kriege seine Tüchtigkeit erproben.

Der Plan zu dem Kriege in den Hochalpen wurde von Augustus und seinen Rathgebern mit der ganzen nie fehlenden strategischen Klugheit entworfen, die den Römern dieser und der folgenden Zeit, diesen Erben einer uralten großen kriegerischen Schule, zur andern Natur geworden war. Es sollte, um die Hochländer zu theilen und zu verwirren, zugleich von zwei Seiten her ein überwältigender Stoß gegen ihre Thäler geführt werden; von dem untern Etschthal aus und von dem helvetischen Rheingebiet her. Drusus (zur Zeit ein Jüngling quästorischen Ranges) eröffnete den Angriff, jedenfalls mit sehr bedeutenden Streitkräften und tüchtigen Unterfeldherren, im Sommer d. J. 15 v. Chr., aus den Stellungen, die Silius im Vorjahre erobert hatte. Er drang also mit unwiderstehlicher Gewalt in dem Etschthale aufwärts vor und warf einen Theil der Rhätier in heißer Schlacht am Fuße der Alpen von Trident nieder; es war dieser Sieg, für den Augustus ihn mit Ertheilung prätorischen Ranges und entsprechender Ehrenzeichen belohnte. Während Drusus nun weiter gegen Norden marschirte, die Genauner (einen illyrischen Stamm mitten unter den keltischen Rhätiern) schlug, und wahrscheinlich den Brenner überschritt, setzte sich Tiberius, ohne Zweifel ebenfalls mit imposanten Streitkräften, von Helvetien aus gegen Osten in Bewegung, um sich auf die

nordwestlichsten Kantone der Rhätier und auf die Vindelicier zu stürzen. Er drang am Rhein nach dem Bodensee vor, rüstete hier zum höchsten Erstaunen der Vindelicier eine bewaffnete Flotte aus, lieferte ihnen dann bei der Insel Reichenau ein Seetreffen, und bahnte sich durch Eroberung der Seeküsten den Weg nach den innersten Thälern seiner Gegner. Bald konnten nun die beiden römischen Prinzen einander in die Hände arbeiten.

Beide Heerführer theilten ihre Heere in verschiedene Colonnen. Während Tiberius persönlich nordwärts zog und die Quellen der Donau entdeckte; während Drusus im Tiroler Inngebiet die illyrischen Breuner niederwarf, griffen ihre Legaten überall gleichzeitig die verschiedenen andern Hochthäler und Kantone der Rhätier und Vindelicier an. Da die verschiedenen Stämme dieser Völker ohnehin durch kein festes politisches Band mit einander verbunden waren, so wurden sie durch die gleichzeitigen wohl geleiteten Angriffe der Legionen und Auxiliaren vollständig außer Fassung gebracht. Im Einzelnen freilich war das Blutbad fürchterlich. Die Wuth der zur Verzweiflung getriebenen Hochländer war grauenhaft; die Römer erzählen, daß die starken Weiber der Aelpler, wie die Furien rasend, an den Gefechten theilnahmen und in schauerlicher Wildheit endlich ihre Kinder am Felsen zerschmetterten und sie den Soldaten ins Angesicht schleuderten. Aber aller Widerstand war umsonst; alle Thäler, Dörfer und Bergschlösser der Hochländer erlagen schnell genug den Römern. Die Hauptschläge fielen im August; und mit Ende dieses blutigen Sommers waren die Adler Roms siegreich auf den Eisglänzenden Firnen

der Graubündtner, Tiroler, Allgäuer Alpen aufgepflanzt.

Die Römer säumten nicht, ihren ebenso großartigen als militärisch glänzenden Sieg so vollständig als möglich auszunutzen. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß bereits während des Kampfes und gleich nachher große Massen der Hochländer theils niedergehauen theils als Sklaven verkauft worden waren. Um aber die innere Sicherheit der neuen Eroberungen, durch welche nunmehr die Nordgrenze des römischen Centralgebietes in Europa bis an die obere Donau vorgeschoben war, möglichst rasch zu vollenden, wurden große Schaaren der kräftigsten jungen Leute aus dem Lande geführt und in anderen Landschaften des Reiches angesiedelt; man ließ in den Alpen nur so viele der Ureinwohner zurück, als nothwendig war, um die Aecker der neuen Eroberung zu bauen, und um dieselben nicht vollkommen zu entvölkern. In den Zeiten der beginnenden Völkerwanderung, ja schon seit dem Anfang der Alamannischen Raubzüge nach Italien im dritten Jahrhundert n. Chr. hat sich diese Verödung der Alpen für das Reich als sehr nachtheilig erwiesen; denn die Römer waren nur theilweise im Stande, die aus den neuen Provinzen weggeführten Einwohner durch eine romanische Kolonisation zu ersetzen. Kolonien solcher Art sind aber im Laufe der Zeit, — auch neben der Romanisirung durch Ansiedelung ausgedienter Veteranen (s. oben) —, systematisch auch nach diesen neuen Erwerbungen des Reiches geführt worden. Vielleicht ist schon damals der Grund gelegt worden zu jener Stadt am Lech, die in den spätern Zeiten, namentlich seit Hadrian, als Augusta

Vindelicorum eine glänzende Blüthe erreicht hat, und deren Größe Augsburg erst im Mittelalter wieder überbot. Dieses römische Augsburg wurde auch das Ziel der großen Heerstraßen, welche die Römer, auch hierin der uralten, in Italien und in den älteren Provinzen so ausgezeichnet bewährten Sitte ihrer republikanischen Vorfahren folgend, durch die Alpen führten, und welche nunmehr, an wichtigen Sperrungspunkten durch Besatzungen gehütet, den Legionen bequeme Wege von Oberitalien nach den Hochebenen zwischen dem Nordabhang der Alpen und der Donau, wie nach der Schweiz öffneten. Die kürzeste und vorläufig wichtigste dieser Heerstraßen wurde von Como über Clavenna (Chiavenna), Curia (Chur), durch das Rheinthal nach Brigantium (Bregenz) am Bodensee geführt; sie war von hier aus westwärts nach den Helvetischen Römerstädten, nordwärts über Kempten nach Augsburg geleitet. Eine zweite Heerstraße lief von Verona aus im Thalwege der Etsch und dann der Eisack bis zum Brenner, um dann diesen Paß zu überschreiten, das Innthal und die bairischen Alpen zu durchschneiden. Vollendet wurde die gleich nach Beendigung des Krieges begonnene Straße von Verona nach Augsburg aber erst i. J. 47 n. Chr. durch Kaiser Claudius, der sie auch bis zur Donau hinab führte. Das östlichste Alpenland endlich, Noricum, gegen dessen räuberische Bewohner der Legat Silius, wie wir sahen, im Vorjahre bereits gekämpft hatte, verfiel dann ebenfalls dem Schicksale der Einverleibung in das Reich der Cäsaren.

Die großen Kriegsthaten der Römer in den Hochalpen wurden nachmals prunkvoll gefeiert durch ein großes

Monument zu Ehren des Augustus, als des obersten Kriegsherrn, unter dessen höchster Leitung man diese Siege gewonnen. Es war ein Siegesbogen, der „von Senat und Volk der Römer“ zu Monaco (also am Fuße der südöstlichsten Ausläufer der Seealpen) errichtet wurde und die Namen von 44 neuerdings zwischen dem ligurischen und dem adriatischen Meere bezwungenen Alpenvölkern trug, unter denen etwa zwanzig zu den durch die tapfern Stiefsöhne des Kaisers besiegten Rhätiern und Vindeliciern gehörten. Tiberius dagegen wurde für seine Thaten durch das Consulat des Jahres 13 v. Chr. belohnt. Den augenfälligsten Dank endlich spendete der Kaiser dem Drusus, indem er den trefflich bewährten jungen Feldherrn nunmehr an die Spitze der Provinz Gallien stellte und ihn mit der Führung des jetzt endgültig beschlossenen großen Eroberungskrieges betraute, der demnächst gegen Deutschland unternommen werden sollte.

---

## Zweites Kapitel.

### Rom und die Germanen.

Es waren sehr gewichtige Erwägungen, die den Kaiser Augustus zuletzt zu dem verhängnißvollen Entschlusse, den Rhein erobernd zu überschreiten, geführt hatten. Der militärische Hauptgrund war aber doch die Ueberzeugung, daß die Grenzen des Reiches gegen die Barbaren des Nordens militärisch noch immer nicht genügten; schob sich doch auch noch nach Vorschiebung der römischen Grenzwacht in das obere Donauthal — die wuchtige Masse der völlig unabhängigen deutschen Völker keilartig zwischen die neuen Besitzungen der Römer an der Oberdonau und die noch junge Provinz Gallien am linken Rheinufer. Rein politisch betrachtet, vermochten sich aber die Rathgeber des Kaisers der Ueberzeugung auf die Dauer nicht zu verschließen, daß Gallien nur dann fest und sicher mit dem Reiche zusammenwachsen und mit der Herrschaft der Römer sich wirklich aussöhnen werde, wenn die deutschen Völker am rechten Rheinufer nicht mehr in trotziger Freiheit den Römern gegenüberstünden.

Die große neue Provinz Gallien und die Grenzverhältnisse zu den rechtsrheinischen Deutschen waren seit Cäsars Tode bis auf Augusts Alleinherrschaft während

des Sturmes der römischen Parteikämpfe immer nur erst provisorisch geordnet geblieben. Gallien war seit seiner Eroberung durch Julius Cäsar, war seit dem J. 50 v. Chr. wesentlich militärisch regiert worden; erst Augustus konnte seit dem J. 27 v. Chr. daran denken, dem Lande eine nach römischer Weise ausgearbeitete provincielle Organisation zu verleihen. Bei der in diesem Jahre vollzogenen Theilung der Provinzen des Reiches zwischen Kaiser und Senat war das gesammte Gallien (mit Einschluß der altbestehenden kleinen römischen Provinz zwischen den Alpen, der untern Rhone, dem mittelländischen Meere, den Pyrenäen und den Cevennen) an Augustus gefallen. In demselben Jahre nun begab sich der Kaiser zu längerem Aufenthalte nach Narbo im südlichen Gallien, wo er dann die großen Grundlagen für die künftige Art der Verwaltung dieses Landes schuf. Einerseits wurden die Vorbereitungen zur Einführung des regelmäßigen römischen Steuerwesens und der römischen Justiz in der Provinz getroffen; andrerseits zerlegte der Kaiser das ungeheure Gebiet zwischen den Pyrenäen, dem Ocean, dem Rheinthal und den Alpen in mehrere einzelne Verwaltungsbezirke, die jedoch erst später zu selbständigen Provinzen gemacht worden sind. Während die alte römische Provinz im Süden mit der Hauptstadt Narbo i. J. 22 v. Chr. dem Senat zugetheilt wurde, blieben das nordwärts bis zum Gebiet der Loire ausgedehnte Aquitanien; das centrale Gallien zwischen dem Südrand des Loirethals und dem Gebiet der Somme, mit der Hauptstadt Lugdunum (Lyon); und endlich Belgien sammt Helvetien andauernd unter kaiserlicher Ver-

waltung. Zunächst nun wurde das gesammte Gallien jenseits der Grenzen der alten Südprovinz noch immer durch Eine Hand regiert; das hat wohl aufgehört, als (s. unten) Prinz Tiberius nach glücklichem Abschluß der ersten großen germanischen Kriege sich dauernd von den Staatsgeschäften zurückzog.

Ob dagegen Augustus schon damals die Neugestaltung und durchgreifende Sicherstellung der Grenzverhältnisse am Rhein ernstlich in die Hand genommen hat, ist einigermaßen zweifelhaft. Nachdem Cäsar mit den Germanen des Ariovist i. J. 58 v. Chr. sich siegreich geschlagen, im J. 55 die Usipeter und Tencterer in Masse niedergemetzelt, in demselben Jahre und wieder im Jahre 53 den Rhein siegreich überschritten hatte, war zum Schutze der neuen römischen Rheingrenze nur erst wenig gethan worden. Der römische Feldherr L. Munatius Plancus hatte als Statthalter Galliens (44 und 43 v. Chr.) an der strategisch so hochwichtigen Stelle, wo der Rheinstrom von der nordwestlichen Schweiz seinen Lauf nach der Thalsenkung zwischen Schwarzwald und Vogesen zu wenden beginnt, die neue römische Colonie Raurica (jetzt Augst bei Basel) gegründet. Seitdem aber war von römischen Festungsbauten und größeren militärischen Vorkehrungen gegen die Germanen am ganzen Rhein bis auf die Zeit der Alleinherrschaft Augusts noch keine Rede. Dagegen suchte man die Rheingrenze gegen die deutschen Stämme des rechten Ufers durch deutsches Material auf dem linken Ufer zu decken. Cäsar selbst hatte, so scheint es, veranlaßt oder zugelassen, daß die Reste der mit und durch Ariovist nach

Gallien gekommenen Germanen in dem Elsaß, in dem (jetzt) deutschen Theile von Lothringen, in der Rheinpfalz feste Wohnsitze behaupteten. Aber, während seitdem die Gegenden am Oberrhein minder bedroht erschienen, lockte das Beispiel der früheren (namentlich im Maaß- und Moselgebiet angesiedelten) Schaaren und der Reiz des gallischen Bodens namentlich am mittleren und untern Rheine die rechtsrheinischen Deutschen, vorzugsweise den kraftvollsten, abenteuerlustigen Theil der dortigen Stämme fortwährend, den prächtigen Strom zu überschreiten, den die Germanen um so weniger geneigt waren, im Sinne der Römer als eine trennende Grenze anzusehen, als derselbe eben — damals wie heute — seiner ganzen Länge nach von Breisach bis zu den niederländischen Marschen durch germanisches Gebiet floß. Hier hatte der große Agrippa mit echt römischer Schlauheit eingegriffen. Als derselbe i. J. 38 v. Chr. als Legat Octavians in Gallien den Befehl führte, unternahm er nicht allein, der erste Römer nach Cäsar, wieder einen Vorstoß auf das rechte Ufer des Rheines; er veranlaßte auch die im heutigen Nassau wohnenden Ubier, die wegen ihrer Befreundung mit den Römern von den suevischen und andern Nachbarn hart bedrängt wurden, nach dem linken Ufer überzusiedeln, wo sie unter Roms Hoheit die Hut des Stromes gegen ihre Landsleute übernehmen sollten. Die Ubier wurden also auf dem linken Ufer auf der langen Linie von Coblenz und Andernach im Süden bis Gelb (Gelduba) bei Neuß im Norden angesiedelt; den Kern jedoch ihres neuen Gebietes bildete die Gegend bei Cöln und Bonn, mit

dem Ahrthal; ihr neuer Hauptort wurde die Stadt, die (nachmals als das deutsche Cöln so hoch berühmt) zuerst den Namen civitas oder auch ara Ubiorum führte. Trotzdem haben die Raubzüge deutscher Schaaren nach Belgien nicht aufgehört; die vollkommene Hingabe der Ubier an die Römer wirkte natürlich auch nur erbitternd auf ihre frühern Landsleute.

Als nun Augustus seit dem J. 27 v. Chr. Gallien neu zu organisiren begann, hat er sehr wahrscheinlich noch nicht die gewaltige Macht von acht Legionen, die später das germanische Heer ausmachten, bleibend am linken Rheinufer aufgestellt. Noch war ja Spanien erst zu bezwingen, noch war ja die Parthische Frage nicht ausgeglichen; noch waren auch die Verhältnisse auf der ganzen Linie vom St. Gotthard bis zur Donau bei Belgrad für den Kern des Reiches bedenklicher als am mittleren und unteren Rhein. Was Augustus speziell für die Sicherheit der Rheinlinie abwärts von Raurica gethan, ist uns nicht näher bekannt; vielleicht aber geschah es schon damals, daß einerseits die Colonie Raurica erneuert und verstärkt wurde, — sie blüht bekanntlich später als stattliche Römerfestung Augusta Rauricorum, — und daß andrerseits das auf Vindonissa sich stützende Wehrsystem eingerichtet worden ist. Vindonissa nemlich in Helvetien, ein weithin beherrschender Platz auf der hohen Landspitze, welche die zusammenfließenden Alpenströme Aar und Reuß bilden, war ein natürliches Bollwerk der damaligen Ostgrenze des römischen Gebietes in der Schweiz, wie sie bestand, ehe Rhätien und Vindelicien erobert waren. Nur wenige Meilen

vom Rheine entfernt, war dieser Punkt, zur Festung eingerichtet, vortrefflich geeignet, einerseits den Ausgang der vom großen St. Bernhard herabkommenden Alpenstraße, die nach Norden sich öffnenden Alpenthäler der westlichen und mittleren Schweiz, wie auch die Rhätier und Vindelicier im Osten zu beobachten, andrerseits aber mit den Römern in Raurica in Verbindung zu treten und zugleich die Rheinübergänge bis nach Schaffhausen hin zu bewachen. Vindonissa wurde daher das Hauptquartier der hier zuerst aufgestellten Legion, der „dreizehnten doppelten“ (Leg. XIII. Gemina, — so genannt, weil sie aus zwei mit einander verschmolzenen Legionen formirt war,) und Mittelpunkt der zu dem System dieser Festung gehörenden kleineren Militärposten in den angegebenen Richtungen. Der Rhätische Krieg und nachher die Anlage der römischen Heerstraßen von Como über Chur nach Brigantium (überhaupt nach dem Bodensee mit seiner Flottille,) und von da hier nach Augusta Vindelicorum, dort nach Vindonissa, hat dann der helvetischen Centralfestung für die Folgezeit eine noch weit höhere Bedeutung verliehen. Hier wurden unter Anderm außer den Legionstruppen namhafte Massen von Auxiliartruppen aufgestellt; so mehrere Cohorten leichten Fußvolks und Reiterei aus Rhätien, so spanische Cohorten, so auch italische Freiwillige.

Inzwischen kam die Zeit, wo Augustus sich veranlaßt sah, die Bändigung der Deutschen auf dem rechten Rheinufer sehr ernsthaft ins Auge zu fassen. Die Eingewöhnung der Gallier in das römische Joch machte, ehe die von Cäsar besiegte Generation und deren

nächste Nachkommen dahingeschieden waren, nur langsame Fortschritte. Soweit die keltischen Stämme ungemischt wohnten, zeigten die bisher regierenden Klassen, die von Augustus mit Ungunst behandelten Druiden und der reisige Adel, hartnäckigen Widerstandsgeist; der Blick der damals noch dazu durch schweren Steuerdruck eines schlechten Beamten tief erbitterten Kelten blieb noch immer nach den völlig freien Germanen östlich von dem neuen Ubiergau gerichtet. Die deutschen Elemente aber, die zwischen dem Rhein und dem Stromgebiet der Seine in Belgien wohnten, konnten leicht für die Römer unmittelbar gefährlich werden; sobald sie sich irgendwie durch römische Verwaltungsmaßregeln gedrückt fühlten, lag es sehr nahe, daß sie ihre freien Stammesgenossen zur Hülfe über den Rhein herbeiriefen.

Dasselbe Jahr, welches Augusts Entschluß, die gesammte Welt der Alpen zu erobern, zur Reife brachte, wurde auch für seine künftige Stellung zu Deutschland entscheidend. Seit der Zeit, wo das linke Rheinufer römisch geworden war, hatten auch die römischen wandernden Kaufleute ihren Weg nach dem Niederrhein, bald auch nach den deutschen Dörfern und Herrensitzen des rechten Rheinufers gefunden. Nun war es schon einmal im J. 25 geschehen, daß ein Trupp solcher italischer Geschäftsleute von den Germanen ermordet und ausgeraubt worden war; die Römer hatten sich damals begnügt, durch den Legionslegaten Marcus Vinicius an den Frevlern gründliche Rache nehmen zu lassen. Aber in dem Jahre 16 v. Chr. sahen die Dinge entschieden bedenklicher aus. Während also (s. S. 31 fg.) zu gleicher

Zeit in Makedonien, Thrakien, Dalmatien trotzige Stämme unruhig wurden, namentlich aber die pannonisch-norisch-rhätischen Hochländer jenen starken Einfall nach Oberitalien machten, hatten die wilden deutschen Sigambrer an der Lippe und Ruhr, nicht minder die seit dem cäsarischen Blutbade des Jahres 55 auf sigambrischem Gebiet am rechten Rheinufer wohnenden Usipeter und Tencterer, abermals eine Anzahl römischer Kaufleute — nach einigen Angaben dagegen mehrere Centurionen, die der habgierige Commandant von Gallien mit ungebührlichen Tributforderungen zu den Sigambrern gesandt hatte, — auf ihrem Gebiete festgenommen und ermordet. Und ehe noch die Römer zur Rache in ihr Land einbrechen konnten, hatten sie dann — unter Führung des Melo, eines Häuptlings oder des Herzogs der Sigambrer, — den Niederrhein ihrerseits überschritten und waren verheerend in den deutschen Grenzstreifen auf dem römischen Ufer und weiter hinein in das belgische Land eingefallen. Der kaiserliche Legat in Gallien, Marcus Lollius Paullinus, war ihnen in aller Eile mit den ihm zunächst zur Hand stehenden niederrheinischen Truppen entgegengezogen. Anfangs glückte es ihm, den Deutschen einen Schlag beizubringen; bald nachher jedoch gelang es den letzteren, nicht allein die römische Reiterei in einen Hinterhalt zu locken, mit schweren Verlusten zurückzuwerfen, sondern auch bei raschem Nachdringen den Lollius selbst mit seinem Fußvolk unvorbereitet in ein Treffen zu verwickeln, in dem er den Kürzern zog. Die Nähe seines befestigten Lagers hatte ihn allerdings vor größeren Verlusten bewahrt; aber die Römer hatten die

schwere Schmach erfahren, daß der Adler der fünften Legion (der Leg. V. Macedonica) in die Hände der Feinde fiel, — „der erste, der seinen Weg zu den heiligen Stätten der deutschen Nation fand.“

Als diese Nachricht nach Rom kam, gerieth Augustus in gewaltigen Schrecken. Die Römer sind erst durch die Eroberung Galliens von den letzten Nachwirkungen der gräßlichen Erinnerungen an die keltischen Greuel von der Alliaschlacht bis zu dem Gemetzel bei Arretium (284 v. Chr.) völlig frei geworden; die Erinnerung aber an die Todesangst vor den drohenden Einbrüchen der Teutonen und der Kimbrer in Italien und mit ihr die immer neue Angst vor den grimmen Barbaren des Nordens wachte immer von Neuem auf, sobald germanischen Schaaren irgendwo ein Sieg über römische Truppen gelungen war. Da man damals in Rom die geografischen und ethnografischen Verhältnisse von Mittel- und Osteuropa nördlich von der gesammten Donaulinie und östlich vom deutschen Rheinthal nur erst sehr unvollkommen kannte: da ferner das Auftreten deutscher Völker nicht nur am Rhein und an der mittleren Donau, sondern auch, wie z. B. der Bastarner, in dem Mündungsgebiet der Donau, wohl geeignet war, in der Phantasie der Römer Ausbreitung und Zahl der Germanen als wahrhaft ungeheuerlich erscheinen zu lassen, so waren die Besorgnisse des Augustus sehr wohl begreiflich. Bange bewegt durch die gleichzeitigen Unruhen auf der ganzen Linie vom Balkan bis zur untern Maas, glaubte er wohl, zugleich den Anprall der halben Welt des Nordens gegen die Bollwerke Italiens, wie

das Auflodern eines allgemeinen Brandes in Gallien erwarten zu müssen. Es waren wesentlich Erwägungen dieser Art, welche den Kaiser bestimmten, nach rascher Ordnung der Dinge in Italien und nach Entsendung des Publius Silius (s. S. 31) gegen die Alpenvölker, in eigener Person sammt seinem ältern Stiefsohne Tiberius nach Gallien aufzubrechen.

Augustus fand in Gallien die Dinge nach mehreren Richtungen hin doch anders, als er sie in Rom sich vorgestellt hatte. Auf der einen Seite war die Stimmung der Kelten noch weit erbitterter, als er vermuthete. Es trat jetzt zu Tage, daß der damalige kaiserliche Finanzprokurator von Gallien, der in der neu aufblühenden (im Jahre 43 v. Chr. durch Munatius Plancus als römische Kolonie angelegten) Verwaltungshauptstadt des durch Cäsar eroberten Galliens, in Lugdunum (Lyon) residirende Licinus — selbst von Geburt ein Kelte, zuerst Kriegsgefangener, dann Freigelassener und seiner Zeit Finanzbeamter in Julius Cäsars und Octavians Haushalt — sein Amt brutal gemißbraucht hatte, namentlich auch um durch mehr als freche Erpressungen nicht nur die fürstliche Kasse, sondern auch sich selbst zu bereichern. Mußte der Kaiser hier mäßigend, strafend und beruhigend eintreten, so fand sich dagegen, daß das Gerücht die Niederlage des Lollius bei Weitem übertrieben hatte. Schon hatte Lollius kräftig gerüstet, um die Scharte auszuwetzen. Und als die Germanen gar vernahmen, daß der Kaiser selbst im Anmarsch sei, so wichen sie nicht bloß über den Rhein zurück, sondern eilten auch,

unter Stellung von Geiseln Frieden mit den Römern zu schließen.

Die vom Rhein her drohende Gefahr war nun allerdings für den Augenblick wieder abgewendet. Augustus beschloß aber nichtsdestoweniger, eine große und nachhaltige Aktion des Reiches gegen die nordische Welt in Angriff zu nehmen. Ob er wirklich schon jetzt die Eroberung Deutschlands bestimmt ins Auge gefaßt hat, ist uns — wir wiederholen es — freilich zweifelhaft. Wohl aber wurde der Beschluß gefaßt, einerseits die Alpen vollkommen zu unterwerfen, andererseits die Verhältnisse zu den freien Germanen anders als bisher zu reguliren. Es ist bereits oben erzählt worden, wie Rhätien, Vindelicien und Noricum zu römischen Provinzen gemacht wurden. Es ist uns nun höchst wahrscheinlich, daß die überraschende Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der die römischen Waffen die seit Jahrhunderten gefürchteten Alpenvölker in ihren Felsenfestungen überwältigt hatten, den Stimmen in Augusts Rathe das Uebergewicht verlieh, welche darauf drangen, die römischen Vorposten nach der Nordsee und nach der Elbe und Saale vorzuschieben. Leicht ist jedoch dieser Entschluß dem vielerfahrenen Kaiser jedenfalls nicht geworden. Dazu waren die Römer mit den Germanen bereits zu gut bekannt geworden; Augustus wußte sehr gut, was Deutsche als Freunde wie als Feinde im Kampfe zu leisten vermochten. Die Mordschlachten, die man einst mit den Kimbrern und Teutonen zu bestehen gehabt hatte; die grauenhaften Kämpfe, in welche die den Sklavenkerkern und Gladiatorenkasernen entsprungenen

Söhne der durch Marius in Gefangenschaft gebrachten Kimbrer zu Spartakus' Zeit Italien gestürzt hatten; die Fehden Cäsars mit Ariovist und nachher mit den Völkern am mittleren und unteren Rhein hatten schon früher Roms Heerführer über die schier unverwüstliche soldatische Kraft dieser neuen Feinde mehr als ausreichend belehrt. Aber man wußte auch, daß bei Pharsalos und auf andern Kampfplätzen des cäsarischen Bürgerkrieges geworbene Germanenkrieger zu Fuß und zu Roß dem großen Julius die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Und Augustus selber hatte seine Freude an den blonden Hünengestalten des deutschen Nordens in Rom. Denn der Kaiser unterhielt seit der Besiegung des Antonius und der Kleopatra in seiner Hauptstadt — neben seiner lateinischen Prätorianergarde — für seinen persönlichen Dienst eine Abtheilung (großentheils berittener) deutscher Krieger, die den Kaisern des julisch-claudischen Hauses wegen ihrer Schönheit und kriegerischen Kraft und wegen ihrer ausgezeichneten Treue besonders werth waren. Diese (ursprünglich anscheinend aus Kriegsgefangenen gebildete) Leibwache wurde damals vorzugsweise in den Rheinlanden angeworben; sie konnte bei den neuen Unternehmungen gegen die Unabhängigkeit der Deutschen nach manchen Seiten hin vortrefflich als Lockmittel wirken.

Gleichviel aber, unter welchen Bedenken und unter welchen Einwirkungen seiner Rathgeber auf seine Entscheidungen Augustus endlich seine letzten Entschlüsse in der deutschen Frage gefaßt hat: alle seit dem Jahre 16 v. Chr. im Rheinthal neu angeordneten politischen und mili-

tärischen Maßregeln waren ganz vortrefflich dazu geeignet, auch dem Angriff, wenn dieser beliebt wurde, zu dienen. Zunächst ist es wahrscheinlich, daß Augustus mit dem Jahre 16 v. Chr. die römischen Streitkräfte in Belgien auf die gewaltige Stärke von acht Legionen gebracht hat, so daß mit den entsprechenden Auxiliaren das Rheinthal nunmehr durch etwa 100,000 Mann gehütet werden sollte. Der junge Prinz Tiberius erhielt dann den Oberbefehl in Gallien; während Augustus die Bewegungen der freien Germanen scharf überwachen ließ, führte Tiberius im Sommer d. J. 15 mit einem Theile der Rheinarmee den oben beschriebenen Stoß von der Schweiz aus über den Bodensee gegen die Rhätier und Vindelicier. Besonders bedeutsam aber ist es geworden, daß Augustus damals das ganze linke Rheinufer von Raurica bis zu dem Rheindelta systematisch zu einer Militärgrenze einrichtete. Die für die Hut des Rheines bestimmten Legionen und Auxiliaren wurden jetzt unmittelbar an den Rhein gelegt. Mit der niemals fehlenden Sicherheit der Römer in allen militärischen Dingen wurden die Stellungen besetzt und zu Festungen eingerichtet, die sich in ausgezeichneter Weise zugleich zur Abwehr gegen die Germanen wie zu „Ausfallsthoren" bei Angriffen auf Deutschland eigneten. So entstand vor Allem die starke Festung „Castra Vetera", gewöhnlich Vetera genannt, welche (der Vorstenberg in der Nähe des heutigen Xanten,) nicht mehr fern von dem Ostrande des Rheindelta, weithin das Mündungsgebiet der Lippe beherrschte; hier wurden zwei Legionen aufgestellt. Weiter oberhalb ward bei der Hauptstadt der Ubier ein verschanztes Winterlager

für zwei andere Legionen hergestellt. Die zu allen Zeiten hochwichtige strategische Stellung am Mittelrhein, der Mündung des Maines gegenüber, der damals unter dem Namen Magontiacum (Mainz) bekannte Platz, wurde ebenfalls mit zwei Legionen besetzt. Eine dritte Legion stand vermuthlich im obern Elsaß, während die vierte dieser oberrheinischen Legionen, wie wir früher fanden, in Vindonissa ihr Hauptquartier hatte. Nach Art und Grundsatz der Römer verstand es sich von selbst, daß die neuen Rheinfestungen sowohl unter einander, wie mit den Hauptpunkten des belgischen Hinterlandes durch starke Heerstraßen in Verbindung gesetzt wurden. Die Militärgrenze am linken Rheinufer vom obern Elsaß bis zu den Mündungsarmen des Rheines und der Maas nannten die Römer nunmehr amtlich „Germania"; dieses Gebiet sollte demnächst die Basis werden für die Eroberung des großen Landes, das als die wahre neue „Provinz Germanien" man demnächst zum Reiche zu bringen hoffte.

Für die große Unternehmung aber gegen die freien Deutschen jenseits des Rheines bestimmte Augustus seinen jüngern Stiefsohn Drusus, der während des Alpenkrieges durch seine glänzende Führung, durch die sichere und glückliche Kühnheit seiner Unternehmungen, durch den furchtbaren Nachdruck, mit dem er seine Erfolge auszunutzen verstand, wie durch seine persönliche Tapferkeit das höchste Ansehen bei den Truppen gewonnen hatte. Nachdem auf der einen Seite die nöthigsten Maßregeln zur Befestigung und Sicherung der neu eroberten Alpenländer und ihres nördlichen Vorlandes vollendet waren, andrerseits aber Augustus langwierige und zahlreiche

organisatorische Arbeiten in Gallien und den benachbarten Landschaften zum Abschluß geführt hatte, kehrte er im Sommer des Jahres 13 v. Chr. wieder nach Rom zurück. Zuvor schon war Tiberius nach der Hauptstadt abgereist, um das Consulat dieses Jahres zu bekleiden. Den Oberbefehl aber mit umfassenden Vollmachten in Gallien und über die sämmtlichen zum Kriege gegen Deutschland vorbereiteten Truppen und Kriegsmittel erhielt nun Drusus. Der Unabhängigkeit der deutschen Völker zwischen dem Rhein und dem Elbgebiete drohte jetzt eine ungeheure Gefahr. Ehe wir jedoch die wechselvolle Geschichte der Kämpfe darstellen, die nun zwischen Römern und Deutschen von den ersten Vorstößen des Drusus gegen die Sigambrer bis zu den mörderischen Weserschlachten des jungen Germanicus und des Cheruskerherzogs Arminius ausgefochten worden sind, ist es nöthig, die geographische Vertheilung der hier in Frage kommenden deutschen Völker, ihre innern Zustände, wie auch das damals bestehende Verhältniß zwischen ihren Kräften und denen der Römer in kurzer Uebersicht zu erörtern.

Betrachten wir, ohne zu tief in ethnographische Einzelheiten und Schwierigkeiten einzugehen, die zahlreichen deutschen Stämme jenes Zeitalters, (zwischen dem obern und mittlern Donauthale, der damaligen Südgrenze der Germanen, der Rheinlinie und dem deutschen Meere,) wie sie die Römer theils schon seit längerer Zeit kannten, theils erst jetzt kennen lernten, so erscheint auf dem langgestreckten Küstengebiet des deutschen Meeres zuerst das Volk der Bataver. Auf den Inseln im Mündungs-

delta der Maas, der Waal und des Rheines angesiedelt, waren sie, ebenso wie die benachbarten Caninefaten in Nordholland, Abkömmlinge der binnendeutschen Katten, von denen sie sich einst in Folge innerer Spaltungen getrennt hatten. Im ganzen Nordosten dagegen wohnten Völker, die sich zu der Gruppe der sogenannten Ingävonen zählten; so namentlich die Friesen in den Marschen von Nordholland und von der Yssel bis zur Ems und Jahde, und die Chauken in den Moorniederungen auf beiden Seiten der Wesermündung, von den Marschen im Westen der Jahde bis nach Haarburg. Die nächstverwandten Stämme in Holstein und Schleswig kommen für die älteren Zeiten des römischen Kaiserthums noch nicht in Betracht.

Hinter den Chauken wohnten nun an der untern Weser die Angrivarier (Engern), hinter den Friesen im untern und mittlern Emsthal die Ampsivarier. Der großen römischen Angriffsfronte von Vetera bis zur Mainmündung gegenüber saßen die Stämme der sogenannten Istävonen, deren mehrere den Römern bereits sehr wohl bekannt waren. Außer den schon genannten Batavern im Delta, hinter denen an der Yssel die Chamaven wohnten, kannten die Römer zwar noch nicht die mächtigen Brukterer, welche die ausgedehnten Niederungen zwischen der Lippe, dem Osning, und dem obern und mittlern Emslauf inne hatten. Dagegen wollte man nun gerade jenen Stamm, dessen letzte Raubzüge den Anstoß zu den Unternehmungen des Drusus abgaben, in seinen eigenen Sitzen heimsuchen; also die starken Sigambrer mit ihren „Klienten", den Usipetern und

Tencterern. Am rechten Rheinufer weithin ausgebreitet waren die Sigambrer, denen das gesammte Bergland zwischen dem südlichen Ufer der Lippe und den Thälern der Lahn gehörte, damals offenbar das leitende Volk in dem mittel= und niederrheinischen Westdeutschland. An Macht und kriegerischer Stärke standen aber den wilden und schlachtenfreudigen Sigambrern schon damals kaum nach deren östliche und südöstliche Nachbarn, die Katten, welche — die Vorfahren der spätern Hessen — schon zu jener Zeit ihre festen Sitze theils in dem ganzen Stromgebiet der Fulda und obern Weser, theils in dem südlichen Lahngebiet und dem Taunus hatten. Gerade die Katten sind nachher den Römern aufgefallen durch ihre gedrungenen, massiv festen Gestalten, durch ihre geistige Lebhaftigkeit und Gewandtheit, und durch ihre harten kriegerischen Sitten; die Katten pflegten einen Armring von Eisen, und zugleich Bart und Haupthaar ungeschoren, wüst, zottig zu tragen, bis sie mindestens den ersten Feind im Gefecht erlegt hatten.

Das harte Kernvolk endlich des niederdeutschen Landes zwischen Rhein und Elbe waren die Cherusker. Die wesentlichen Sitze dieses kriegerischen Stammes, der allerdings nachmals, als er nach dem Sinken der Sigambrer die Hauptstütze der niederdeutschen Unabhängigkeit wurde, zahlreiche kleinere Nachbarstämme in seine Klientel zog, waren die Wald= und Gebirgslandschaften zwischen dem Oberharz und dem Osning, südlich an der Weser hinauf etwa bis zur Einmündung der Diemel, nördlich abwärts im Wesergebiete bis unterhalb Minden.

Die Cherusker zählten bereits zu der Masse der binnendeutschen Völker, die man Herminonen nannte. Weitaus die meisten dieser Stämme waren aber den Alten bekannter unter dem weitausgebreiteten Namen der Sueben, deren lose Bundesgenossenschaft die bisher genannten niederdeutschen Völker in weitem Bogen südlich vom untern Main, östlich von der Werra und dem Harz umschloß. Im südlichen Deutschland zwischen dem Main, dem Oberrhein und der obern Donau hielten damals noch die Markomannen; fast der einzige Stamm dieser Gruppe, auf den unsere Erzählung uns nachher mehr eingehend zurückführen wird. Die Hermunduren in den mitteldeutschen Landschaften von der Werra bis zur Lausitz treten in der Zeit, die wir hier schildern, für uns vergleichsweise nur erst wenig hervor. Ebenso haben für die Kämpfe mit den Römern die Semnonen (im heutigen Brandenburg zwischen Elbe und Oder,) in älterer Zeit das angesehenste der verbündeten suevischen Völker, noch weniger Bedeutung, als die wilden Langobarden, die in ihrer Hauptmasse damals auf dem linken Ufer der Unter-Elbe (von Hamburg bis tief in die Altmark hinein) wohnten und wirklich von den Legionen des Augustus erreicht worden sind.

So die Uebersicht jener deutschen Hauptvölker zwischen dem Rhein und der mittleren Oder, die für unsere Darstellung eine freilich sehr verschiedenartige Bedeutung gewinnen werden. Nicht aber dürfen wir vergessen zu bemerken, daß jenseits der mittlern Oder und der schlesischen Gebirge noch dichte Massen großer deutscher Stämme siedelten, die mit Ende des zweiten und mit Beginn

des dritten Jahrhunderts n. Chr. eine großartige historische Bedeutung gewonnen haben. In dem weiten Flachland ostwärts der mittlern und untern Oder die Burgunder, in Schlesien und in dem Gebiete der obern Weichsel die Stämme der Vandalen und der Lygier, stellten räumlich wie in Sprache und Sitte den Uebergang dar zu der großen Gruppe deutscher Völker östlich von der Weichsel, von dem Gestade des baltischen Meeres tief hinein nach dem sarmatischen Süden, nemlich zu der gothischen Familie.

Während die großen deutschen Völker und Völkergruppen östlich der Oderlinie noch lange nur erst indirekt und vornehmlich durch Handelsberührungen mit den romanischen und griechischen Ländern des Südens in Beziehung gekommen sind, und in ihrer Entfernung und vergleichsweisen Abgeschiedenheit von den großen Kampfplätzen der damaligen Kulturwelt noch lange ungestört ihre Eigenart pflegten und reicher entwickelten; während diese fernen Ostdeutschen allmählich zu größern Stämmen sich herausbildeten, die durch festere politische Einheit unter Königen zusammengehalten wurden, — traten den Römern am Rhein, an der Weser, an der Nordsee bei den durch Drusus neu eröffneten Eroberungskriegen Völker entgegen, von denen wenigstens einige schon seit geraumer Zeit den unmittelbaren Einwirkungen der römischen Berührungen ausgesetzt gewesen waren; überall aber Völker von vergleichsweise nur mäßigem Umfang an Zahl und Landbesitz, von immerhin geringer Macht, alle aber noch ungebrochen in ihrer eigenthümlichen deutschen Weise. Von wilden oder ganz primitiven

Zuständen war bei ihnen indessen damals nicht mehr die Rede. Allerdings waren sehr viele der Völker, mit denen die Römer an den Grenzen wie im Innern von Deutschland nunmehr zusammenstießen, damals noch nicht so fest mit ihrem Boden verwachsen, um nicht, — wenn Calamitäten mancherlei Art oder fremde Kriegsgewalt sie aus ihren Sitzen heraus drängten, sich verhältnißmäßig leicht in ihr Schicksal finden zu sollen und ungebrochenen Muthes zur Gewinnung einer neuen Heimath, womöglich mit den Waffen in der Hand, auszuwandern. Aber von nomadischen oder halbnomadischen Zuständen war doch bei ihnen schon lange nichts mehr zu entdecken. Die Stämme zwischen dem Rhein und der Nieder-Elbe, zwischen dem Main, dem Harz und der Nordsee waren weitaus zum größten Theile fest angesiedelt. Noch bestand ihr größter Reichthum in den massenhaften Heerden ihrer Rinder, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen und Gänse: massenhafte Fleischnahrung ist bis zum 15. Jahrhundert Gewohnheit des deutschen Volkes gewesen. Aber schon war der Ackerbau ihr Lieblingsgeschäft geworden, (wenn auch nicht gerade für die kriegslustige Jugend), und die ungeheure Mehrheit dieser Germanen bestand aus kraftvollen, bei einfachen Sitten in strenger Zucht und innigem, reinem Familienleben sich bewegenden Bauern — aus jenen Bauern, deren junge Mannen nachher die heißen Römerschlachten geschlagen, deren späte Enkel das römische Reich überfluthet und die romanische Welt verjüngt, deren ferne Nachkommen endlich tief im Mittelalter die ungeheuren Flachlandschaften von Saale und Elbe bis zur Düna mit Schwert und

Pflug den Slawen wieder abgenommen haben. Die nahe Berührung mit den civilisirteren Kelten des gallischen Nachbarlandes hatte manchen der nahe am Rhein wohnenden deutschen Stämme in landwirthschaftlicher Beziehung wohl auch schon gefördert; sonst aber hatten die Deutschen selbst den Werth des Düngers gar wohl erkannt, bauten sie — nachdem sie allmählich von einer Art „Schlag- oder Koppelwirthschaft" zu der sogenannten Dreifelderwirthschaft mit reiner Brache übergegangen waren, — Winter- und Sommerfrucht, Roggen, Hafer, Weizen, Gerste und Lein, auch Linsen, Erbsen und Gemüse, namentlich aber Bohnen. Die Anwohner der See waren mit der Fischerei und in sehr achtungswerther Weise auch mit den Anfängen der Schifffahrt vertraut; und wie die Vindelicier ihren Bodensee, so befuhren die Germanen ihren Rhein und andere Ströme mit großen Kähnen. Der Ueberschuß aber der unerschöpflichen Naturkraft der jungen Mannschaften tobte sich, sobald es nicht etwa Kampf des ganzen Stammes oder persönliche Abenteuer einzelner Schaaren gab, am liebsten aus auf der Jagd. Der Bär, der König der deutschen Wälder, dessen Pelz die Deutschen gar sehr zu schätzen wußten; der Wolf, das Thier Wodans, der „graue Haidegänger", der lüsterne Gast der Leichenfelder nach blutigem Strauß; die furchtbaren hochgehörnten Elennthiere und Auerochsen; der wilde Eber; der Adler, mit dessen Fittig die stolzen Recken gern ihre Helme schmückten; die flüchtigen Rehe und Hirsche, — waren die rechte Beute ihrer Kraft.

Mit den W a f f e n allein waren diese Deutschen sehr schwer zu bezwingen, ihr Land nicht gerade leicht

zu erobern. Wenigstens durften die Römer, auch abgesehen von der weit größern Ausdehnung des nord-west- und süddeutschen Landes, sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, die Germanen etwa eben so schnell und so leichten Kaufes bändigen zu können, wie eben jüngst die Rhätier und Vindelicier. Allerdings standen die Germanen, mit denen Drusus jetzt seinen großen Waffengang wagen wollte, militärisch in gar vielen Dingen weit hinter den Römern zurück. Ihre Bewaffnung durfte sich natürlich mit der der Römer gar nicht vergleichen. Erst der Grenzverkehr an Donau und Rhein, dann die langen kriegerischen und Verkehrsbeziehungen mit ihren römischen Gegnern, wie auch der Kriegsdienst bei den Römern, haben allmählich größere Schaaren von deutschen Kriegern des rechtsrheinischen Germaniens in den Besitz von wuchtigen Eisenwaffen zu Schutz und Trutz gesetzt. Noch zur Zeit des großen Arminius war die Ausrüstung der Germanen gegenüber den Römern sehr mangelhaft. Schutzwaffen liebten die Germanen dieser Zeit überhaupt nur wenig. Panzer wurden selten getragen, auch Helme und Sturmhauben, (die man wohl ersetzte, indem man die Kopfhaut erlegter wilder und Raubthiere, deren Pelz man trug, über das Haupt zog und Ohren oder Gehörne emporragen ließ), kamen nur allmählich erst in Aufnahme. Der lange schmale Schild, der aus Flechtwerk oder Brettern (zuweilen mit Lederüberzug) bestand, war mit bunten Farben bemalt. Es war eben der kühne Brauch der Germanen, wenn ihre Schaaren, die nach Geschlechtsverbänden in Keilrotten geordnet waren, auf den Feind einbrechen wollten,

ihre Oberkleider abzuwerfen und dann mit ungestümem Anprall sich auf ihre Gegner zu stürzen. So waren denn auch ihre Angriffswaffen wesentlich auf den Nahkampf berechnet. Während der Deutsche den Bogen und die Pfeile im Allgemeinen mehr zur Jagd, als in der Schlacht brauchte, war bei den niederdeutschen Völkern ein langes Kriegsmesser, Sachs genannt, eigenthümlich, dagegen bei den sogenannten Istävonen die kurzgriffige Doppelaxt, die gefürchtete Streitaxt, die seit Alters aus scharfem Stein, später aus Eisen hergestellt wurde. Ebenso war in Deutschland sehr beliebt die sogenannte Framea; ein schlanker Spieß mit schmaler und kurzer, aber sehr scharfer, zweischneidiger Eisenklinge, — so handlich, daß derselbe sowohl als Wurfwaffe, wie im Handgemenge zu Hieb und Stich gebraucht werden konnte. Daneben verbreitete sich seit den kriegerischen Berührungen mit den Römern allmählich auch der Gebrauch des Schwertes und des langen Speeres, der mit seinem schweren Holze und seiner handbreiten, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Schuh langen zweischneidigen Eisenklinge allerdings furchtbar wirkte, aber freilich für den einzelnen Mann im Handgemenge nur eine unbehülfliche Waffe war. Bei allgemeinen Aufgeboten großer Massen in verzweifelten Kämpfen, wie unter Anderm bei Armins letzten großen Weserschlachten, mußten sich ganze Massen des Heerbanns auch wohl mit Speeren begnügen, wo die Spitzen nur durch Feuer gehärtet waren. Kern der deutschen Schaaren war damals das harte Fußvolk; aber auch die Reiterei, (beiläufig die beste Waffe der Usipeter und Tencterer), die mit Schild und Framea bewehrt war,

imponirte den Römern, noch mehr die aus schnellfüßigem Fußvolk und aus Reitern gemischten Schlachthaufen.

Die einfache Bewaffnung der Germanen stand nun allerdings weit zurück hinter der vortrefflichen Ausrüstung der römischen Krieger aller Waffengattungen zu Schutz und Trutz. Trotzdem waren die Germanen schon damals höchst gefährliche Gegner der Romanen. Allerdings haben sich deutsche Heerführer, welche die Römer wirklich zu schlagen vermochten, erst im römischen Heeresdienst selbst gebildet; allerdings konnte erst eine lange Kriegsschule dieses Naturvolk gründlich über den Werth einer wohlgesparten Reserve für die Entscheidung der Schlacht belehren; allerdings war die naturwüchsige Schlachtordnung und Aufstellung der Deutschen mangelhaft genug. Aber die blonden deutschen Hünen waren nicht bloß durch ihre prächtige Abhärtung, durch ihr ganzes frisches Bauern-, Hirten- und Jägerleben ein ausgezeichnetes Material für die massiven Schlachthaufen, sie waren auch sehr geschickt, den Römern ihre Künste abzulernen; in dieser Richtung hatten schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. namentlich die klugen und gewandten Katten sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Aber auch schon in den Zeiten, die wir hier schildern, kostete es die Römer immer neue Mühe, des furchtbaren Eindruckes sich zu erwehren, den der furchtbare Schlachtgesang, das schreckliche Kampfgeschrei, und der wuchtige, mit ungeheurem Nachdruck geführte, ungestüme Ansturm der deutschen Keilrotten auch auf die vielerprobten Veteranen der Legionen und der Auxiliarkohorten ausübte.

Die Ueberwältigung dieser Germanen wurde, sobald es nur auf den offnen Kampf ankam, noch durch zwei Umstände erschwert. Einerseits war das Land noch großentheils unwegsam; noch waren die Gebirge und das anschließende Niederland zwischen dem Rhein, der Nordsee, der Elbe und Saale meilenweit mit majestätischen Urwäldern bedeckt; die offenen Flachlandschaften aber waren reich an öden Haiden, noch reicher an gefahrvollen Mooren und Sümpfen. Dazu kam nun, daß die deutschen Völker nicht bloß die Fluren ihrer Ansiedlungen durch Graben, Rasenwall und Heckenzaun schützten, sondern die Grenzen ganzer Stämme zuerst durch breite unheimliche Urwalds-Einöden, dann durch Landwehren — Wall und Graben, wo das Terrain offen war, — noch lieber durch kunstvoll ausgeführten Waldverhau, durch ein dichtes Gehege von gefällten und geköpften Bäumen und verflochtenen Zweigen, von geschichteten und gerammten Stämmen, von Strauchwerk und Dorn in dem Grenzwalde, deckten; solche Waldverhaue wurden auch kriegerisch ausgezeichneten Feinden unter Umständen, namentlich bei den Rückzügen, *sehr* gefährlich. Mochten ferner immerhin die Bedürfnisse des Verkehrs auf den durch die Natur selbst gezogenen oder vorgezeichneten Linien, in den langen Flußthälern, auf Ebenen und Hochflächen, seit Alters gewisse rohe Straßenzüge ins Leben gerufen haben, so waren solche doch nur mit großer Mühe von den römischen Heersäulen mit ihren schweren Proviantkolonnen und sonstigem militärischem Train, zu benutzen. Schlimmer aber war es, daß die Deutschen damals noch gar keine großen Plätze besaßen, wie etwa

zu Cäsars Zeit die Kelten in Gallien, deren Eroberung die Kraft ganzer Stämme gebrochen hätte; im Gegentheil waren die Germanen damals noch sehr wohl im Stande und sehr bereit, im Nothfalle ihr Land zu verwüsten, wenn für die Abwehr der Römer das nöthig schien. So blieb also für die Römer oft nur der barbarische Ausweg übrig, mit mordendem Schwerte ihre Gegner möglich umfassend nieder zu würgen. Da machte sich aber bald zu Gunsten der Deutschen der glückliche Umstand geltend, daß die Jahrhunderte lang schier unerschöpfliche Jugendkraft dieser Völker und der beständige frische Zustrom neuer kampflustiger Zuzügler aus den menschenreichen Stämmen des Ostens auch die schwersten Verluste solcher Art zum Entsetzen der Römer leicht und schnell wieder deckte, während die alternde römische Welt ihrerseits es ungeheuer schwer fand, die Schäden zu ersetzen, wenn einmal kein Glücksstern den kaiserlichen Waffen geleuchtet, wenn einmal ein großes Mißgeschick einigen Legionen den Untergang gebracht hatte.

Nichtsdestoweniger nahte mit dem Erscheinen des Drusus am Rhein den Germanen eine ganz ungeheure Gefahr. Denn trotz Allem, was zu Gunsten der letztern in die Waagschaale fiel, waren die Mittel der Römer gar sehr geeignet, um, — wenn von der Hand eines Meisters verwendet, — ihnen die sichere Zuversicht zu dem Gelingen ihres großen Planes einzuflößen. Mit Ausnahme Pannoniens, dessen volle Bändigung aber gerade mit zu dem großen Plane Augusts gehörte, war nach Eroberung der Alpenländer Rom auf keinem andern Punkte seiner Grenzen ernstlich in Anspruch

genommen. Die Reichthümer der schönsten Länder dreier Welttheile; die ganze Wissenschaft und Kunst, die hochentwickelte Technik der damaligen Civilisation mußte jetzt den Unternehmungen des Palatinischen Hofes gegen Deutschland dienen. Die Armee aber, das Hauptwerkzeug bei Ausführung dieser Pläne, befand sich damals in ausgezeichnetem Zustande. Die Heerführer, die Offiziere, die alten Soldaten der Legionen besaßen eine ganz unvergleichliche kriegerische Ausbildung und Erfahrung; sie konnten sich auch auf eine militärische Tradition ohne Beispiel stützen. Bis zur Schlacht bei Aktium hatte man nur allzuviele Uebung in dem Kampfe mit römischen, also mit gleichmäßig tüchtigen Heeren gehabt. Wer aber seit der Schlacht bei Philippi, oder auch nur seit Aufrichtung des Kaiserthums in der Armee diente, der hatte gerade in Kämpfen mit kraftvollen Naturvölkern auf allen Punkten des Reiches sich üben können. Die grimmigen Fehden im Balkan und an der mösischen Donau, in den dalmatinischen Alpen und in den pannonischen Wäldern und Wiesenthälern, in den asturischen und galicischen Hochlandschaften, und ganz zuletzt noch in den Graubündtner und Tyroler Alpen hatten Offiziere und Veteranen der römischen Linientruppen zu dem deutschen Kriege in ausgesuchter Weise vorbereitet. Die Auxiliartruppen aber boten eine ganz vortreffliche Hülfe; denn die Römer waren von Alters her wahre Meister in der Kunst, die nationalen Eigenthümlichkeiten der nichtrömischen Völker ihres Reichs militärisch zu verwerthen. Auch die natürlichen Schutzwehren des deutschen Landes, — sein rauhes Klima, seine Unwegsamkeit, seine Moore und

Wälder, die Wildheit und der Wasserreichthum seiner Ströme, die Schwierigkeit der Verproviantirung, konnten vielleicht die weichliche Welt in Italien, aber nicht die Armee und ihre Führer abschrecken. Der Armee zur Seite stand ein namentlich seit Cäsars gallischen Feldzügen bewundernswürdig ausgebildetes Ingenieurkorps, von welchem damals jede Grenzprovinz eine Abtheilung besaß. Das Trainwesen und die Verpflegung der Soldaten war wohl geordnet; die Soldaten aber waren nicht minder als die Germanen abgehärtet, an Ertragung schwerer Strapatzen gewöhnt. Das stolze Bewußtsein, der ersten Armee der Welt anzugehören, der harte römische Kriegergeist endlich mochte immerhin dem starken Freiheitsgefühl der Germanen gegenüber gestellt werden.

Dazu kamen nun für die eigentliche Kriegführung gegen die Germanen noch andre sehr wesentliche Vortheile für die Römer. Eine lange Erfahrung hatte die römischen Offiziere gelehrt, bei aller Kühnheit des Vordringens in den Gebieten unkultivirter Völker den Krieg möglichst methodisch und vorsichtig zu führen. Gegen nächtliche Ueberfälle und Beschleichung durch die Deutschen schützten sich die Römer sicher durch die uralte Gewohnheit, im Kriege allabendlich ihr Lager mit Wall, Graben und Pallisaden zu verschanzen. Bei größeren Kämpfen im offenen Felde hofften sie des Sieges sicher zu sein Dank ihrer altgeschulten Taktik, Dank ihren wohlgeschonten Reserven, Dank ihren ausgezeichneten Waffen, und mehr noch ihrer zur andern Natur gewordenen Disciplin und Schulung, welche — der wirksamste Vorzug der zu furchtbarer Stoßkraft und unüberwindlicher Abwehr

geschulten geschlossenen taktischen Massen — sie unter allen Umständen fest zusammenhielt, sie namentlich daran gewöhnt hatte, jede Gunst des Terrains zu benutzen, sich bei dem Kampfe geschickt zu decken, und mit den Körperkräften vorsichtig hauszuhalten: während die Naturföhne des deutschen Waldes gar leicht ihre riesige Kraftfülle mit gefährlicher Raschheit verschwendeten oder zur Unzeit vergeudeten, außerdem aber, wie so viele von der Kultur noch nicht berührte Völker, im Kriege in hohem Grade für die gefahrvollen Wirkungen der Ueberraschung, des plötzlichen Schreckens, des Aberglaubens empfänglich waren.

Wenn der Römer weiter erwog, daß als wesentlicher Gewinn für ihn die einheitliche Anlage des Feldzuges, die feste und einheitliche Leitung des ganzen Krieges durch einen bewährten Heerführer gar sehr ins Gewicht fallen würde, daß dagegen die Deutschen damals keinen Feldherrn besaßen, der auch nur innerhalb eines einzelnen Stammes einen gewissen Namen gehabt, geschweige daß er die Macht gehabt hätte, große Massen verschiedener Stämme unter seiner Führung zusammenzuballen: so führten solche Erwägungen schon hinüber zur Prüfung einer andern Waffe, durch deren geschickte Anwendung das Kaiserthum die Deutschen noch ganz anders zu bändigen hoffte, als durch Schwert und Pilum: es war die auswärtige Politik.

Der lange Verkehr der Römer mit Völkern aller Art, seit ihren ersten Berührungen mit den Einwohnern von Spanien, Oberitalien und Dalmatien zunehmend mit Völkern, die nur erst wenig oder gar nicht von der

höheren Kultur berührt waren, hat allmählich den Römern auf diesem Punkte ihrer auswärtigen Politik eine wahrhaft unheimliche Meisterschaft verliehen. Weit länger als durch die Wucht seiner Armeen, als durch die Kunst seiner Feldherrn wußte nachmals das Kaiserthum Grenzen und Bestand des Reiches durch seine Politik während der Stürme der Völkerwanderung zu behaupten; und die vollendete Kunst der Behandlung der nordischen „Barbaren" aller Art war die wirksamste Waffe, welche das byzantinische Reich aus dem Arsenal des untergehenden weströmischen Reichs geerbt hat. Die römische Staatsleitung verstand es in ausgezeichneter Weise, die guten und glänzenden, wie die schwachen, schlimmen und gefährlichen Seiten der Naturvölker — in unserm Falle also der Germanen, auszuspüren; namentlich die schwachen Seiten ihres persönlichen Charakters, nicht weniger die ihres Staatslebens waren der Gegenstand ihres dauernden und nur allzu erfolgreichen Studiums. Alte Feindschaften oder auch nur Antipathieen zwischen verschiedenen stärkeren oder schwächeren Stämmen wurden aufgespürt, geschürt oder neu belebt; die Verschiedenheit der Interessen auf Seiten verschiedener Stämme oder Völkergruppen wurde sorgsam erforscht, sie konnte leicht die schönste Gelegenheit bieten, einen trennenden Keil zwischen die kräftigsten Stämme zu treiben. Und wie es den Römern schon im Großen gelang, durch ihre diplomatische Kunst die Stämme unter einander zu verhetzen, gegen einander zu bewaffnen, durch einander zu schwächen oder aufzureiben, größere Schöpfungen auf deutschem Boden gründlich zu erschüttern, so galt es als

ein noch glänzenderer Triumph, wenn man im Stande war, in die einzelnen Stämme hinein Zwietracht zu werfen, sich hier eine zuverlässige Partei zu schaffen, die großen Machthaber der einzelnen Stämme, wenn man sie nicht alle gewinnen konnte, dann gegen einander zu verhetzen und zu parteien.

Und nun boten gerade die damalige Lage der Germanen und gewisse Züge ihres Wesens der römischen Diplomatie einen vortrefflichen Spielraum und die bequemsten Handhaben. Alle Begabung des herrlichen Naturvolkes, alle schöne Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit der Germanen konnte doch darüber nicht täuschen, daß das Element „staatenbildender“ Kraft bei ihnen nur erst in sehr schwachen Keimen zur Geltung gekommen war. Scharf und bestimmt entwickelt war bei jenen deutschen Stämmen, auf die Drusus jetzt sich werfen sollte, der Zusammenhang ihrer Familien im Geschlechtsverbande, in der Bauern-Gemeinde und allenfalls im Gau; aber nicht so fest gefügt war der innere Zusammenhang in dem gesammten Stamme. Da gehen aus den Reihen der edelsten, wohlbegüterten Geschlechter unter den freien Mannen des Gaues durch Wahl die Häuptlinge der verschiedenen Gaue hervor; aber die Macht des Häuptlings über die Gaugenossen ist nur erst wenig ausgebildet. Man bemerkt, daß die Unterordnung unter den Häuptling bei diesen freien Germanen, deren Freiheitsliebe und persönliche Selbständigkeit noch oft in das Kolorit ungezähmter Willkür hinüberspielt und nur sehr schwer die nothwendigste Beschränkung im Interesse des Ganzen erträgt, noch keineswegs tiefgreifend ist.

Sie beruht vorzugsweise auf der Anerkennung der persönlichen Tüchtigkeit des Mannes und auf seinem Vorsitz bei dem Volksgericht. Die Häuptlinge nun der verschiedenen Gaue bildeten dann zusammen einen Rath, der die Angelegenheiten des Stammes leitete und die freien Mannen zur Volksversammlung berief, wo das Volk über die wichtigsten Dinge zu entscheiden hatte. Nur erst hie und da bei diesen Stämmen zeigten sich schwache Anfänge eines Königthums, der Erhebung eines Mannes aus dem erlauchtesten Geschlecht über die übrigen Häuptlinge, — während die Noth des Krieges wiederholt dahin führte, den tüchtigsten Mann aus den Geschlechtern der Häuptlinge, beziehentlich aus den sämmtlichen edlen Familien vorübergehend zum Herzog zu wählen. Aber die Häuptlinge, die gern ein durch feste, rücksichtslos hingebende Mannentreue ihnen persönlich aufs innigste verbundenes „Geleite" oder eine „Gefolgschaft" edler, tapferer, kriegs- und abenteuerlustiger Jünglinge um sich versammelten, boten nicht selten der schlauen, zersetzenden römischen Politik die bequeme Handhabe zu ihrer bohrenden Arbeit; denn stolz, selbstwillig, selbstsüchtig, der Unterordnung unter ihres Gleichen nicht gerade froh, oft mit andern Häuptlingen desselben Volksstammes persönlich verfeindet, waren sie für den klugen Fremdling, der sehr wohl erkannte, wo er anzusetzen hatte, oft nichts weniger als unzugänglich. Noch viel weniger aber (und viel weniger noch als in allen folgenden Jahrhunderten) konnte das damals nur erst schwache Bewußtsein eines nationalen Zusammenhanges einzelne Stämme hindern, mit den Römern Verträge

und Bündnisse aller Art abzuschließen, mochten dieselben auch noch so sehr gegen das Interesse der übrigen Germanen sein. Bei den stets wiederkehrenden Gegensätzen und offenen Verfeindungen zwischen einzelnen deutschen Völkern, die von Geschlecht zu Geschlecht in zerstörenden Fehden sich Luft machten, war die Aufgabe der römischen Politik nichts weniger als schwer. Ja, die Römer konnten nur allzubald bemerken, daß nicht wenige Bruchtheile dieser Germanen gar sehr bereit waren, zum Schaden ihrer heimischen Gegner die gewaltige Kriegsmacht des Südens in ihre kleinen Streitigkeiten hineinzuziehen.

Die Römer und die römische Politik haben im Laufe der folgenden Jahrhunderte an den Germanen und an dem Charakter der deutschen Völker unsäglich schwer gefrevelt, ihnen gegenüber keinen Verrath und keine Missethat für unerlaubt gehalten. Zur Zeit des Augustus aber hat die römische Politik den Germanen in der Regel ihre verlockendste Miene gezeigt. Augustus und seine Heerführer gingen natürlich gar nicht auf einen Vernichtungskrieg gegen die Deutschen aus. Der fein entworfene Plan des klugen Kaisers war anscheinend dieser. Die kraftvollen Stämme des freien Germaniens sollten auf der einen Seite bald durch imposante Demonstrationen bald durch sicher geführte, nachdrückliche Vorstöße nach dem Herzen ihres Landes erschüttert, andrerseits unter dem wohlklingenden Namen freier Bündnisse vorläufig an den großen Kaiserstaat des Südens gefesselt, — und allmählich erst theils durch die Gewöhnung an das Auftreten der römischen Macht in ihrem Lande,

theils durch die unwiderstehlichen Lockungen der romanischen Civilisation vorbereitet werden, schließlich auch das eiserne Joch einer römischen Provinzialverwaltung ertragen zu können. Da mußte nun die ganze Kunst der Römer, die sogenannten „Barbaren“ zu zähmen, nach allen Richtungen hin arbeiten. Man hat auf Seiten der Römer bald erkannt, daß bei einigermaßen verständiger Behandlung dieser verständigen und klugen, stolzen und zuverlässigen, redlichen und ehrenhaften Männer des Nordens es gar so schwer nicht war, mit ihnen über die Geschäfte sich zu vereinigen. Man hat aber nicht minder deutlich erkannt, daß man die einzelnen Germanen weitaus am besten an Rom fesseln konnte, wenn man sich an drei gewaltige Mächte ihres Wesens wandte: an ihre Phantasie, an die naive Habsucht des Natursohnes, und endlich an den idealen Zug ihres Gemüthes, die Mannentreue. Die Phantasie der jungen deutschen Helden erfüllte man mit der ganzen Pracht und Herrlichkeit des großen Römerreiches, mit der Macht des Kaisers, mit der Ehre seines Kriegsdienstes, mit der Pracht seiner Waffen. Auf rohere, gierigere Naturen ließ man einwirken die Reize des rothen Goldes, der unermeßlichen Schätze, welche das herrliche Rom zu vergeben habe. Die Mannentreue endlich, das persönliche Verhältniß, in welches Dank ihrer Sinnesweise die deutschen Häuptlinge, die für Rom gewonnen wurden, zu dem Kaiser sich stellten, hat bereits in dieser alten Zeit diese einfachen Männer in die schwersten sittlichen Konflikte gestürzt: damals nemlich, als man endlich in furchtbarem Ernst zwischen Rom und

Deutschland wählen mußte, und jede Entscheidung, wie sie auch fallen mochte, mit einer schwerwiegenden sittlichen Pflicht in einen für das Gewissen dieser Männer unlösbaren Widerspruch trat.

Solcher Art waren die Verhältnisse, in welche nunmehr der gewaltige Drusus eintreten sollte: dieser Drusus, nicht der größte, wohl aber der edelste unter den vielen romanischen Feldherrn, die in der langen Zeit seit der Schlacht im Sundgau zwischen Cäsar und Ariovist bis zu der furchtbaren Schlacht an der Lisaine im Januar 1871, an der Spitze romanischer Heere gegen Deutschlands Grenzen und Freiheit ausgezogen sind. Die Spannung aber, mit der man in Rom den neuen Unternehmungen des jungen Helden folgte, war gewiß ungeheuer. Man mag sie mit dem mächtigen Interesse vergleichen, mit dem die Römer einst die Legionen Cäsars begleitet hatten, als der große Julius das Strafgericht für die einstige Zerstörung der Siebenhügelstadt durch die Kelten vollzog, als er die Ebenen des Niederrheines und die Kreideküsten Britanniens für Rom entdeckte. Auch die Feldzüge des Drusus sollten zum großen Theile neue Entdeckungsfahrten werden; und viel furchtbarer als die Kelten war dem Geschlecht der Zeitgenossen der kalte germanische Norden, der nun endlich gebändigt werden sollte. Die Theilnahme aber, mit der man jetzt den jungen Kriegsfürsten nordwärts ziehen sah, war doch noch ungetheilter, als seiner Zeit die für Cäsar; denn es gab jetzt in Rom keine Partei, die den jugendlichen Helden mit solchem stillen Abscheu betrachtete, wie einst die meisten Optimaten den Cäsar; die Stürme

aber auf dem Forum und im Senat, deren Toben den Lärm der Kämpfe im Keltenland damals so oft übertönt hatte, waren jetzt für immer verstummt. Folgen wir jetzt den Legionen auf ihrem Zuge nach dem rechten Rheinufer und nach dem deutschen Meere.

---

## Drittes Kapitel.

### Die Feldzüge des Drusus und des Tiberius.

Als Drusus im J. 13 v. Chr. den Oberbefehl in Gallien übernommen hatte, war es seine nächste Aufgabe, außer der Vollendung der unmittelbar auf die Rheinarmee bezüglichen Rüstungen noch eine Reihe andrer hochwichtiger Arbeiten ins Werk zu setzen, die alle dem Angriff auf das mittlere und das niedere Deutschland dienen sollten. Zuerst mußte die rheinische Angriffsbasis bedeutend verstärkt werden. Daher wurden nicht allein die großen Lagerfestungen der Römer zu mächtigen Ausfallsthoren gegen Deutschland ausgebaut (so namentlich Mainz), sondern es wurde auch am ganzen linken Rheinufer zwischen den Hauptfestungen eine neue Reihe von kleineren festen Plätzen angelegt, zusammen mehr als funfzig an der Zahl; sie wurden auf Punkten erbaut, wo man das rechte Ufer, namentlich die nach dem Rheine sich öffnenden Stromthäler des rechtsrheinischen Binnenlandes, genau überwachen konnte. Die strategisch wichtigsten Festungen waren aber Mainz und Vetera. Mainz, nachher das Hauptquartier des oberrheinischen Heeres, ist in seiner eminenten Bedeutung für die strategische Beherrschung von Süd- und Mitteldeutschland keinem Gegner Deutschlands von Drusus bis auf Napoleon III. entgangen. Durch seine ostwärts vorgeschobene Lage überflügelt es die deutschen Vertheidiger des Mittelrheines; in Mainz sammeln sich alle von Natur vorgezeichneten

Straßen aus dem Innern Mitteldeutschlands nach dem Rhein; Mainz und Augsburg in der Hand der Römer machten das damalige südwestliche Deutschland für die Germanen militärisch unhaltbar. Mainz war endlich der Ausgangspunkt des Mainthales; von hier aus öffnete sich den Römern eine natürliche Straße bis nach den böhmischen Gebirgen; hier war die Basis für jeden Vorstoß, um die südlichen und mitteldeutschen Völker militärisch zu trennen.

Ungleich bedeutungsvoller für die römischen Heerführer von Drusus bis auf Germanikus ist indessen doch eine niederrheinische Festung geworden; nicht Cöln, nachmals das Hauptquartier des niederrheinischen Heeres, sondern Vetera. Diese Stellung war ganz ausgezeichnet gewählt für jeden Gegner, der bei dem damaligen Kulturzustande Norddeutschlands dieses Land erobern wollte. Von hier aus konnte man gerade gegen die Kernstämme des deutschen Nordwestens bequem die schwersten Stöße führen. Die lange Linie der Lippe trennte das waldbedeckte Gebirgsland der Sigambrer und ihrer Nachbarstämme von dem moorbedeckten Niederland der Brukterer. Die Römer brauchten nun nicht mehr bloß die gefährlichen Frontangriffe unmittelbar vom Rhein her gegen die schwierigen Thäler des Gebirgslandes von der Lahnmündung bis nach dem untern Ruhrgebiet zu versuchen; sie konnten jetzt den Rhein unter dem Schutz der Werke von Vetera überschreiten, dann die Brukterer von den Sigambrern trennen, und auf allen passenden Punkten von der Lippe her südwärts in das Sigambrerland vordringen. Der Vormarsch zwischen Lippe und

Ems zerschnitt militärisch den Zusammenhang zwischen den niederdeutschen Völkern und den starken Stämmen an der Lippe. Endlich führte der Thalweg der Lippe ohne allzugroße Hindernisse bis dicht vor die Päße des Osninggebirges, also bis dicht an die letzte Grenze der streitbaren Cherusker.

Im Sinne des Drusus und nachmals auch wieder seines Sohnes Germanikus wurde Vetera mit den benachbarten Militärstationen aber auch der starke Stützpunkt für eine Art der Kriegführung im entlegensten deutschen Norden, die auf die niederdeutschen Völker völlig überraschend und betäubend einwirken sollte. Drusus hatte nemlich bei seinem Angriff auf Deutschland auch der Flotte eine sehr namhafte Rolle zugedacht. Es wurde daher am Niederrhein eine sehr große Anzahl starker Fahrzeuge erbaut, die von nun ab für das Auftreten der Römer in Deutschland charakteristisch geworden sind. Ein Theil dieser bewaffneten Schiffe ist auf die Dauer dazu bestimmt worden, auf dem Rhein die Stromwacht gegen die Deutschen auszuüben,*) die bequemste Verbindung zwischen den Stromfestungen herzustellen, unter Umständen auch zu Schiffbrücken von den Festungen nach dem rechten Ufer verwendet zu werden. Die Hauptmasse aber sollte seiner Zeit, zugleich zu kriegerischen wie zu Entdeckungszwecken eine römische Armee nach den Inseln, Dünen und Flußmündungen der Nordsee führen.

*) In ähnlicher Weise wurde wahrscheinlich schon damals (jedenfalls bereits unter Kaiser Claudius) eine bewaffnete Flotte auf der untern und mittleren Donau, später anscheinend auch in den pannonischen Gewässern bewaffnete Fahrzeuge, unterhalten.

Weil aber Drusus mit Recht sich davor scheute, die lateinischen Matrosen ohne Weiteres den schweren Gefahren des brittischen Kanals und der offenen Nordsee auszusetzen, so sollte die Flotte möglichst lange durch die niederländischen Binnengewässer geführt werden. Hier fehlte aber noch ein wichtiges Glied, nemlich die unmittelbare kurze Verbindung zwischen dem Niederrhein und dem Zuyder-See. So ließ er denn sofort ungeheure Wasserbauten in Angriff nehmen. Dieselben betrafen die Yssel und den damals noch sehr mächtigen nördlichen Arm des bereits getheilten Rheinstromes. Wahrscheinlich vereinigte sich damals die Yssel (oberhalb der jetzigen Stadt Arnheim, bei Ysseloort) mit diesem Rheinarme. Drusus ließ nun einerseits die Yssel durch einen von dem jetzigen Doesburg auslaufenden Kanal mit dem nordwärts (bei dem jetzigen Zütphen und Deventer vorbei) nach dem Zuydersee strömenden Flüßchen Berkel verbinden, in welches sämmtliche benachbarte Gewässer (der heutigen Landschaften Geldern und Overyssel) sich ergossen oder geleitet wurden. Zweitens wurde durch neue Nivellirung, Austiefung und Erweiterung des untern Ysselbettes und durch mächtige Dammbauten am Rheine nunmehr sowohl die Yssel genöthigt nordwärts nach dem neuen Kanal und der Berkel zu fließen, wie auch ein Theil des Rheinwassers veranlaßt, durch das bisherige untere Ysselbett, durch den neuen Kanal, und durch das wahrscheinlich ebenfalls neu regulirte Bett der Berkel nach dem Zuydersee zu strömen. Dieses große Werk, die fossa Drusiana genannt, (heute noch mit dem Namen „Drusus-Vaart" bezeichnet) öffnete nun den

Römern eine bequeme Stromfahrt nach dem Zuydersee (Flevo), der damals bekanntlich noch nicht die heutige Gestalt und Größe hatte, die er vielmehr erst seit d. J. 1287 durch furchtbaren Einbruch des Meeres in seine Gewässer erhalten hat. Von diesem Gewässer mußte man dann zwischen den (heutigen) Inseln Vlieland und Ter Schelling in das offene Meer auslaufen.

Die Anlage dieser ungeheuern Werke war aber nur unter Zustimmung, wohl auch unter Beihülfe der benachbarten deutschen Stämme möglich gewesen. Und hier hatte auch die Diplomatie des jungen Prinzen erfolgreich mitgewirkt. Abgesehen von den nothwendigen Erkundigungen über die gegenwärtige Lage, Stimmung und Zustände in dem rechtsrheinischen Deutschland, hat Drusus damals bereits zwei der kräftigsten niederdeutschen Völker bleibend in das Interesse der Römer zu ziehen gewußt: die Bataver und die Friesen. Die Bataver, die vielleicht schon etwas früher in freundliche Beziehungen zu Rom getreten waren, erscheinen seit dieser Zeit in freiem Bündniß mit den Römern, für die sie höchst nützliche Verbündete geworden sind. Man stellte an die Bataver keinerlei lästige Zumuthungen von Tribut, Lasten und Steuern. Rom begehrte von ihnen wesentlich nur Heeresfolge. Und die prächtigen batavischen Reiter haben denn auch sowohl als kaiserliche Garden (s. S. 50.) die Travertinquadern der Straßen Roms von dem Hufschlag ihrer Rosse erdröhnen lassen, wie auch mit feurigem Ungestüm an der Seite der Legionen auf die binnendeutschen Keilrotten an der Weser wie an der Donau, (und später auch auf die Kelten

Britanniens) eingehauen; gegenwärtig aber waren sie für Drusus vor Allem als landeskundige Führer, Rathgeber, Dolmetscher und Pfadfinder von Werth. Ihrem Beispiele waren dann sofort die Friesen gefolgt, welche anscheinend ebenfalls sich nicht lange bedachten, unter ähnlichen Bedingungen wie die Bataver sich den Römern anzuschließen; nur daß ihnen Drusus einen mäßigen Jahrestribut von Ochsenhäuten zu römischen Militärzwecken auferlegte. Sie gerade waren für die nächsten Unternehmungen des Drusus besonders wichtig, weil sie einerseits mit der Natur der norddeutschen Binnengewässer, Seestriche, Inselketten, die Drusus mit seinem Einlaufen in den Zuydersee zu berühren hatte, vorzugsweise genau bekannt, andererseits aber in der Kunst der Seeschifffahrt, in dem Bau von Schiffen mit sehr praktischer Einrichtung für den starken Wasserschwall der Nordsee, und in dem Gebrauche des Segels ganz besonders erfahren waren.

Während nun Drusus in solcher Weise nach allen Richtungen hin die großartigsten Vorbereitungen zu dem deutschen Kriege traf, eröffneten die bedrohtesten der deutschen Stämme selbst den Kampf. Bei dem damaligen Zustande der Weltkenntniß und politischen Entwicklung der germanischen Häuptlinge darf man denselben wahrscheinlich nicht den Gedanken zutrauen, als hätten sie, von den drohenden Rüstungen der Römer unterrichtet, sich mit der Idee getragen, ihre Vertheidigung angriffsweise zu führen und den Krieg auf dem linken Rheinufer zu eröffnen, ehe noch die Rüstungen der Römer vollendet wären. Die Sache war vielmehr diese.

Drusus hatte, ehe noch der deutsche Krieg begonnen wurde, in Gallien ein schweres Geschäft zu vollziehen. Als Oberstatthalter dieser schwierigen Provinz mußte er nemlich gegen Ende d. J. 13 v. Chr. zu Lugdunum eine neue Schatzung der Provinzialen abhalten, nach deren Ergebniß für die neue Steuerperiode der Finanzetat für Gallien und die von den Kelten zu zahlenden Abgaben festgestellt werden sollten. Die Kelten wurden dadurch furchtbar aufgeregt. Die Provinzialeinrichtung war für sie noch zu neu, die Erinnerung an die Erpressungen des trotz seiner Frevel jeder ernsteren Strafe entschlüpften Licinus (S. 48.) noch zu frisch, die neuen Abgaben ihnen zu empfindlich, als daß sie nicht bei dieser Wiederholung einer auf ihrem Boden noch wesentlich neuen römischen Verwaltungsmaßregel sich unwillig hätten aufbäumen sollen. Es entstanden wirklich auf mehreren Punkten des Landes Unruhen, die nur mit Mühe beschwichtigt werden konnten. Aber die Germanen waren mit dieser Stimmung in Gallien nicht unbekannt geblieben. Vielleicht daß deutsche Gemeinden auf dem linken Rheinufer wegen der neuen Schatzung ebenfalls unruhig geworden waren, — jedenfalls mochten die Dinge westlich vom Rhein so liegen, daß die Sigambrer und deren Nachbarvölker, die recht wohl wußten, daß der gefürchtete Kaiser Augustus nicht mehr in Gallien stand, die Zeit geeignet glaubten, um (vielleicht zu Anfang d. J. 12 v. Chr.) einen neuen Einfall in dieses Land zu versuchen.

Drusus nun wollte unter allen Umständen Gallien gebändigt hinter sich zurücklassen, ehe er die Rhein-

armee nach Deutschland führte. Mit List und Geschicklichkeit wandte er sich an die persönliche und nationale Eitelkeit der einen bisher in diesem Lande herrschend gewesenen Klasse, nemlich der Ritterschaft. Augustus war persönlich durch seinen wiederholten Aufenthalt in Gallien populär geworden; jetzt forderte Drusus den keltischen Adel auf, zum Beweise seiner Treue gegen den Kaiser demselben vor der Stadt Lugdunum, am Zusammenflusse der Saône und der Rhone einen Altar zu errichten. Sechzig Kantone oder Völkerschaften der großen Provinz folgten seinem Rufe. Die angesehensten Männer erschienen bei Drusus in Lugdunum, wo sie nun, ohne daß das Wort ausgesprochen wurde, Geiseln der Römer waren. Man kam überein, (nach dem Brauch dieses Zeitalters) dem Augustus und der Dea Roma auf gemeinsame Kosten der keltischen Stämme ein Heiligthum zu stiften; um aber die Eitelkeit der Kelten zu fesseln, trug der große Altar des Heiligthums die Namen der sechzig betheiligten Völkerschaften; die kolossale Statue des Kaisers, vor welcher er aufgerichtet stand, war von sechzig allegorischen kleineren Gestalten umgeben, welche die sechzig keltischen Völker plastisch repräsentirten. Der Häduer Gajus Julius Verecundaris Dubius wurde erwählt, unter Mitwirkung anderer keltischer Priester, als Priester bei diesem Heiligthum des Augustus zu fungiren. Weiteren Schmuck dieser Schöpfung durch Einführung jährlicher festlicher Spiele behielt sich Drusus vor.

Sobald also Gallien beruhigt war, führte Drusus nunmehr im Frühling d. J. 12 v. Chr. die große Rheinarmee gegen die Germanen. Vor ihrem Anmarsch gaben

sich die Meuterer auf dem linken Rheinufer zur Ruhe, wichen die Sigambrer rasch in ihr Gebiet zurück. Bald aber sollten die Germanen inne werden, daß ihnen jetzt ganz andere Gefahren drohten, als früher zu Cäsars und Agrippa's Zeiten.

Leider sind die großen zusammenhängenden Berichte aus dieser und der nachfolgenden Zeit über die deutschen Feldzüge des Drusus uns nicht erhalten worden. Aus den Trümmern der Nachrichten über diese großen Kriegsthaten läßt sich der Gang der Ereignisse nur in den Umrissen erkennen. Der Hauptstoß des Jahres 12 v. Chr. sollte mit der Flotte geführt und gegen die Küstenlande der Nordsee gerichtet werden. Man wollte einerseits einen geographischen Entdeckungszug ausführen, die Gewässer und Uferlande bis zur Elbe hin genau erforschen, andrerseits die nördliche Flanke der deutschen Völker zwischen Rhein, Zuydersee und Elbe erschüttern und womöglich über den Haufen werfen, ehe man den Hauptkampf mit den starken Centralstämmen des westdeutschen Nordens, den Sigambrern und Cheruskern, ins Werk setze. So wurde also wahrscheinlich zuerst die Flotte, die sich in den batavischen Rheingewässern sammelte, wie auch die großen neuen Wasserbauten von Drusus gemustert. Wahrscheinlich wurde die größte Masse der am Rhein aufgestellten 100,000 Mann nach dem Niederrhein geführt, derart daß in den Festungen oberhalb Cöln nur schwache Abtheilungen zurückblieben. Vermuthlich nun, um den Sigambrern und ihren Nachbarn sofort den Lohn für ihren letzten Einfall in Gallien heimzuzahlen, ihnen zugleich einen heilsamen Schrecken

einzuflößen, der sie für die Zeit, wo er in der Nordsee kreuzte, von neuen Angriffen auf das linke Rheinufer abhalten sollte, beschloß Drusus, gleich jetzt einen Einfall in das Gebiet jener ewig unruhigen Nachbarn zu machen. Während also die Flotte sich segelfertig machte, wahrscheinlich zahlreiche batavische und friesische Ruderknechte und Matrosen ausgehoben, die Landtruppen am Niederrhein vereinigt wurden, überschritt Drusus etwas oberhalb der Theilung des Rheines, an der Grenze des batavischen Gebietes den Rhein, und machte nun einen höchst energischen Vorstoß nach dem Stromgebiet der Lippe, tief hinein in die Wohnsitze der Usipeter und der Sigambrer. Die Art, wie man diese Landschaften jetzt behandelte, blieb dann wesentlich dieselbe bei allen den zahlreichen Einbrüchen in das deutsche Land, mit denen die Römer nunmehr die Germanen bis zu Armins letzten Weserschlachten so oft heimgesucht haben. Man richtete möglichst große Verheerungen an, brannte Höfe und Dorfschaften nieder, trieb die Viehheerden weg, verkaufte die zahlreichen Gefangenen, die man dabei machte, in die Sklaverei.

Nachdem Drusus in solcher Weise weit und breit Schrecken verbreitet hatte, kehrte er nach der Landschaft der Bataver zurück, schiffte sein Heer, soweit es zur Theilnahme an dem Nordseezuge bestimmt war, ein und folgte nun mit seiner Flotte dem Laufe der Gewässer, zuerst durch die Yssel und den Zuydersee bis in das offene Meer der Nordsee. Bei der Fahrt durch das Land der Friesen wurde anscheinend das neue Bündniß noch fester geknüpft, das Fußvolk der Friesen zur Theilnahme

an den weitern Unternehmungen aufgeboten. Wir haben auch wohl anzunehmen, daß die Stromfahrt bis zur Nordsee nicht allzurasch vor sich ging, sondern daß Drusus von geeigneten Punkten aus Erforschungsmärsche in das Land hinein unternahm. Als die Römer endlich die Nordsee erreicht hatten, konnte Drusus wohl sein Herz stolz gehoben fühlen: seit Anbeginn der Geschichte war es das erste Mal, daß in diesen majestätischen Fluthen eine Kriegsflotte erschien; mit Recht mochte er sich mit dem großen Julius vergleichen, dessen Seezug nach Britannien, bis dahin das bewunderte Ideal römischer Kühnheit, er jetzt weit noch überbot.

Die Fahrt durch die Wogen des deutschen Meeres ging zunächst ohne Unfall von Statten. Endlich kam die Insel Burchana (j. Borkum) in Sicht, welche dem Mündungsgebiet der Ems beherrschend gegenüber liegt. Hier fanden die Römer zuerst lebhaften Widerstand; die Bewohner (sei es daß die Insel einem trotzigen Zweige der Friesen, sei es daß sie den Chauken gehörte) mußten erst durch einen harten Kampf zur Ergebung gezwungen werden. Wie bereits früher in den friesischen Gauen, in dem Mündungsgebiet des Zuydersee's, das Kastell Flevum angelegt war, so blieb nun auch die neu eroberte Insel mit römischen Truppen besetzt, während die Flotte und das Heer nunmehr die dunkeln Fluthen der Ems aufsuchten, die damals noch nicht durch den Dollart, (der bekanntlich erst durch Einbrüche des Meeres 1277 und 1287 entstanden ist,) sich nach den vorliegenden Küsteninseln bewegten. Stromaufwärts durch das üppige Marschland, durch die grünen Wiesen, die Sümpfe und

die trostlos öden, braunen, todtenstillen, schier unübersehbaren Moore, die auf beiden Seiten des stolzen Stromes sich ausbreiteten, leitete der junge Feldherr Flotte und Heer. Vielleicht gewann er schon damals die Ampsivarier für das Bündniß mit Rom; aber bald mußte er wieder das Schwert ziehen. Die binnendeutschen Brukterer hatten zu ihrer höchsten Ueberraschung vernommen, daß die gefürchteten Römer diesmal nicht vom Rhein her anrückten, sondern in völlig unerhörter Weise von Norden an der Nordsee her, zu Schiffe. Sie glaubten sich in nächster Reihe bedroht; daher sammelten sie ihre Streithaufen, brachten ihre Mannschaften auf zahlreiche Emskähne und fuhren, den breiten Strom hinab, den Römern entgegen. So kam es denn endlich (doch wohl auf der Mittel-Ems) zu einer mörderischen Stromschlacht zwischen Drusus und den tapfern Deutschen, deren Ausgang freilich bei der nautischen Ueberlegenheit der Römer und Friesen nicht wohl zweifelhaft sein konnte.

Als dieser Theil des Feldzuges siegreich zu Ende geführt war, wandte sich Drusus weiter, um nun noch das mächtigste niederdeutsche Volk, die Chauken, anzugreifen. Heer und Flotte zogen wieder Emsabwärts nach der Insel Borkum, dann umsegelte man die Küste des heutigen Ostfriesland und erkundete die Gewässer ostwärts bis zur Mündung der Weser hin. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß damals die Chauken, die sehr gut hatten erkennen müssen, wie ihr Land sowohl von der Ems wie von der Küste her den Römern völlig offen lag, sich entschlossen, in ähnlicher Weise wie die

Bataver, unter dem Namen von Bundesgenossen sich der Hoheit des römischen Kaiserthums zu beugen. Dieses vielleicht um so eher, als die Beziehungen gerade der Chauken zu den Binnenvölkern, namentlich den Cheruskern, nicht eben freundlicher Art waren. Wie es scheint, blieb denn auch seit dieser Zeit ein starker römischer Militärposten in dem Gebiet der Chauken zurück, mit denen sich übrigens für Rom ganz besonders zufriedenstellende Verhältnisse entwickelt haben. Ganz ohne Nachtheil und Gefahren verlief der Zug des Drusus hier aber nicht. Sei es auf der Anfahrt gegen die heutige Oldenburgische Küste, sei es erst auf der Heimfahrt, — genug, Angesichts des Chaukischen Gestades, welches damals noch von majestätischen Urwäldern, die wahre Riesenbäume zeigten, dicht bedeckt war, gerieth die römische Flotte in der Gegend des heutigen Jahdebusens, (dessen jetzige Gestalt allerdings erst durch die Arbeit furchtbarer Sturmfluthen, namentlich d. J. 1511 geformt worden ist), auf Untiefen oder sogenannte Watten. Der Eintritt der Ebbe setzte die Flotte aufs Trockene, und nur die Anwesenheit der friesischen Truppen, die mit der Natur und den Launen der Nordsee besser bekannt waren, als die Romanen, rettete die römischen Schiffe vor sehr ernsthaftem Schaden.

Das Hereinbrechen der ungünstigen Jahreszeit machte den weitern Entdeckungsfahrten Seitens der Römer ein Ende. Drusus führte daher die Flotte wieder durch den Zuydersee und die Yssel nach dem batavischen Rheine, die Legionen aber nach ihren Standquartieren zurück. Er selbst trat eine Reise nach Rom an, um dort seinem

Stiefvater persönlich über die nordische Expedition Bericht zu erstatten, neue Pläne zu verabreden, wie auch für kürzere Zeit zu Anfang d. J. 11 v. Chr. in der Reichshauptstadt die Geschäfte des Ädilenamtes wahrzunehmen. Aber mit der guten Jahreszeit stand der junge Held wieder am Rheine; in diesem Jahre sollte nun endlich der große Frontangriff auf die Sigambrer versucht werden. Beide Parteien hatten sich für diesen Kampf gut vorbereitet. In weiterer Ausführung seines diplomatischen Feldzuges gegen die Germanen hatte Drusus seinerseits — vor seiner Reise nach Rom, oder während des Winters durch seine Agenten, — nun auch die südliche Flanke seiner nächsten Hauptgegner zu entblößen versucht; er hatte nemlich die Katten von der Sache der Sigambrer getrennt, indem er ihnen das seiner Zeit auf dem rechten Ufer des Rheines von den Ubiern (S. 42.) bewohnt gewesene Gebiet überließ. Andrerseits konnte den Sigambrern, als sie von den Kämpfen der Brukterer mit Drusus auf der Ems, von der Ausbreitung der römischen Vasallenschaft bis nach der untern Weser hörten, nicht entgehn, daß die Römer sie allenthalben zu überflügeln bemüht waren. Da sie sehr wohl empfanden, daß ihr Gebiet über kurz oder lang der Schauplatz entscheidender Kämpfe werden müßte, so hatten ihre Häuptlinge bei Zeiten die wirksame Verbindung mit ihren Nachbarstämmen herzustellen gesucht. Nicht zu reden von den Usipetern und Tencterern, so hatten sie namentlich ein Bündniß mit den Cheruskern geschlossen. Zu ihrem höchsten Erstaunen und tiefsten Unwillen aber sahen sie, daß jetzt die Katten sich

weigerten, ihnen in dem Kriege gegen die Römer beizustehen. Da boten denn die sigambrischen Fürsten den gesammten Heerbann ihres Volkes auf, um in das Land der Katten einzubrechen, sie für den Abfall von der deutschen Sache zu strafen und womöglich zur Theilnahme an dem Kriege mit Drusus zu zwingen.

Diese gefahrvolle Spaltung unter den deutschen Binnenstämmen ebnete im Frühling d. J. 11 v. Chr. den Römern den Weg nach dem innern Deutschland. Wahrscheinlich mit sehr gewaltiger Heeresmacht überschritt Drusus bei Vetera den Rhein, drang unaufhaltsam an diesem Strom und an der Lippe aufwärts vor, warf die Usipeter siegreich vor sich nieder, schlug dann eine Brücke nach dem linken Ufer der Lippe, und zog dann verheerend durch das sigambrische Niederland zwischen Lippe und Ruhr unaufhaltsam gegen Osten. Bei der Entfernung der sigambrischen Hauptmacht konnte er ungehindert sogar das Gebiet der Cherusker erreichen und im kühnen Vorgehen endlich sogar — östlich von dem jetzigen Paderborn — das linke Ufer der Weser gewinnen.

Soweit war Alles gut gegangen; aber nun auch die Weser zu überschreiten, durfte er nicht mehr wagen. Obwohl die Römer bisher auf keinen nachhaltigen Widerstand gestoßen waren, hatten sie doch offenbar sehr viel Zeit verloren. In diesem Lande mußten ihre Ingenieure mit Axt und Spaten ohne Aufhören arbeiten, um den Legionen, um der Reiterei und dem Gepäck die Wege zu bahnen. Wir sind nicht überrascht zu hören, daß in diesem Wald- und Moorlande der Armee die

Lebensmittel knapp wurden. Schon zeigten sich die Vorboten, daß der kurze norddeutsche Sommer seinem Ende nahe war. Und nun erhielt Drusus offenbar auch sichere Nachricht, daß die Germanen, empört über sein kühnes Vordringen, in hellen Haufen zur Rache heranzögen. So nahm er denn ein ungünstiges Vorzeichen zum Anlaß, von weiterem Vorgehen gegen Osten — wo ihm allerdings auch der Sollinger Wald enorme Hindernisse entgegengestellt haben würde, — abzulassen und den Rückzug nach dem Rheine anzutreten.

Jetzt aber sollten die Römer zuerst erfahren, daß gerade der Rückzug der gefahrvollste Theil ihrer deutschen Feldzüge war. Mit Einem Male nemlich erschienen auf allen Seiten, im Rücken, auf beiden Flanken, in der Fronte ihrer Marschkolonnen die deutschen Schlachthaufen in ungeheurer Zahl. Die Massenaufgebote der Sigambrer, ein Heer von Cheruskern, kampflüsterne Schaaren der verschiedensten deutschen Nachbarstämme, hingen sich jetzt voll Wuth an die Fersen des römischen Heeres. Lange waren sie viel zu schlau, sich dem Drusus zu offener Schlacht zu stellen; aber in zahllosen Wald- und Engpaßscharmützeln, verwegenen Ueberfällen, Verlockungen in gefährliche Hinterhalte und durch Waldverhau ungangbar gemachte Stellen, thaten sie den Römern sehr bedeutenden Abbruch. Endlich aber wurden sie allzusicher. Die Römer waren in eine Gegend gerathen, — Arbalo hat der Geograph Plinius diesen Punkt genannt — wo sie mit Einem Male sich rings von Bergen gefahrvoll umschlossen fanden. Der Paß, durch den sie marschirten, wurde sofort von

den Germanen besetzt, die wenigen Ausgänge nach vorn oder seitwärts zeigten sich von Feinden erfüllt, wohl durch Verhaue gesperrt. Die Römer, so schien es, waren verloren; aber die Germanen frohlockten zu früh. Sie verstanden es damals, wie Tacitus es genannt hat, doch nur erst sich tapfer zu schlagen, noch nicht aber den Krieg richtig zu führen. Noch unbekannt mit der vollen furchtbaren Stärke und Stoßkraft der Legionen, glaubten sie bereits die Beute unter sich bequem vertheilen zu können. In dem Wahne, die Römer bereits gebändigt und gefangen in der Hand zu haben, warfen sie sich ohne Ordnung in regellosen Schwärmen auf das feindliche Heer. Hier aber wurden sie von den Romanen und Auxiliaren, die diesmal geradezu um ihr Leben zu fechten hatten, mit solcher ruhigen Kraft, mit so energischem, wuchtigem Gegenstoß empfangen, daß ihre wilden Haufen, unter denen wahrscheinlich das Pilum schreckliche Verheerungen anrichtete, eine gänzliche Niederlage erlitten. Der Sieg der Römer war so entschieden, daß die deutschen Plänkler es sobald nicht wieder wagten, mit den Römern sich in ein Nahgefecht einzulassen; sie begnügten sich seitdem damit, die Legionen aus der Ferne zu beunruhigen. Wahrscheinlich auf dem Schlachtfelde zu Arbalo geschah es, daß die Soldaten nach dem alten Herkommen der Republik den Drusus als „Imperator“ begrüßten. Augustus erlaubte ihm jedoch nicht, diesen Ehrentitel zu führen, ließ dagegen wegen dieser und wegen der gleichzeitigen Erfolge des Tiberius sich selbst, als höchsten Vertreter der gesammten Armee, zum 11. und 12. Male Imperator nennen.

Unter solchen Kämpfen hatte Drusus sich wieder aus den Gebirgslanden zwischen der obern Weser und dem Quellgebiet der Lippe und Ems herausgeschlagen. Als er endlich das offene Land nördlich von der Lippe wieder erreicht hatte, gründete er nach altrömischer, ausgezeichneter strategischer Gewohnheit mitten im inneren Deutschland eine starke Festung, Aliso genannt, die für alle künftigen Unternehmungen römischer Heere in dieser Gegend der gegebene Stützpunkt werden sollte. Ueber die Lage dieser Festung sind die neueren Forscher nicht einig. An der Lippe allerdings wird Aliso von Allen gesucht, aber während man das Schloß bald bei dem heutigen Hamm, bald bei Lippstadt, bald bei Liesborn zu finden glaubte, setzen es andere Forscher (wie wir meinen, mit größerer Wahrscheinlichkeit), da, wo jetzt das Dorf Elsen liegt, am Zusammenfluß der Lippe mit der Alme, unweit des jetzigen Paderborn, etwa achtzehn oder zwanzig Meilen ostwärts vom Rhein entfernt. Es war eine Anlage von solcher Ausdehnung, daß im Nothfalle mehrere Legionen daselbst Platz fanden. Diese neue Stellung war mit wahrhaft genialem Blicke gewählt worden. Militärisch zerschnitt diese Festung den Zusammenhang zwischen den kräftigsten deutschen Stämmen des durch Drusus bedrohten Gebietes. Die seit dieser Zeit durch die Römer zäh festgehaltene Linie der Lippe trennte die schon im J. 12 geschlagenen, bei dem Aufmarsch im J. 11 wohl noch mehr gefesselten Brukterer von den Sigambrern. Aliso selbst lag auf einem Punkte, wo die Römer das Gebiet der Sigambrer nun auch von Nordosten her fassen und überwachen konnten.

Nur wenige Meilen gen Südosten brauchte ein römisches Heer zu marschiren, um die Nordgrenze des Kattenlandes zu gewinnen, und unmittelbar gegenüber stand man den nahen Gebirgsgrenzen der Cherusker. Von Aliso aus konnten die Römer sehr bequem die wenigen Pässe des waldbedeckten Mittelgebirges überwachen, welches (mit dem gelehrten geographischen Sammelnamen „westliches Wesergebirge“ oder auch „Teutoburger Wald“ bezeichnet) als Osning, Lippischer Wald und Egge in weitem Bogen das westfälische Flachland von Ibbenbüren bis zur mittleren Diemel umkränzt. So war Aliso für die Römer ganz vortrefflich geeignet, sowohl die binnendeutschen Völker zu überwachen, einen starken militärischen Druck nach Osten und Süden auszuüben, jeden Vorbruch nach dem Rheine schon hier zum Stehen zu bringen, wie endlich auch als Ausgangspunkt weiterer Heereszüge nach dem tieferen Innern Deutschlands zu dienen.

Die Gründung von Aliso war die letzte große Arbeit des Drusus in dem J. 11 v. Chr. Sobald er sein Heer nach dem linken Rheinufer zurückgeführt und die sonst noch nöthigen Befehle ertheilt hatte, begab er sich wieder nach Rom, diesmal nicht bloß zur Berichterstattung über den Ausfall des diesjährigen Feldzuges. Augustus nemlich gewährte außer andern Auszeichnungen jetzt dem tapfern Stiefsohne die Ehre des (kleinen) Triumpheinzuges zu Roß, und das Recht, die Insignien des Triumphators tragen zu dürfen. Mit dem Frühling des Jahres 10 v. Chr. kehrte er nach Gallien zurück; mit ihm gingen diesmal Augustus und Tiberius. Wahrscheinlich handelte es sich um die Vorberathung und

Vorbereitung der großen binnendeutschen Kriegs- und Entdeckungsfahrt, die im folgenden Kriegsjahre ins Werk gesetzt werden sollte. Der vorsichtige Kaiser hatte allen Grund, mit dem bisherigen Verlauf der nordischen Feldzüge zufrieden zu sein. Auch Tiberius hatte sich wieder als ein sehr tüchtiger Heerführer bewährt: es war in Pannonien. Die wilden, noch unbotmäßigen pannonischen Stämme nemlich zwischen Drau und Donau waren durch die Ausbreitung der Römer seit d. J. 15 v. Chr. über die gesammten Alpenländer, namentlich über Norikum, wodurch die ganze Westgrenze Pannoniens bedroht und beherrscht wurde, unruhig geworden. Sie erhoben daher im J. 14 einen Aufstand, der auch die eigentliche pannonische Provinz ergriff. Momentan beschwichtigt, brach die Empörung im J. 13 heftiger denn zuvor aus und griff auch nach Dalmatien hinüber. Da sollte nun Augusts großer Freund Agrippa auf diesem Flügel des großen nordischen Kriegstheaters den Oberbefehl mit umfassenden Vollmachten übernehmen, die Barbaren gründlich niederwerfen. Agrippa stellte denn auch starke Rüstungen an; weil aber die Pannonier auf die bloße Kunde von seinem Anmarsch die Waffen niederlegten, so kam es zunächst zu keinen weitern Waffenthaten. Als jedoch der gewaltige Feldherr darauf hin nach Italien zurückgekehrt und — ein unersetzlicher Verlust für das Reich wie für seinen kaiserlichen Freund — in Campanien im März des Jahres 13 v. Chr. an einer Krankheit rasch gestorben war: da loderte die Empörung mit verstärkter Kraft und in größerem Umfange denn zuvor in Pannonien und in Dalmatien

wieder auf. Tiberius war es nun, der, wenigstens als gewandter, ebenso vorsichtiger und methodischer wie tapferer Heerführer wohl geeignet, den Platz des Agrippa zu besetzen, in zwei schweren und sehr gefahrvollen Feldzügen während der Jahre 12 und 11 v. Chr. den Aufstand in beiden Provinzen mit Strömen Blutes erstickte und sich damit die triumphalischen Ehrenzeichen verdiente. Furchtbare Verheerung des Landes und massenhafter Verkauf der waffenfähigen Mannschaften in die Sklaverei stellte hier für eine lange Reihe von Jahren weit und breit die Ruhe des Kirchhofs her. Nachdem eine neue letzte Erhebung in Dalmatien den Tiberius im J. 10 aus Gallien wieder nach den dinarischen Alpen geführt hatte und sofort gezügelt, im folgenden Jahre endlich vollkommen gedämpft worden war, glaubten die Römer, diese wichtigen Vorlandschaften zwischen den Osteingängen Italiens, dem Drinus und der mittleren Donau wirklich als sicheren Besitz ansehen zu können.

Während also auf diesem Punkte die römischen Waffen entschieden sich bewährt hatten, durfte Augustus mit den Erfolgen des Drusus im fernen germanischen Norden noch zufriedener sein. Das Genie seines jüngern Stiefsohnes, die Ausdauer und Tapferkeit der Armee, die Tüchtigkeit der technischen Truppen waren der furchtbarsten und allgemein gefürchteten Hindernisse kaum weniger schnell Herr geworden, wie vor fünf Jahren bei dem Kriege in den Hochalpen. Man konnte es also, so schien es, getrost wagen, eine große Heerfahrt nach dem Herzen des germanischen Landes anzutreten, um womöglich die Elbe zu erreichen, die man bereits an-

fing, als die künftige „natürliche“ Nordostgrenze des Römischen Reichs zu betrachten. Der neue deutsche Feldzug bedurfte indessen großartiger Vorbereitungen, die nicht überstürzt werden sollten. Es wird nicht an diplomatischen Sendungen nach dem innern Deutschland gefehlt haben; nicht minder wird Drusus alles Mögliche aufgeboten haben, um über die Geographie seines neuen Kriegsschauplatzes die nöthigsten Nachrichten einzuziehen, bei Zeiten auch landeskundige Führer um jeden Preis zu gewinnen. Außerdem aber mußte die Armee neu ergänzt werden. Der Abgang, den namentlich im Jahre 11 v. Chr. die schweren Strapazen des Feldzuges, die blutigen Rückzugskämpfe in dem Wesergebirge, die Zurücklassung der offenbar sehr starken Besatzung von Aliso herbeigeführt hatten, war jedenfalls sehr bedeutend; man mußte also den Bestand an Legionssoldaten, an Auxiliaren, an Pferden möglichst reichlich herstellen, auch bei Zeiten gewaltige Proviantvorräthe aufhäufen. Nicht minder wichtig waren endlich die Kriegsbauten. Auf der einen Seite mußten vor Allem die Werke von Aliso vollständig ausgebaut werden. Es kam dazu, daß nach alter bewährter Praxis der römischen Heerführer die neue Festung auf binnendeutschem Boden sofort mit der Rheinfestung Vetera durch eine gute Heerstraße verbunden werden mußte, — dieses um so mehr, da die Lippe nur bis etwa zwei Meilen westlich von Hamm mit Lastschiffen befahren werden konnte. So ist denn auf dem rechten Ufer der Lippe von Vetera aus ein nach italischer Art gebahnter Weg nach Aliso gelegt worden; (nach Ansicht einiger Forscher lief der Weg jedoch nur bis Hamm auf

dem rechten Ufer, überschritt vielmehr hier auf einer durch Verschanzungen gedeckten Brücke die Lippe, und führte dann weiter auf dem linken Ufer hinauf.) Bei dem damaligen Zustande des Landes mußte man vielfache Dammbauten, Aufschüttungen, zur Vertheidigung brauchbare Stellungen bei diesem Werke anlegen, namentlich wichtige Päße und Marschstationen von vornherein durch Verschanzungen decken. Wo es irgend anging, wurde nach römischer Praxis auf beiden Seiten der Straße ein waldfreier Raum von 100 bis 200 Schritten Breite hergestellt.

Während also die Römer in dieser Weise die neue starke Stellung vor dem Wesergebirge sich immer mehr sicherten und ausbauten; während dagegen aber auch nach der Ansicht mehrerer Alterthumsforscher — die freilich des Beifalls sachkundiger Offiziere sich durchaus nicht zu erfreuen hat, — die Cherusker zu ihrem Schutze auf einer beherrschenden Höhe des Lippischen Waldes, auf der s. g. Grotenburg, eine naturwüchsige mächtige Steinverschanzung sich anlegten, wurden am Rhein die älteren römischen Festungen immer vollständiger ausgebaut. Namentlich das römische Mainz sollte jetzt zum ersten Male in der Geschichte zu seiner vollen Bedeutung als Basis für Vorstöße nach den Herzlandschaften Deutschlands erhoben werden. Zur Vervollständigung des Systems dieser mächtigen Rheinfestung wurde (der Anfang dazu war wohl schon nach der Rückkehr des Heeres von Aliso gemacht) auf dem rechten Rhein- und Mainufer ein starker Brückenkopf erbaut, da wo heute noch Kastel sich erhebt. An diesen Bau schlossen sich aber schon

jetzt neue Kämpfe mit den Germanen. Es war dem Drängen der Sigambrer wirklich gelungen, die eingeleiteten Beziehungen zwischen den Katten und den Römern zu zerreißen und das kräftige kattische Volk entschieden für die Sache der deutschen Unabhängigkeit in Bewegung zu bringen. Die Katten ließen sich sogar herbei, die ihnen durch Drusus zugewiesenen alt-ubischen Grundstücke wieder zu räumen. So wurde diesmal ein kräftiger römischer Stoß gegen die Katten gerichtet, und trotz der Hülfe der Sigambrer mußten die Katten unterliegen. Wahrscheinlich damals wurde der südwestlichste, Mainz am nächsten wohnende Zweig der Katten, die sogenannten Mattiaker, genöthigt, als zwangsweise „Verbündete" sich nunmehr den Römern dauernd anzuschließen. Die römische Angriffslinie aber wurde nun mehrere Stunden weit nordöstlich über Kastel bei Mainz hinausgeschoben. Auf einer beherrschenden Höhe des lieblichen Taunusgebirges (vielleicht über Wiesbaden oder Homburg) wurde als Mittelpunkt anderer kleinerer Posten die Festung Arctaunum angelegt. Das neu ergänzte Heer hatte wieder mit äußerster Tapferkeit gestritten; namentlich die Soldaten aus dem germanisch-belgischen Stamme der Nervier hatten sich mit Ruhm bedeckt, vor Allen zwei ihrer Offiziere, die Militärtribunen Senectius und Anectius. Ob diese nervischen Offiziere jedoch in einer Legion standen oder Auxiliarkohorten führten, ist nicht näher bekannt.

Die militärischen Unternehmungen dieses Sommers waren jedoch nur von kürzerer Dauer als jene der beiden letzten Jahre; das Hauptgewicht sollte dafür auf

den großen binnendeutschen Zug des nächsten Jahres fallen. So konnte Drusus noch im Jahre 10 v. Chr. die Kriegsarbeit durch ein glänzendes Fest unterbrechen. Am ersten August dieses Jahres nemlich feierte er zum ersten Male mit dem keltischen Adel an dem neuen Altar des Augustus zu Lugdunum ein großartiges Fest (S. 82.) nach römisch-griechischer Weise, welches seitdem Jahrhunderte hindurch alljährlich mit Kampfspielen und musischen Wettkämpfen begangen worden ist. An demselben Tage wurde ihm in Lugdunum von seiner Gemahlin, der trefflichen „jüngeren Antonia,“ (einer Tochter des Triumvirs M. Antonius und der edlen Schwester Octavians, der schönen Octavia,) ein Sohn geboren; derselbe, der nachmals als Kaiser Claudius den römischen Thron bestiegen hat.

Nicht lange nachher begab sich Drusus mit dem Kaiser und dem aus Dalmatien zurückgekehrten Tiberius nach Rom. Hier sollte er zu Anfang des Jahres 9 v. Chr. sein Consulat antreten. Allein weder der Glanz und die Geschäfte dieses Amtes, noch auch verschiedene unheilvolle meteorologische Erscheinungen, (namentlich verheerende Stürme und Ungewitter, die während des Winters in Rom großen Schaden gethan, den Capitolinischen Jupitertempel und andere Heiligthümer beschädigt hatten,) aus denen die Zeichendeuter schwere Ereignisse für das kommende Jahr herauslasen, hielten den jungen Helden in Rom auf. Er wartete nicht den Ablauf des Jahres 10 und den formellen Antritt seines Consulates ab; er verließ noch vor Beginn des neunten Jahres v. Chr. die Hauptstadt; sein Sinn stand nur darauf, so schnell als

möglich wieder nach Mainz abzureisen, um von hier aus mit einer gewaltigen Heeresmacht seinen Marsch nach dem inneren Deutschland anzutreten. Sobald es nur die Jahreszeit erlaubte, überschritt Drusus den Rhein, um so schnell als möglich sich auf die deutschen Stämme zu werfen, die allem Anschein nach durch den Lärm der Rüstungen auf dem linken Ufer ebenfalls gewaltig aufgeregt und in lebhafte kriegerische Bewegung gerathen waren. Der erste Angriff der Römer galt den Katten. Das tapfere Volk stellte den römischen Schaaren den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Nur unter höchst mörderischen Gefechten, bei denen auch die Römer wiederholt namhafte Verluste zu beklagen hatten, drang Drusus durch das Gebiet der Katten seiner ganzen Länge nach vor. Leider sind wir gerade bei diesem großen Feldzuge des Drusus mehr noch als sonst genöthigt, bei Bestimmung der geographischen Zielpunkte dieses römischen Feldherrn uns auf bescheidene Vermuthungen zu beschränken. Es ist nur eine immerhin ansprechende Vermuthung, daß Drusus sich mit dem Schwerte in der Hand den Weg nach dem damaligen Hauptorte des Kattenvolkes bahnte, nemlich nach Mattium, welches man heute in dem Dorfe Maden bei Gudensberg (auf dem nördlichen Ufer der Eder) wiederfinden will. Wir hören ferner, daß Drusus mit einem Heere der suevischen Markomannen zusammenstieß und denselben eine sehr entschiedene Niederlage beibrachte. Die Markomannen wohnten damals noch, — aus dem tieferen deutschen Südwesten offenbar durch die Vorschiebung der römischen Festungen am Oberrhein und im Gebiete der obern Do-

nau herausgeschreckt, — zwischen dem Neckar, dem mittlern und untern Main, und im Maingebiet, namentlich wohl auch im Thale der fränkischen Saale. Wahrscheinlich wollte nun Drusus bei seinem kühnen deutschen Zuge, dessen Ziel die Elbe sein sollte, wenigstens die gefährliche, wuchtige Masse der Katten, die ihn bei seinem Weiterzuge vom Rheine trennte, durch deren Land seine Rückzugslinie lief, gründlich erschüttern. Sei es daß die Katten in ihrer Noth die Markomannen zu Hülfe riefen, sei es daß Drusus mit den durch sein Vordringen aufgeschreckten Markomannen an der Südgrenze des Hessenlandes zusammenstieß: genug, auch die Macht der harten süddeutschen Krieger zerbrach unter der Wucht der Pila und der Breitschwerter. Wir sehen später, welche höchst wichtigen politischen Folgen für die spätere Haltung der Markomannen diese Kämpfe nach sich gezogen haben. Drusus dagegen drang natürlich nicht etwa mit völliger Abweichung von seinen nächsten Plänen tiefer in das Gebiet der Markomannen ein, sondern wandte sich wieder nordwärts, um nun auch den Cheruskern einen für seine weiteren Absichten nützlichen Schrecken beizubringen.

Als sich Drusus endlich mit gewaltigen Schlägen Rücken und Flanken für den Augenblick gesichert hatte, „überschritt er die Weser“. Wir sind nicht der Meinung jener Alterthumsforscher, welche die Römer diesmal quer durch das Cheruskerland im Weserthale abwärts marschiren, bei dem Austritt dieses Flusses aus den Gebirgen den Drusus dann rechts ausbiegen und durch das offene Flachland von Hannover nach der Nieder-

elbe ziehen lassen. Uns ist es viel wahrscheinlicher, daß der kühne römische Heerführer diesmal das Gegenstück zu der Nordseefahrt des Jahres 12 v. Chr. liefern wollte. Mit andern Worten: Drusus trat auch hier zugleich als Feldherr und als Entdecker auf. Es wird ihm darauf angekommen sein, die Linie von Mainz und dem südlichen Kattenlande möglichst direkt zur oberen Elbe zu finden; bis zu der Elbe, die nun einmal die neue Reichsgrenze werden sollte. Ein Marsch mitten durch Germanien mußte in seiner ungeheuren Kühnheit den Deutschen furchtbar imponiren; die Cherusker aber mußten ohne Kampf schwer erschüttert werden, wenn sie sahen, daß die unwiderstehlichen Legionen ihr Gebiet ungehindert auch in seinem ganzen Süden überflügelten, ja endlich sogar jenseits ihrer fernen Ostgrenze eine Stellung gewinnen konnten. Drusus „überschritt also die Weser"; höchst wahrscheinlich ist aber damit die Werra gemeint, der eigentliche Quellfluß der Weser, welcher letztere Name in seiner althochdeutschen Form von dem der Werra ohnehin nur dialektisch verschieden ist. Es ist uns nun sehr wahrscheinlich, daß die Römer damals bei ihrem Austritt aus Hessen jener uralten, durch die Natur vorgezeichneten, heute durch Kunst mehrseitig ausgebauten Linie folgten, welche — wie zu allen Zeiten in historisch helleren Perioden der deutschen Geschichte, so wahrscheinlich schon damals seit Menschengedenken — dem Verkehr von der Mittelelbe und der sächsischen Saale mit dem Mittelrhein gedient hat; also die alte Straße durch Hessen und Thüringen. Vermuthlich zog also Drusus nach dem Austritt aus Hessen und dem Ueber-

gang über die Werra durch die Ebenen am Nordabhang des Thüringer Waldes, dann weiter nordwärts den Linien der Ilm und der Saale folgend. Wo die Römer aber endlich die Elbe erreicht haben, ist nicht mehr zu bestimmen. Es ist eben so möglich, daß die Legionen der Saale bis zu ihrer Einströmung in die Elbe folgten, wie daß sie bei dem Austritt der Saale aus den letzten Uferbergen diesen Fluß noch überschritten und die Elbe im heutigen Anhalt berührten; aber auch die Vermuthung ist nicht ganz ohne Grund aufgestellt worden, daß die Römer lange die Saale mit der Ober-Elbe für identisch gehalten haben.

Das linke Ufer der Elbe wurde das Ziel der großen Heerfahrt des kühnen römischen Feldherrn. Allerdings wünschte Drusus auch diesen fernen Fluß noch zu überschreiten; „aber es gelang ihm nicht", sagt der lakonische Bericht, den wir über diesen Theil seines Lebens besitzen. Noch hatte Augustus nicht, wie es später am Ende seiner Regierung geschah, den Befehl ertheilt, die Elbgermanen des Ostens nicht ohne Noth sich auf den Hals zu ziehen. Drusus wird also nur durch Umstände, die in den damaligen militärischen Verhältnissen begründet waren, an der Ueberschreitung der Elbe gehindert worden sein. Wahrscheinlich mißlangen ihm die Versuche, den Strom zu überbrücken; die Zeit aber, erst Schiffe zu bauen, hatte er nicht mehr. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es für die Römer höchst rathsam, nicht allzulange an der Elbe stehen zu bleiben. Ohne Zweifel hatte der schwierige Marsch vom Rhein bis zur Mittel-Elbe sehr viel Zeit in Anspruch genommen;

man stand jedenfalls schon tief im Hochsommer. Es kam dazu, daß große Massen suevischer Völker, tief erschreckt durch den Einbruch der ihnen bisher kaum durch ferne Gerüchte bekannten Römer in ihr Gebiet, über die Elbe ausgewichen waren. Die Römer mußten erwarten, daß die tapfern Semnonen jenseits, daß die harten Langobarden diesseits der Elbe unruhig werden und in dichten Schlachthaufen zur Abwehr heranziehen würden. Es war gewiß ein voller Ausdruck der Stimmung des Volkes jener Landschaften, wenn nun am Gestade der Elbe, zwischen Urwald und grüner Haide, eine deutsche Frau von ungewöhnlicher Hoheit des Wuchses, eine jener prophetisch gestimmten Seherinnen, unter denen später die gefeierte Velleda den Römern am bekanntesten geworden ist, — dem römischen Fürstensohn entgegentrat und ihn in lateinischer Sprache anrief: „Wohin drängst du, unersättlicher Drusus! Es ist Dir nicht beschieden, alle diese Lande zu schauen! Eile von hinnen! Denn das Ziel Deiner Thaten und das Ende Deines Lebens ist nahe herbeigekommen!"

Die Römer, die stets den Wirkungen des Aberglaubens und dessen, was sie böse Omina nannten, in hohem Grade zugänglich waren, werden durch diesen schrillen, drohenden Schrei eines verzückten Weibes, inmitten der kalten, öden, feindlichen, nordischen Fremde unheimlich genug berührt worden sein. Erschöpft und abgenutzt, wie die Armee durch die Kattischen und Markomannischen Kämpfe und durch den langen und beschwerlichen Zug wahrscheinlich war, begrüßte sie jedenfalls die Stunde mit Freuden, wo Drusus den Befehl zum Rückmarsch von der Elbe nach Mainz ausgab. Aber

ihre Freude sowohl über den frischen, glänzenden Ruhm dieses Sommers wie jetzt über die Heimkehr nach dem Rheinthal war nicht von langer Dauer. Die Römer mochten vielleicht die Hälfte des Weges von der mittleren Saale zum Rhein zurückgelegt haben, man befand sich, wie es scheint, noch in Thüringen: da stürzte Drusus mit dem Pferde und erlitt durch den Fall eine so schwere, unmittelbar lebensgefährliche Verletzung des Schenkels, daß die Armee vorläufig Halt machen und ein verschanztes Sommerlager aufschlagen mußte. Depeschen mit der unheilvollen Nachricht gingen sofort weiter nach Italien. Der Kaiser Augustus befand sich gerade mit der Livia, der Mutter des jungen Helden in Ticinum (Pavia), als er die Schreckenskunde erhielt. Er verlor keinen Augenblick, um den Tiberius, der so eben siegreich aus Pannonien zurückgekehrt war, sogleich nach Deutschland zu schicken.

Tiberius machte die Reise zum Krankenlager seines Bruders mit äußerster Geschwindigkeit. Auch nachdem er die Alpen passirt, Gallien hinter sich zurückgelassen, Mainz erreicht hatte, setzte er seine Reise mit möglichster Schnelligkeit fort. Nur von einem deutschen, den Römern befreundeten, mit dem Lande genau vertrauten Fürsten, Namens Antabag, begleitet und geführt, legte er die vierzig Meilen vom Rhein bis zum Lager des Drusus in der Art zurück, daß er ohne Unterbrechung bei Tag und Nacht fuhr, dreimal die Wagen, öfter noch die Pferde wechselte. Damit allein erreichte er es aber auch, daß er seinen Bruder noch am Leben fand. Die Wunde des Drusus nemlich erwies sich bald als unheilbar.

Während der bange Aberglaube der Soldaten sie schaudern ließ vor dem Geheul der Wölfe, die dem Rückzug des Heeres gefolgt waren und bei Nacht sich hungrig dem Lager näherten; während dieses Wolfsgeheul und andere angebliche schlimme Zeichen ihre Gemüther schwer bedrückten: siechte der dreißigjährige Held immer rascher dem Tode entgegen. Endlich hörte er, schon der Auflösung nahe, daß sein einziger Bruder aus Italien komme, ihm noch einmal die Hand zu drücken. Dem harten Römer blieb bis zu seinem letzten Hauche der soldatische Instinkt treu; so fand der todtkranke Drusus noch die Kraft, seinen Legaten und Obersten zu befehlen, sie sollten die Legionen mit fliegenden Adlern und klingendem Spiel ausrücken lassen, um den ankommenden Tiberius als Imperator zu begrüßen; sie sollten ferner rechts von dem Feldherrnzelt ein gleiches für den Tiberius errichten lassen und den Tiberius in allen Stücken als Consularen und Imperator ehren.

Drusus ist dann gleich nach dem Eintreffen seines Bruders gestorben; dreißig Tage nach jenem unheilvollen Sturze (wie man berechnet hat, am 14. September). Der Schreckensort, wo man den geliebten Feldherrn verloren hatte, hieß seitdem bei der Rheinarmee „castra scelerata", das „Lager des Greuels." Unvergeßlich blieb des Drusus Andenken namentlich den Kriegern, die er so oft zum Siege geführt hatte. Als Tiberius das Heer aus Thüringen nach Mainz zurückführte, trugen die Offiziere abwechselnd die Leiche des Drusus. Tiberius schritt als erster Leidtragender dem Zuge zu Fuße voraus. Als man in Mainz ankam,

wollten anfangs die Soldaten die Leiche des Drusus, dem sie einen förmlichen Heroënkultus zu widmen gedachten, zurückbehalten, um sie hier, auf dem Schauplatz seiner kriegerischen Großthaten zu bestatten. Der Prinz Tiberius mußte sein ganzes Ansehen aufbieten und die Legionen sehr ernsthaft auf die Gebote der kriegerischen Disciplin hinweisen, um sie zur Herausgabe der theuren Leiche zu bestimmen. In Folge dessen wurde das Andenken des Drusus in doppelter Weise gefeiert. Prunkvoll freilich, aber natürlich meistens nur vorübergehend, in den Kreisen Italiens. Zunächst wurde die Leiche des Feldherrn von Mainz bis zu den Grenzen Italiens von den angesehensten Männern der keltischen Gemeinden getragen, welche der Trauerzug berührte; in Italien aber übernahmen die ersten Männer der Municipien und Colonien, die an der Trauerstraße lagen, dieses Geschäft. Liktoren mit den zur Erde gesenkten consularischen Fasces führten den Zug. Die ungewöhnliche Strenge des inzwischen hereingebrochenen Winters hielt den Augustus nicht ab, schon in Ticinum sich dem Zuge anzuschließen, den er dann bis zur Ankunft in Rom ohne Unterbrechung begleitet hat. Als man endlich Rom erreicht hatte, wurde zuerst die Leiche des tief und allgemein beklagten Drusus auf dem Forum ausgestellt, nach Brauch der römischen Adelsfamilien umgeben von den langen Reihen der Ahnenbilder, hier des Claudischen und des Livischen Geschlechtes. Hier hielt ihm sein Bruder Tiberius die Grabrede; eine andere, der wärmsten und schmerzlichsten Empfindung voll, Augustus selbst im Circus Flaminius. Ritter von echtem

Adel trugen dann die Leiche nach dem Marsfelde. Hier wurde die Leiche feierlich verbrannt, die Asche endlich in dem Mausoleum des Kaisers beigesetzt. Die Grabschrift verfaßte der Kaiser, der es auch nicht versäumte, in die Reihe der Schriftsteller zu treten, die das Leben und die Thaten seines geliebten Stiefsohnes beschrieben haben. Der Senat stand nicht an, der Trauer des römischen Volkes um den allbeliebten Feldherrn und seiner Sympathie mit dem Schmerz des Kaisers einen möglichst kräftigen Ausdruck zu geben. Auf der Via Appia wurde ihm zu Ehren ein marmorner Triumphbogen errichtet; außerdem aber ertheilte der Senat, was bis dahin ohne Beispiel war, dem todten Helden den Ehrennamen, mit dem man den lebenden in Gedanken bereits geschmückt hatte. Nach Art nemlich der Römer, aus den Namen ihrer besiegten Feinde einen Schmuck für ihre siegreichen Feldherren zu machen, sollte nunmehr Drusus auch „Germanicus“ genannt, der stolze Name in Zukunft auch von seinen Nachkommen geführt werden.

Aehnlicher Art, von der Absicht eingegeben, das Andenken des Drusus für die fernsten Zeiten festzuhalten, waren die Anstalten der Rheinarmee. Die niederrheinischen Legionen erbauten dem neuen Heros zu Ehren einen Altar in der Nähe von Aliso. In und bei Mainz aber errichteten die Legionen ihm nicht allein mehrere Standbilder, darunter namentlich jenes im kriegerischen Schmuck, welches, vor dem nach ihm benannten Drususthore am Rhein, nach Deutschland hin, nebst einem Altar aufgestellt, bis auf die zweite Hälfte des

sechszehnten Jahrhunderts erhalten, endlich i. J. 1688 von den Franzosen verwüstet worden ist; — sie schufen ihm auch einen Kultus. Auf dem höchsten Punkte der römischen Festung nemlich erbauten sie ihm ein kolossales Prachtdenkmal in Gestalt eines sogenannten Kenotaphiums, dessen Ueberreste noch in unsern Tagen sich erhalten haben; man findet sie in dem noch jetzt in der Citadelle von Mainz ragenden 42 Fuß hohen „Eigelsteine.“ Bei diesem Denkmal hielten die Legionen nun alljährlich zu bestimmter Zeit festliche Wettspiele; hier auch versammelten sich Deputationen der Städte Galliens zu feierlichen Prozessionen, Gebeten und Lobgesängen.

Daneben aber glühte bei den Römern der Wunsch, die begonnene Arbeit des Drusus nicht unvollendet zu lassen; und dieser Wunsch ging auch demnächst in Erfüllung. Für das römische Kaiserthum freilich war der jähe Tod des Drusus nach mehreren Seiten hin ein unersetzlicher Verlust. Aber, mochte immer das Volk der Hauptstadt, mochten Augustus und der Hof schwer trauern darüber, daß den glänzenden Siegesbotschaften aus dem fernsten deutschen Norden mit Einem Male jene unheilvolle Kunde hatte folgen müssen: für die Germanen war der Tod des Drusus, dessen Hand schwer auf ihnen gelastet hatte, zur Zeit noch kein Gewinn. Die prachtvolle Heldennatur dieses Feldherrn hatte auch seinen deutschen Gegnern imponirt; auch die tapfern deutschen Recken bewunderten den hohen Römer, der mehr als einmal im heißen Zweikampfe mit den germanischen Häuptlingen sein Schwert gekreuzt, der mehr als einmal aus solchem Kampfe die „spolia opima“

davon getragen hatte. Jetzt harrte ganz Deutschland voll Spannung auf die neue Wendung der Dinge. Bald aber mußten die Germanen erkennen, daß Rom entschlossen war, aus den Siegen des Drusus seinen vollen Gewinn zu ziehen. Zur Zeit besaß das kaiserliche Haus nur noch Einen Feldherrn, dem man die Rheinarmee anvertrauen konnte. Es war eben der ältere Bruder des Drusus, Tiberius, der sich allerdings bisher als ein ebenso glücklicher Heerführer bewährt hatte. Durch seine Persönlichkeit nicht so geschickt, wie Drusus, die Dichter Roms und die Soldaten im Lager zu enthusiasmiren, war er doch ganz geeignet, den nichtrömischen Völkern zu imponiren. Im Kriege selbst immerhin tapfer und rastlos thätig, fehlte ihm das Zutrauen der Armee keineswegs, da er wiederholt durch Vorsicht und Methode nicht minder werthvolle Erfolge davontrug, als Andere durch ungestüme Kühnheit.

Tiberius also erhielt mit dem Jahre 8 v. Chr. den Oberbefehl über die Rheinarmee. Augustus selbst zog mit ihm nach Gallien, um die Ausführung der neuen Unternehmungen am Rhein aus größerer Nähe zu überwachen. Sobald Tiberius diesmal den Rhein überschritten hatte, fand er, daß seine Aufgabe nicht mehr allzuschwierig war. Die Feldzüge des Drusus hatten in der That die tapfern Germanen entmuthigt. Drusus war oft auf harten Widerstand, aber selten nur auf planmäßig geordnete Gegenwehr, eben so selten auf ausdauernden einheitlichen Zusammenhang unter den verschiedenen Völkern getroffen. Ein starker Held, der alle diese Stämme durch die Gewalt seines Armes und seines

Ansehens fest zusammengefaßt hätte, war bisher noch nicht unter diesen Völkern erschienen; die Macht der römischen Diplomatie hatte sich als sehr ausgiebig erwiesen, und seit dem verscherzten Siege bei Arbalo hatte das Glück den deutschen Waffen nicht wieder gelächelt. Nun waren die Markomannen schwer erschüttert, die Cherusker auf allen ihren Grenzen unsicher geworden, die Katten hatten furchtbare Schläge erhalten. So zeigte sich jetzt, die einzigen Sigambrer ausgenommen, nirgends in West- und Niederdeutschland die Neigung, den anscheinend hoffnungslosen Krieg gegen die Römer fortzusetzen.

Tiberius, in dessen Stabe damals der etwa 13jährige Enkel des Kaisers, der Prinzessin Julia und des großen Agrippa ältester Sohn Gajus Cäsar, seinen ersten Feldzug machte, war noch nicht weit in Deutschland vorgedrungen, als von verschiedenen Stämmen bei ihm Gesandte erschienen, welche um Frieden baten. Die Botschafter wurden sofort zu dem Kaiser, der sich wahrscheinlich in Lugdunum befand, geschickt; nun aber wollte Augustus sich auf Nichts einlassen wenn nicht auch die Sigambrer, die man in Rom damals noch immer als das führende feindliche Volk in Westdeutschland ansah, sich zum Ziele legten. Tiberius war vermuthlich inzwischen in das Gebiet der Sigambrer verheerend eingebrochen. Als die zur Zeit völlig vereinzelt den Römern gegenüberstehendeu Sigambrer nun auch erfuhren, wie Augustus die deutschen Dinge ansah, beschlossen auch sie, mit Rom in Unterhandlungen einzutreten. Aber sie hatten jetzt zu ihrem großen Schaden die Erfahrung zu machen, daß auch der Löwe zu

dem Katzengeschlecht gehört; mit andern Worten, daß die römische Weltmacht unter Umständen einem tapfern Feinde gegenüber auch recht gemeine, recht niederträchtige Mittel nicht verschmähte. Kaum nemlich waren die Gesandten der Sigambrer, die angesehensten Häuptlinge des rauhen, tapfern Volkes vor Augustus erschienen: so ließ der Kaiser mit cynischem Bruch des Völkerrechtes (vielleicht auf irgend einen frivolen Scheingrund gestützt), die deutschen Männer verhaften und als Kriegsgefangene in die Städte Galliens vertheilen. Wenn Augustus gehofft hatte, durch diesen schmählichen Verrath sich in den Besitz einer Masse wichtiger deutscher Geiseln zu setzen, so hatte er sich getäuscht. Denn die gefangenen Germanen standen nicht an, — theils aus Verzweiflung, theils um nicht ihre deutschen Landsleute durch Rücksichten auf sie in ihrer freien Bewegung zu lähmen, — sich selbst den Tod zu geben. Dagegen hatte die Entführung so vieler der Häupter der westdeutschen Völker allerdings die Folge, daß vorläufig von ernsthaftem Widerstand in Deutschland zwischen Rhein und Weser nicht mehr die Rede war. Ernsthaftere Schläge wurden anscheinend nur in dem Sigambrerlande geführt. Denn jetzt wird es geschehen sein, daß zu völliger Beugung des verhaßten Volkes der Prinz Tiberius noch einmal einen starken Vorstoß in das Gebiet der momentan wesentlich führerlosen Sigambrer unternahm. Als der ungeordnete Widerstand gebrochen war, zwang er die Masse des Volkes, soweit sie zunächst zu erreichen war, — unter ihr 40,000 wehrhafte Männer, — das Land zu verlassen; diese gezwungenen Auswanderer führte er nach dem linken

Ufer des niederrheinischen Landes und siedelte sie hier unter römischer Hoheit in der Landschaft zwischen den Gebietsmarken der Ubier, der Menapier und der Bataver an. In dem verödeten Lande auf dem rechten Rheinufer breiteten sich nun die Nachbarstämme bequemer aus. Während ein Rest der Sigambrer sich mehr nach den südlichen Gebirgen des innern Landes zurückzog, tritt seitdem ein anderer Theil der bisherigen Sigambrer, dessen Gauname oder Sondername jetzt als der eines neuen Volkes wiederholt genannt wird, nemlich die Marser, im Lande zwischen dem oberen Lauf von Ruhr und Lippe bedeutsamer hervor. Die Führung aber der Germanen in den neuen Kämpfen gegen die Römer ist der Folge auf die Cherusker übergegangen.

So unredlich die Mittel waren, mit denen — nicht der ritterliche Drusus, sondern seine Nachfolger den bisher am meisten gefürchteten Stamm der Deutschen zerschmettert hatten: die Römer waren natürlich mit ihrer Arbeit baß zufrieden. Augustus spendete den Soldaten ein reiches Geldgeschenk; er selbst nahm für sich zum 13ten Male den Imperatortitel an, dem Tiberius gewährte er ebenfalls diesen Titel und die Ehre, in den Formen des großen Triumphes in Rom einziehen zu dürfen, gewährte ihm auch wieder für das folgende Jahr das Consulat. Germanien zwischen Rhein und Weser, oder gar, wir die römische Großsprecherei sich noch lieber ausdrückte, zwischen Rhein und Elbe, galt als eine neue römische Eroberung. Augustus nahm daher nach uraltem Brauche seines Volkes für sich das Recht in Anspruch, als neuer „Mehrer des Reiches“

das heilige Pomörium der Hauptstadt Rom zu erweitern. In Wahrheit waren die meisten der bisher befehdeten deutschen Stämme doch nur theils momentan eingeschüchtert, theils durch Bündnisse, die ihnen nicht als schimpflich oder nachtheilig galten, an die große Weltmacht des Südens gefesselt. Allerdings konnten sich jetzt die Legionen, und was in ihren Spuren einherzog, ohne namhafte Gefahren durch die nordwestdeutschen Gauen bewegen. Tiberius selbst, der i. J. 7 v. Chr. abermals als Feldherr in Deutschland erschien, weil die Kunde von neuen unruhigen Bewegungen im deutschen Norden nach Rom gelangt war, konnte anscheinend durch seinen bloßen Aufmarsch die Völker wieder zur Ruhe bringen. Vor dem ehernen Tritt der Legionen hielt zur Zeit kein Heer der ungeschulten nieder- und westdeutschen Bauern trotz aller ihrer natürlichen Tapferkeit mehr Stand. Die Zeit war da, wo nun nach und neben der römischen Diplomatie und Strategie auch die römische Civilisation ihre zersetzende und erobernde Arbeit in Deutschland beginnen mochte.

## Viertes Kapitel.

### Tiberius und Marbod.

Augustus hatte sich die Unterwerfung des deutschen Nordens zum Ziel seiner damaligen Politik gesetzt. Sehr Bedeutendes war in der That seit der Zurückwerfung jener Sigambrer über den Rhein, die den Lollius geschlagen hatten, ausgeführt worden; aber doch konnte Deutschland nur für den Haufen römischer Großsprecher, die die Lage der Dinge nur aus den prunkenden Bulletins des Hofes kannten, als wirklich gebändigt, geschweige denn als sicherer Besitz des Reiches gelten. Um so mehr überrascht es, daß nach Ablauf des siebenten Jahres v. Chr. plötzlich nicht bloß die ausführlichen Nachrichten über die Dinge am Rhein und der Weser, sondern allem Anschein nach auch alle weiteren größeren römischen Unternehmungen jenseits des Rheines stocken. Die Sache war nun diese. Auf der einen Seite ist es wohl wahrscheinlich, daß die für den deutschen Krieg verwendbaren Mittel einigermaßen erschöpft waren. Bei dem damaligen niedrigen Stand der römischen Heeresstärke war die Rheinarmee ein höchst kostbares Material, welches mit möglichster Schonung gebraucht werden mußte. Strapazen, Krankheiten, das deutsche Schwert, mögen hier in den letzten Jahren schlimme Lücken gerissen haben.

Außerdem machte der Zustand der deutschen Länder, wo man doch nur wenig werthvolle Beute fand, den Krieg in Germanien in jeder Beziehung theuer; unter allen Umständen gehörten diese Feldzüge zu den kostspieligsten, der Verbrauch an Pferden, an Saumthieren, an technischem Material war jedenfalls enorm gewesen. So mochte eine Zeit der Erholung und Sammlung geboten erscheinen. Auf der andern Seite mußte es Augustus zu seinem höchsten Unwillen erleben, daß der bisher so energisch bewährte Tiberius, — tief entrüstet über das schlimme Benehmen seiner Gattin, der Prinzessin Julia (der Wittwe Agrippa's), der verzogenen Tochter Augusts, und schwer verdrossen über die seinen jugendlichen Stiefsöhnen, Gajus und Lucius Cäsar, (den Enkeln Augusts und Söhnen der Julia von Agrippa,) mehr und mehr sich zuwendende Bevorzugung Seitens des Kaisers und ihre offenkundige Bestimmung zur Thronfolge, — von allen Staatsgeschäften zurücktrat und sich seit dem Jahre 6 v. Chr. für lange Jahre zu Rhodos in einsamer Zurückgezogenheit verbarg. Dieser Rücktritt des Tiberius von den Geschäften brachte den Kaiser in große Verlegenheit. Gerade um diese Zeit war Rom nicht eben reich an namhaften Heerführern und Staatsmännern. Männer von dem umfassenden politischen Blick, der diplomatischen Begabung und der kriegerischen Bedeutung des Tiberius, wie solche allein mit der deutschen Sache betraut werden konnten, waren zur Zeit noch seltener. Und neben der Schwierigkeit der Auswahl solcher Heerführer, denen man ohne Sorge für den jungen Thron das Commando der großen Rheinarmee anvertrauen konnte, trat dem-

nächst die neue Sorge in den Vordergrund, welche die zwischen der mittleren Donau und der Ostsee jäh aufschießende Macht des jungen deutschen Königs Marbod in Rom hervorrief.

Bei solcher Lage der Dinge scheint man sich für den Augenblick damit begnügt zu haben, die norddeutschen Erwerbungen einfach zu behaupten, hie und da auszurunden, einstweilen die römische Civilisation unter dem achtunggebietenden Schutze der acht rheinischen Legionen arbeiten zu lassen. Und diese allerdings hat mit zunehmender Gewalt, bis zu der großen Katastrophe am Teutoburger Walde, die frischen, starken Germanen mit ihren Lockungen zu fesseln und zu berauschen vermocht. Je länger die Beziehungen zwischen Rom und Deutschland dauerten, um so zahlreicher wurden die Deutschen der verschiedensten Stämme, die zu Zwecken der verschiedensten Art nach Rom zogen. Damals zuerst erwachte mit wachsender Stärke in den, idealen Empfindungen so sehr zugänglichen, Herzen der Deutschen jene Sehnsucht nach dem schönen, sonnigen, von den Göttern mit so berauschenden Reizen geschmückten Süden, die heute noch in der deutschen Culturwelt lebt. Der magische Zauber von Rom, dem nachmals und nach Jahrhunderten die großen Gothenhelden, die Alarich und Adolf, die Theoderich und Totilas nicht widerstanden, dieser Zauber, vor dem die Jugendblüthe des letzten Sprossen aus dem edlen Hause der harten sächsischen Liudolfinger dahinwelkte, an dem die Lebenskraft der letzten großen Hohenstaufen verblutete, — wirkte jetzt mit seiner ganzen zugleich blendenden und betäubenden Kraft auf die Gemüther

der frischen, harmlos naiven Söhne des Nordens, die jetzt über die Alpen zogen hinab nach der Hauptstadt der Welt. Alle rührende Schönheit Italiens, aller Reichthum des Landes; aller Prunk, alle Kunst und Schönheit, aber auch alle bizarren Launen einer halben Welt, wie sie Rom damals zeigte, geputzt wie es war mit dem Raub des Erdkreises; alle Majestät, aller Pomp, aller Waffenglanz des Kaiserthums, wie sie auf dem Palatin, auf dem Forum, im Circus, auf dem Marsfelde sich in imposanter Pracht entfalteten, — mußten wahrhaft sinn- und herzbewegend auf diese jugendlichen Germanen einwirken, mußten die Einen fesseln und bezaubern, die Andern an jedem Gedanken des Widerstandes gegen diese Macht irre werden und verzweifeln lassen. Immer zahlreicher wurden die deutschen Jünglinge aus adeligen und fürstlichen Geschlechtern, welche mit Eifer den römischen Kriegsdienst, sei es bei der deutschen Kaisergarde, sei es bei den Auxiliaren, sei es als Führer selbständiger Geschwader suchten; und gern ließen sie sich dann von Augustus mit dem römischen Bürgerrecht, mit der römischen Ritterwürde, mit goldenen Ehrenketten beschenken.

Während so eine Einströmung deutscher Männer nach Italien, überhaupt nach der römischen Welt begann, deren weltgeschichtliche Folgen freilich erst nach Jahrhunderten zu voller Reife gediehen, zogen andere Schaaren, Römer, Italiker, Romanen aller Provinzen des Reichs nach dem deutschen Norden. Der Handel begann seine völkerverbindende Kraft auch hier zu entwickeln. Mehr und mehr begann der Austausch zwischen den Produkten

der alten Provinzen des Reiches und denen der neuen Erwerbungen aufzuleben. Der prächtige Rhätische Wein, — heute noch in seinen edelsten Sorten als Veltliner mit Recht gepriesen, — hatte bereits seinen Weg nach der Tafel des Augustus gefunden. Jetzt machten auch die saftigen, soliden Schinken aus den Walddörfern der Brukterer und der Marser, die Braten und die Daunen der fetten Gänse von den üppigen Weiden des Niederlandes nordwärts der Lippe, die stämmigen kurzgehörnten Ochsen des Hochlandes, ja selbst die deutschen Mohrrüben, ihre Reise nach den außeritalischen Ansiedlungen der Römer und nach Italien. Die Koketterie der schönen Italienerinnen ließ das lichtblonde oder röthliche Lockenhaar der germanischen Bauernjugend, wohl mehr noch der Sklaven und Knechte auf den deutschen Höfen, zu einem Gegenstand des Handels werden. Die Pelze der grimmigen Raubthiere, die Hörner und Häute der hochgehörnten Ungeheuer des Urwaldes fanden nun auch westlich vom Rhein ihre Liebhaber. Und wie schon jetzt mancher tapfere deutsche Kriegsgefangene zur Lust des römischen Pöbels aller Stände sein Blut bei den grausamen Fechterspielen im Amphitheater hatte verströmen müssen, so wurden auch Sklaven aus Deutschland nach den romanischen Ländern ausgeführt. Dagegen kamen nun aus Italien und aus den romanisch-keltischen Städten Galliens und der neuen Alpenprovinzen wandernde Kaufleute immer häufiger nach Deutschland. Die grünen Thäler zwischen Rhein und Weser, die Wiesen des Niederlandes der Lippe, der Ems, der Weser wurden Zielpunkte dieser Träger der romanischen Civilisation. Auf den Edelhöfen der

Bataver, der Friesen, der Chauken, der Brukterer, auf den Sitzen der großen Bauern und der Häuptlinge an der Lahn, in der Wetterau, an der Eder, an der Fulda und der Weser begann man neben dem altheimischen Meth und Bier Geschmack zu finden an den feurigen Weinen Italiens und Griechenlands. Die einfachen Produkte des deutschen Landes, deren wir vorher gedacht, tauschten Bauern und Edelleute gern aus gegen die glänzenden Gaben des Südens. Die schönen römischen Münzen mit dem Bildniß des Kaisers, der Denar und der Aureus, sammelten sich in den Truhen der Häuptlinge; die Denare aus den Zeiten der Republik waren aber noch beliebter, Silbergeld im Allgemeinen mehr gesucht als das Gold, um mehr Tauschmittel für den Kleinhandel zu gewinnen. Prächtige Waffen, gar manches feine Schmuckstück (mit edlem — freilich zuweilen auch gefälschtem — Metall ausgelegt) wurden gern erworben; die Salinen des Reiches, die Oelhändler, die Töpfer des Südens gewannen in Deutschland neue Kunden; ebenso die Werkstätten der Industrie verschiedenster Art. Wenn der romanische Krämer es verstand, die naive Einfalt und Gutmüthigkeit, leider auch die Spielwuth und Trunksucht des Deutschen in sein Interesse zu ziehn; wenn er sich dabei wohl zu hüten wußte, die zuweilen blitzartig auflodernde Berserkerwuth dieser wilden Recken zu entzünden; dann konnte die wälsche Schlauheit manches nur allzu vortheilhafte Geschäft machen. Je mehr nun im Süden keltische Auswanderer über den Rhein zogen und die zur Zeit herrenlose Ecke zwischen den Donauquellen, dem Oberrhein, dem untern

Main und Neckar, und der rauhen Alp — unter dem Schutz der Römer von Augsburg, Vindonissa, Augusta Rauricorum und Mainz zu besiedeln begannen; je mehr bei den römischen Grenzfestungen die Ansiedlungen romanischer, keltischer und linksrheinisch-germanischer Einwohner zu Städten emporwuchsen: desto stärker wurde der Druck der römischen Civilisation auf die deutschen Völker, namentlich auf jene, die zwischen dem Rhein und der untern Weser den Römern weitaus am zugänglichsten waren.

In der That war dieser Weg, die Deutschen an die Herrschaft der Römer zu gewöhnen, sehr aussichtsvoll. Bei der uralten Liebhaberei der Germanen für das Fremde, bei dem natürlichen Zauber, den das römische Reich auf diese jugendlichen Völker ausüben mußte, konnten die Römer wohl hoffen, in den Ländern bis zur Elbe eben so fest wie in Gallien Fuß zu fassen, sobald nur erst Eine Generation unter systematischer Einwirkung der römischen Einflüsse gestanden hatte. Das Behagen der deutschen adeligen Jugend im römischen Dienst an den Gewohnheiten der Römer; die Leichtigkeit, mit der sich die begabteren Germanen die lateinische Sprache aneigneten; die mit jedem Jahre voraussichtlich zunehmende Abneigung der Deutschen, durch Abfall von Rom sich die neuen Genüsse der Civilisation abzuschneiden, waren sicherlich mächtige Bundesgenossen der Römer. Wenn es eben gelang, durch tüchtige Statthalter die Ruhe in Deutschland zu erhalten; wenn man von Zeit zu Zeit durch eine kräftige Demonstration wieder an Roms furchtbare Macht erinnerte: so konnte

das halbe Deutschland wirklich binnen vierzig Jahren in ähnlicher Art romanisirt werden, wie es mit Gallien und den Alpenländern wirklich geschehen ist. Das würde dann eine wesentliche Trübung des jugendlichen deutschen Volksgeistes, eine gefährliche Durchsetzung der besten Züge des germanischen Volkes mit der äußerlich glanzvollen, aber bereits im Marke faulen und vergifteten Kultur der romanischen Welt nach sich gezogen haben; das würde auf die künftige Entwicklung dieses „dritten Herrenvolkes der Erde“ schon sehr frühzeitig einen trüben Schatten geworfen haben. Was aber eine solche Verquickung eines jugendlichen deutschen Volkes mit Kelten und Romanen bedeutete, das sollte man noch vor Ablauf des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. ebenfalls am Rhein erleben. Die Ubier von Cöln haben sich vor allen andern Germanen zu jener Zeit den Römern in die Arme geworfen. Und als erst seit dem Jahre 51 n. Chr. ihre Hauptstadt zu der römischen Colonie „Colonia Agrippinensis“ erhoben, dann ein Sammelplatz deutscher, römischer, keltischer Menschen geworden war: da wurden die Ubier mit betrübender Raschheit dem deutschen Wesen kaum weniger tief entfremdet, als heutzutage die verwälschten Alamannen in Straßburg und Mühlhausen. Die neue Bürgerschaft von römischen Kreolen und romanisch-keltisch-deutschen Blendlingen und Mischlingen hat dann zur Zeit des großen batavischen Aufstandskrieges im Jahre 70 n. Chr. durch die Ermordung zahlreicher deutscher Soldaten in ihren Häusern und durch die ebenso tückische als furchtbar grausame Vernichtung einer ganzen friesisch-chaukischen Cohorte

auf ihrem Gebiet, mit erschreckender Deutlichkeit bewiesen, wie sehr auch die Germanen ausarten konnten, wenn sie sich erst von der rechten Art des deutschen Wesens losgesagt hatten. Ein günstiges Geschick hat nun gerade zur Zeit des Augustus der germanischen Nation zwei große Männer geschenkt, welche — jeder in seiner Weise — Ursache geworden sind, daß dieser großen Nation ihre Unabhängigkeit und die Frische ihrer jugendlichen Entwicklung gerettet wurde: es sind die starken Helden Marbod und Armin.

Gerade die Geschichte Marbods ist es, die zunächst in jene der süd- und niederdeutschen Eroberungen der Römer eingreift. Ueber Oberbefehlshaber der Truppen und Ordnung der Verhältnisse am Rhein wird seit dem Rücktritt des Tiberius lange gar nichts mehr gemeldet. Aber es steht zu vermuthen, daß seit dieser Wendung der Verhältnisse einerseits die verschiedenen Provinzen Galliens selbständig verwaltet, andererseits die germanische Militärgrenze am linken Rheinufer derart geordnet wurde, daß nach und nach die rechtsrheinischen Landschaften administrativ mit derselben verschmolzen werden konnten, sobald man erst soweit war, um auch auf dem rechten Rheinufer die strenge Form der römischen Provinzialverwaltung in Anwendung zu bringen. Während die Provinz Belgien ihren Verwaltungsmittelpunkt in Durocortorum (jetzt Rheims) hatte, wurde für das oberrheinische Land (Germania superior), d. i. für das linke Rheinufer (westwärts bis zu dem Kamme des Wasgaugebirges und seiner Fortsetzungen) von dem Sundgau bis nordwärts zu den Bergen, die das Thal-

gebiet der Nahe und der Mosel trennen, der Centralpunkt Mainz, wo ein kaiserlicher Legat kommandirte, unter dessen Befehl auch die Truppen in Raurica und Vindonissa standen. Das niederrheinische Land (Germania inferior), nemlich das Gebiet am linken Rheinufer, welches die Landschaften der Ubier, den größeren Theil des Maasgebietes mit den neuen Ansiedlungen der Sigambrer, und das Land zwischen der untern Maas, den Inseln der Bataver und der menapischen Küste umfaßte, stand unter dem Commando des zu Cöln befehligenden kaiserlichen Legaten. Die Vermuthung liegt nahe, daß beide germanische Provinzen den Ausgangspunkt für zwei neue große deutsche Provinzen des rechten Rheinufers bilden sollten, ähnlich wie man in Spanien anfangs eine diesseitige und eine jenseitige Provinz angelegt hatte. In diesen beiden Provinzen und in den helvetischen Festungen stand die Rheinarmee. Soviel sich erkennen läßt, wurden beide Provinzen erst nach der Rückkehr des Prinzen Germanicus vom Rhein dauernd getrennt verwaltet. Bis dahin kommen diese Länder und die gallischen Provinzen noch zweimal unter das Oberkommando kaiserlicher Prinzen. Auch vorher scheinen beide „Germanien“ noch mehrmals von Einem Legaten befehligt, beziehungsweise der Commandant von Ober-Germanien jenem von Cöln untergeordnet worden zu sein.

Die nächsten kriegerischen Züge nach Inner-Deutschland nach Tiberius' Rücktritt gehen jedoch nicht vom Rhein, sondern von der Donau aus. Anscheinend in Folge großer Veränderungen von ungeheurer Wichtigkeit

an der römisch-deutschen Donaugrenze. Der blutige Sieg des Drusus im J. 9 v. Chr. über die suevischen Markomannen hatte dieses Volk gewaltig erschüttert. Da stellten die Mannen des Volkes den besten Mann, den sie damals hatten, als ihren Herzog an ihre Spitze. Es war jener Maroboduus, den wir gewöhnlich (aber wahrscheinlich sprachlich keineswegs richtig) Marbod zu nennen pflegen. Dieser Marbod war ein junger Mann, der den Römern zum ersten Male in sehr empfindlicher Weise die doppelte Lehre gab, — einmal daß doch nicht alle Germanen durch den Glanz ihrer Hauptstadt und ihres Staates lediglich geblendet und bezaubert wurden, und weiter, daß es für die Römer mit der Zeit sehr gefährlich werden konnte, wenn sie nach und nach eine ganze Reihe begabter deutscher Jünglinge soldatisch schulten und zu Feldherren erzogen.

Marbod war der Sohn eines vornehmen markomannischen Geschlechts. Eine kraftvolle Erscheinung, kühnen, hochstrebenden Geistes, von herrischem Charakter, besaß er einen ungewöhnlich scharfen Verstand und eine Bildung, die ihn selbst den Römern „nur noch seiner Geburt wegen als Barbaren“ erscheinen ließen. Dem Beispiel vieler seiner deutschen Zeitgenossen folgend, war auch er in jüngern Jahren nach Rom gezogen. Dort hatte er wahrscheinlich in römischen Diensten die Kriegskunst, die Taktik, die Gewalt und Bedeutung der römischen Disciplin für ihre großen kriegerischen Erfolge kennen gelernt; noch mehr, er hatte auch erkannt, daß man dieser Macht nicht mit den schwach zusammengefaßten Schwärmen des germanischen Heerbannes und

mit der losen Organisation der deutschen Stämme widerstehen könne. Aber auch die stille Gluth der Herrschsucht war in seiner Seele entzündet worden, — in ihm war erwacht die heiße Begierde nach einer starken, unbeschränkten Herrschaft über seine Stammesgenossen; nach einer Herrschaft, die etwas mehr zu bedeuten hätte, als das Herzogthum Eines Feldzuges oder gar das schattenhafte deutsche Königthum jener alten Zeit. Augustus selbst, dessen prächtige Machtstellung dem jungen Deutschen gewaltig imponirt hatte, dessen Art der Herrschaft er gewiß mit scharfem Geiste verfolgte, hatte den Marbod kennen gelernt; er hatte den jungen Recken gern gesehen, ihm manche Freundlichkeit, manche Wohlthat erwiesen. So war Marbod endlich, ungemein bereichert an Lebenserfahrungen jeder Art, wieder nach der waldesgrünen Heimath am Main oder Neckar zurückgekehrt; der Gedanke an seine künftige Größe verließ ihn nicht wieder.

Als ihn nun, so scheint es, die schwer geschlagenen Markomannen nach ihrer Niederlage im J. 9 v. Chr. zu ihrem Herzog gemacht hatten, da war es seine erste That, daß er seine Landsleute davon überzeugte, daß ihres Bleibens in dieser südwestdeutschen Gegend, wo sie jeden Augenblick von den Römern in Mainz und Augsburg gefaßt werden konnten, nicht mehr sein dürfe. So brach er denn mit seinem ganzen Volke und was sich ihm sonst eben anschloß, — doch wohl in dem Jahre 8 v. Chr. — aus den bisherigen Sitzen auf, und zog im Maingebiet hinauf, ostwärts, um in dem großen Hochlande auf der deutschen Seite

der mittlern Donau sich eine neue Heimath zu suchen, die fern von den unmittelbaren Berührungen mit der furchtbar überlegenen Macht der Römer und leicht zu schützen sei. Das Ziel der Markomannen war also das schöne Land, welches, durch den bairisch-böhmischen Wald, das Erzgebirge, die lange Gebirgskette von der Lausitz bis nach Mähren hin gedeckt, eine natürliche Festung, in seinem heutigen Namen Böhmen noch immer an den alten Namen „Bojohemum“ oder „Boihaemum“ erinnert. Der Name selbst kam von den bisherigen Einwohnern, den keltischen Bojern, deren hier noch sitzende Stämme damals in heißem Kampfe durch Marbods Markomannen theils ausgetrieben theils unterworfen wurden. Der böhmische Bergkessel also wurde die neue Heimath der Markomannen, — im Sinne Marbods aber nur erst das Fundament und der Ausgangspunkt seiner künftigen Herrschergröße. Der selbstwillige, trotzige Stolz, das naturwüchsige Freiheitsgefühl der Germanen ertrug damals die strenge Königsgewalt, überhaupt die kräftig fühlbare Gewalt — auch die eines deutschen Herrschers, höchstens im Kriege; und auch im Kriege ließ der Gehorsam noch sehr viel zu wünschen übrig. Da hat nun Herzog Marbod die Mannen seines Stammes überzeugen müssen, daß sie, um zu siegen, und namentlich um den Römern seiner Zeit widerstehen zu können, sich vor Allem im Heerbann, in dem Kampfe einer festeren Ordnung als sonst üblich war, unterwerfen müßten. Der Platz Marobudum oder Marobudunim wurde die Centralstellung des neuen Reiches, welches der kühne Herzog zu gründen gedachte. Hier

baute er sich vor Allem zu besserer Vertheidigung ein festes fürstliches Schloß, — man hat es bald in dem heutigen Budweis, bald in den Ruinen des sogenannten Markomannenthurms am Zusammenfluß der Moldau und Woltau gesucht. Aus seiner treuen Gefolgschaft schuf er sich dann eine starke Leibwache; den wehrhaften Theil seiner Markomannen bildete er um zu einem nach römischer Weise geschulten prächtigen Kriegsheere zu Fuß und zu Roß. Die mit jedem Jahre vergrößerte Armee nun sollte jedoch nicht etwa ruhig zu Hause sitzen. Ihre beständige Beschäftigung im offenen Felde sollte sie zugleich zu einer guten Waffe gegen die Römer machen, Marbod in den Stand setzen, ein großes germanisches Reich zusammen zu bringen, endlich unter den beständigen Heerfahrten mit größerer Leichtigkeit, als im längeren Frieden möglich gewesen wäre, seine Germanen an die Umwandlung des Herzogthums in ein Königthum mit wesentlich unbeschränkter Gewalt gewöhnen.

Marbod war unstreitig das größte Herrscher- und Feldherrntalent, welches die deutsche Nation bis dahin hervorgebracht hatte; so sind ihm denn auch für lange Jahre alle seine Wünsche in Erfüllung gegangen. Böhmen und das geographisch und militärisch dazu gehörige Gebiet, welches wir heute Mähren nennen, wurde also das große und starke Fundament des neuen Reiches. Das wesentlichste Material zu diesem Reiche suchte Marbod nun sehr verständiger Weise in den massenhaften suevischen Völkern des östlichen Germaniens, deren alter, loser, überwiegend doch durch religiöse Momente zusammengehaltener Bund anscheinend ohne zu große Mühe

in ein festes, kriegsgewaltiges Reich umgebildet werden konnte. Die Kunst der Unterhandlungen, die Hinweisung auf die den Germanen von Rom aus drohende, nur durch feste innere Vereinigung zu beschwörende Gefahr mußte natürlich vorarbeiten; oft genug mußten aber Marbods Schwert und sein tapferes Heer das Beste thun.

Es konnte natürlich nicht lange dauern, so mußte der Kaiser Augustus auf diese neue Schöpfung seines früheren jungen deutschen Freundes aufmerksam werden. Jedenfalls konnte er sie nur mit schweren Bedenken beobachten. Freilich wird Marbod in jenen ersten Jahren, wo ihm Alles daran lag, jede nähere Berührung mit Rom zu vermeiden, wo seine Heere sich bald nach dem Elbgebiet, bald nach dem Oderthal, bald nach den Karpathen und den Ebenen der Weichsel wandten, — sich wohl gehütet haben, seine Vorposten ohne Noth allzuweit südwärts, d. h. nach den Ausgängen der Thäler vorzuschieben, die sich nach dem Thalbette der mittleren Donau öffnen. Aber trotzdem hatte Augustus allen Grund zu schwerer Sorge. Roms militärische Ueberlegenheit über die tapfern Deutschen hatte bisher namentlich in der geschlossenen Einheit seiner wohlgeleiteten, gutgeschulten Truppen bestanden, gegenüber der ungeschulten Tapferkeit, gegenüber den schwach zusammengefügten, nur selten gut geführten Heeren, gegenüber den politisch nur selten verbundenen, gewöhnlich unter einander isolirten Stämmen Deutschlands. Und doch, welche Masse schwerer Opfer hatte schon der Krieg gegen die immerhin kleinen Völker des deutschen Nordwestens gekostet! Nun aber bildete

sich vor den Augen des Kaisers eine neue große Kriegsmacht, die alle Vortheile der deutschen Naturkraft mit jenen Vorzügen verbinden zu wollen schien, die bisher Roms unbestrittenes Eigenthum gewesen waren. Die neue Macht mußte um so gefährlicher werden, als sie nicht, wie die Geschwader der Parthischen reitenden Schützen weit entfernt im Orient sich bildete, sondern dicht vor den Thoren Italiens, gegenüber beinahe einigen nur erst neuerdings eroberten Provinzen, und gegenüber der noch immer dumpf grollenden Bevölkerung der Pannonischen Dörfer und Steppen. Die Sache war um so unangenehmer, weil das Reich zur Zeit gar nicht die neue große Truppenmacht entfalten konnte, deren es nun doch zu bedürfen schien, um schon bei Zeiten die neue deutsche Kriegsmacht zu überwachen, die jetzt zwischen der Linzer Donau und der Küste von Pommern mit jedem neuen Jahre immer gewaltiger sich aufbaute.

Zunächst mußte Augustus auf die herkömmliche deutsche Zwietracht rechnen. Ganz hat ihn auch diese Hoffnung nicht getäuscht. Offenbar zur Ueberwachung der neuen Markomannischen Unternehmungen kommandirte in den letzten Jahren vor Chr. Geburt in Rhätien und Vindelicien als kaiserlicher Legat ein Verwandter des julischen Kaiserhauses. Es war der tapfere L. Domitius Ahenobarbus, (ein Sohn jenes Domitius, der vor der Schlacht bei Aktium, von Ephesos aus sich von M. Antonius getrennt und mit Octavian vereinigt hatte); ein jetzt dem Hofe nahe stehender Mann, der mit der sogenannten Antonia „major“, der älteren Tochter des Triumvirs M. Antonius und

der schönen Octavia, also mit einer Nichte des Kaisers verheirathet war. Dieser Feldherr, (beiläufig bemerkt, der Großvater des nachmaligen Kaisers Nero) wurde bald einer neuen Völkerbewegung inne, die sich in dem mittleren Germanien damals vollzog. Nicht alle binnendeutschen Völker nemlich, auch nicht alle Sueben wollten sich ohne Weiteres dem neuen Reiche des Marbod anschließen. Es war namentlich das große Volk der Hermunduren, dessen Mannen und Häuptlinge seiner Herrschaft widerstrebten. Im Kampf gegen die Markomannen, so scheint es, war ein Theil dieses Volkes in seinen östlichen Sitzen zwischen der (jetzt sächsischen) Elbe und der oberen Saale erschüttert worden und weiter den starken Stößen Marbods ausgewichen. Da griff Domitius zu. Nach der seit Cäsars erstem Auftreten in Gallien festgehaltenen nordischen Politik hielten die Römer es für geboten, solchen Wanderungen nordischer Stämme, die leicht zu einem furchtbaren Stoß gegen ihre eigene Grenze führen konnten, bei Zeiten Einhalt zu thun. Diesmal setzte sich Domitius mit den Hermunduren in freundschaftliche Beziehungen. Indem er dieselben veranlaßte, einen großen Theil des von den Markomannen aufgegebenen Landes im Maingebiet zu besetzen, gewann er gegenüber der römischen oberen Donaufronte ein den Römern ergebenes, jetzt durch seine eigenen Interessen auf Rom hingewiesenes, verbündetes Volk und dehnte somit Roms Einfluß nordwärts bis zum Thüringer Walde und dem Voigtland hin- aus. Auf solche neue Verbindungen gestützt, wagte er dann (vielleicht i. J. 2 v. Chr.) einen der kühnsten Züge nach dem inneren Deutschland, den

je ein römischer Feldherr versucht hat. Vermuthlich von seiner Basis Augsburg aus, drang er durch das heutige Franken und weiter durch die Pässe des Voigtlandes nach der sächsischen Elbe vor. Widerstand hat er nicht gefunden. Die Hermunduren waren ihm eben befreundet und werden ihn unterstützt, die Markomannen aber mit Sorgsamkeit es vermieden haben, ihm und den gefürchteten römischen Legionen entgegenzutreten, obwohl es ihnen kaum entgehen konnte, daß bei dem Zug des Domitius es wahrscheinlich darauf abgesehen war, über die neue Machtstellung Marbods genaue Rekognoscirungen anzustellen. Domitius blieb aber an der Elbe nicht stehen; er überschritt den gewaltigen Centralstrom des freien Deutschlands, und drang noch beträchtlich weiter darüber hinaus vor, angeblich sogar bis zu den blauen Fluthen der Havel. Auch jetzt soll er keine Gegenwehr gefunden, sondern mit den Völkern dieser Gegend, also mit den Semnonen Freundschaft geschlossen haben. Thatsächlich blieb allerdings ein an der Elbe dem Augustus errichteter Altar die einzige sichtbare Spur dieses zweiten Römerzuges nach Niederdeutschland. Ueber die Mainquellen hinaus konnte auch dieser Zug keine andere, keine nachhaltigere Wirkung für Rom hinterlassen, als das Schiff, dessen Kiel die Oberfläche des Oceans für einen Augenblick furcht. Im Gegentheil ist man versucht anzunehmen, daß gerade dieser Zug, der nun gezeigt hatte, daß auch die überelbischen Germanen bloß durch ihre entferntere Lage vor Roms Heimsuchungen nicht immer sicher waren, für die Folgezeit Marbods Arbeit gefördert, dem großen Markomannenherzog die Semnonen

(und vielleicht schon jetzt auch die Langobarden) erst in die Arme getrieben hat.

Trotzdem konnten die Römer die vom Glücke getragene Kühnheit des Domitius immerhin bewundern. Freilich entsprachen seine spätern Versuche in Norddeutschland diesem großen Elbzug nur wenig. Augustus hat nemlich nachher, im Jahre 1 v. Chr., den Domitius mit dem Oberbefehl am Rhein betraut. Hier schmiedete er ganz im Sinne des Drusus und des Tiberius einen neuen Ring der Kette, welche Niederdeutschland an die römische Herrschaft fesseln sollte. Er legte nemlich eine neue Heerstraße an, und zwar von Vetera aus zur Verbindung des Rheines mit der Ems. Die neue Straße führte auf weiten Strecken durch beschwerliche und gefährliche Moor- und Sumpfgegenden; man hat bald an das westliche Münsterland (an die Gegend von Velen, Borken, Dülmen und Coesfeld) gedacht, bald — und zwar so in älterer wie wieder in neuester Zeit — an einen Theil des sogenannten Bourtanger Moores. Die ausgedehnten Dammschüttungen, die dabei nöthig waren, und namentlich die sogenannten Knüppeldämme (langgestreckte Baumstämme, die man auf unsicheres Erdreich legte), die dabei in Anwendung kamen, haben der Straße den Namen der „pontes longi“ verschafft. Durch diese neue Anlage war namentlich Wirkung und Bedeutung der Festung Vetera wesentlich erhöht worden. Dagegen scheiterte Domitius bei dem Versuche, durch Benutzung der Uneinigkeit unter den Cheruskern inmitten dieses eigentlichen „Schwertvolkes“ des damaligen Norddeutschlands die Macht Roms

zu erweitern. Innere Streitigkeiten hatten eine Anzahl vornehmer Cherusker genöthigt, die Heimath zu meiden. Als echte Germanen riefen sie die Römer um Hülfe an, und nun befahl der herrische, grobe und barsche Domitius den Cheruskern kurz und gut, die Vertriebenen wieder aufzunehmen. Die Cherusker weigerten sich; und sei es nun, daß auch eine militärische Demonstration zu nichts führte, sei es daß die Römer sogar eine Schlappe erlitten, oder daß sie zur Zeit aus anderweitigen politischen Rücksichten nicht in der Lage waren, nach der Weser zu marschiren: genug, Domitius ließ die Mißachtung seiner Befehle ungeahndet hingehen.

Das war ein starker Mißgriff des römischen Statthalters. Domitius mochte sich immerhin nach seiner Rückkehr nach Rom wegen seines Elbfeldzuges mit den Insignien des Triumphators schmücken dürfen: die norddeutschen Völker glaubten in der Straflosigkeit der Cherusker lediglich einen Beweis der Schwäche oder der Furcht auf Seiten der Römer erblicken zu dürfen. Sie wurden sofort allenthalben trotzig, aufsässig, unruhig. Dieses um so mehr, je stolzer inzwischen mit jedem Jahre das Reich Marbods im Osten der Elbe, der Saale und des Böhmerwaldes emporstieg, dieses Reich, welches für alle Germanen ein starker Rückhalt gegen römische Uebergriffe werden zu sollen schien. Unter diesen Umständen hatte des Domitius Nachfolger am Rhein, der kaiserliche Legat M. Vinicius, der in den zwei oder drei ersten Jahren nach Chr. Geb. in Germanien commandirte, große Mühe, mit einer Reihe gefährlicher Bewegungen bei den der Hoheit des Reiches unterworfenen deutschen Völkern

fertig zu werden. Bewegungen, die namentlich die Völker von der Zuydersee bis zur Weser, zwischen Lippe und Nordsee, selbst die Chauken nicht ausgenommen, ergriffen, und deren Zusammenhang mit dem Reiche gewaltig erschüttert hatten.

Vinicius hatte sich allerdings ganz wacker benommen, auch die Insignien des Triumphes sich verdient; aber er war doch nicht der Mann, um mit der massiven Kraft der Germanen durchgreifend fertig zu werden. Zu solchem Zwecke griff Augustus endlich zu zwei ungleich bedeutenderen Männern. Zunächst nemlich wurde als kaiserlicher Legat am Rhein nunmehr (vielleicht noch im Jahre 3 n. Chr.) einer der ausgezeichnetsten Heerführer aufgestellt, welche die Römer damals überhaupt besaßen; es war der treffliche Gajus Sentius Saturninus. Dieser tüchtige Mensch hatte bereits früher in der Verwaltung einer Reihe hoher Staatsämter eine wahrhaft altrömische Strenge und imponirende Würde entwickelt. Als Statthalter in Deutschland hat er später Gelegenheit gefunden, sein ausgezeichnetes Geschick in der richtigen Behandlung der freien Germanen zu entfalten. Seine Zeitgenossen rühmten an dem Feldherrn seine militärische Erfahrung, seine unermüdliche Thätigkeit, (die in Momenten der Ruhe nur durch edle Genüsse unterbrochen wurde), sein ebenso gewandtes wie vorsichtiges Auftreten. Inzwischen sollte Sentius immer nur wenige Monate allein die Führung des norddeutschen Krieges in der Hand behalten. Schon im Sommer nemlich des Jahres 4 n. Chr. Geb. schickte der Kaiser nun auch seinen Stiefsohn Tiberius wieder nach dem Niederrhein. Tiberius war

endlich, nach mehrjährigen, immer tiefer sich einbrennenden Zerwürfnissen mit Augustus, im Juli des zweiten Jahres n. Chr. aus Rhodos nach Rom zurückgekehrt. Aber erst nach einer neuen, obwohl kürzeren Zeit tiefer gegenseitiger Verstimmung; erst als die Angelegenheiten des Staates immer entschiedener dahin drängten, die starke Kraft dieses Prinzen nicht länger feiern zu lassen, schloß Augustus, (dem ohnehin inzwischen die geliebten Enkel Lucius und Gajus Cäsar gestorben waren), mit diesem Tiberius in aller Form seinen Frieden, indem er ihn am 27. Juni des Jahres 4 n. Chr. in seine Familie und als seinen Sohn adoptirte. Unmittelbar nachher erhielt Tiberius wieder, wie früher nach dem Tode des Drusus, den außerordentlichen Oberbefehl im deutschen Kriege; Sentius aber blieb am Rhein, nur wurde er jetzt dort der zweite im Commando.

Augustus und Tiberius hatten offenbar beschlossen, die seit dem Ausgang des siebenten Jahres v. Chr. ohne konsequenten Plan behandelte Bekämpfung Deutschlands jetzt in ebenso großartiger, wie nachdrücklicher Weise wieder aufzunehmen. Dazu hatten sie allerdings jetzt allen Grund; denn die deutschen Dinge hatten im Sinne der römischen Politik eine wahrhaft bedrohliche Gestalt angenommen. Während nemlich die niederdeutschen Völker, wie wir sahen, die ganze Kraft einer Reihe römischer Heerführer herausgefordert hatten, war das Reich des Marbod, der nun schon lange als König der Markomannen auftrat, zu immer kolossalerer Größe gediehen. Marbod hatte durch Ueberredung, durch List und Gewalt seine Macht immer weiter nach dem dama-

ligen germanischen Osten und Norden ausgedehnt. Theils durch offene Gewalt des Schwertes, theils durch Verträge waren massenhafte Stämme zur Anerkennung seiner Herrschaft genöthigt worden; immer in Gegenden, die von der sonst doch Alles überwachenden Politik der Römer nur sehr unvollkommen übersehen werden konnten. Marbod gebot jetzt außer seinem Kern- und Stammvolke, den Markomannen, über die Semnonen und Langobarden; aber auch die Völker des Oderthales und des westlichen Weichselgebietes, also die Stämme der Lygier und Vandalen, bis zu den Grenzen der Gothischen Völker hin, standen unter seiner Oberhoheit, während nach Osten hin namentlich die suevischen Quaden in einem Theile des heutigen Mähren und im nordwestlichen Ungarn den Geboten des großen Markomannenkönigs folgten. Von Passau oder Linz bis Gran im Süden umspannte Marbods Reich die römischen Donauländer; nordwärts dehnte es sich zwischen Elbe und Weichsel bis zu den Dünen, den Haffs, den Buchenwäldern des baltischen Strandes aus. Es war ein Reich, ganz ähnlich wie es nachmals im 14. und 15. Jahrhundert die luxemburgischen Kaiser zusammengebracht haben.

Dieses Reich aber war für die Römer eine ungeheure Gefahr, in ihrem hochmüthigen Sinne eine beständige Drohung. Allerdings hatte Marbod ein stets schlagfertiges Heer von jetzt 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß auf den Beinen, welches dauernd in nordischen Fehden geübt und nach römischer Art disciplinirt wurde; ein Heer, dem bei einem Kriege gegen Rom ohne Schwierigkeit neue Tausende aus allen Stämmen der Germanen

zuströmen konnten, — jedenfalls der furchtbare Kern einer ungeheuren, jugendfrischen Volkskraft. In diesem Sinne und im Hinblick auf die hinschwindende Wehrhaftigkeit der noch vor 100 Jahren so mannhaften Bevölkerung der italischen Halbinsel konnte allerdings Tiberius nachmals (19 n. Chr.) von Marbod im Senate sagen, der große Markomannenkönig sei für Rom seiner Zeit nicht weniger furchtbar gewesen, als vor Jahrhunderten den Ahnen der große Antiochos oder gar König Pyrrhos, — oder auch der große Makedonenführer Philipp den Athenern. In der That war Marbods Südgrenze nur etwa 40 deutsche Meilen von der höchsten Alpenkette entfernt; und lebensgefährlich für die Römer konnte es allerdings werden, wenn es eines Tages dem Markomannenkönig gelang, die Donau zu überschreiten, den Pannonischen Barbaren die Hand zu reichen, und durch die Pannonischen Ebenen (mit Umgehung der norischen Alpen) gegen die „Herzgrube Italiens“ vorzudringen, nemlich gegen die vergleichsweise niedrigen Pässe der Julischen Alpen.

Solche Erwägungen auch waren es, die den Augustus und seine militärischen Rathgeber mit immer zunehmender Besorgniß erfüllten. Es kam dazu, daß das Reich dieses Marbod, der zur Zeit in ganz Germanien von der Mosel bis zur Düna, vom böhmischen Wald bis zum fernen Skandinavien, der bewunderte prächtige Held unter allen Machthabern deutschen Stammes war, für alle Gegner Roms, zumeist aber für allen Trotz deutscher Stämme gegen die römischen Statthalter, als der natürliche Rückhalt galt, gleichviel ob Marbod gerade in jedem Augenblick daran seine Freude hatte oder nicht.

Aber auch ganz unmittelbar wurde die Haltung des deutschen Königs den römischen Staatsmännern immer verdächtiger. Man konnte sich in Rom nicht davon überzeugen, daß die stete Vergrößerung des markomannischen Heeres, daß die steten Feldzüge Marbods nicht doch nur darauf abzielen sollten, Alles zu einem künftigen großen Stoß gegen das römische Reich vorzubereiten; daß Marbods Rüstungen nur defensive Zwecke haben sollten. Freilich vermied Marbod mit Klugheit jede Herausforderung der Römer; aber er gab ihnen doch deutlich zu erkennen, daß — wenn man ihn angreifen würde, — es ihm an Kraft und Willen zur Gegenwehr nicht fehlen würde. Daneben geschah doch Manches, was dem Kaiser entschieden mißfiel. Marbod behandelte allerdings jeden Römer, der seine glänzende, reiche Hofburg besuchte, mit Auszeichnung; er gewährte gern den romanischen Kaufleuten in seinem Reiche völlige Handels- und Verkehrsfreiheit. Aber er sah es auch sehr gern, wenn damals schon — wie nachmals wieder zur Zeit der großen deutschen Könige der Völkerwanderung — römische Kaufleute und andere Romanen, theils aus Lust am Gewinn, theils aus Abneigung gegen die engen, oft unbequemen Formen des civilisirten Lebens und aus Behagen an dem bequemen und freien Leben unter deutscher Herrschaft, die keine drückende Steuern und kein System überall beengender Gesetze und Polizeimaßregeln wie das damalige Rom kannte, sich bleibend unter seinem Scepter ansiedelten. Marbod unterhielt freilich mit dem palatinischen Hofe freundschaftlichen Verkehr, der durch Gesandtschaften und Ehrengeschenke genährt wurde; aber er

nahm auch bald einzelne Provinzialen, die zu ihm übertraten, in seinen Schutz, bald Stämme, die vor den Römern auswichen, in seinen Reichsverband auf. Und wenn immerhin seine Gesandten in Rom die Cäsaren mit voller Ehrerbietung ansprachen, so vergab doch Marbod seiner Würde nichts und ließ dabei immer den Ton der vollkommenen fürstlichen Gleichheit durchklingen, wie er denn auch ungeeignete Begehren der Römer, etwa wegen solcher Flüchtlinge, nicht leicht an sich kommen ließ.

Wenn nun Tiberius den Angriff auf das Reich der Markomannen, der doch im Sinne der römischen Politik unausbleiblich war, zunächst noch verschob und den deutschen Krieg zuerst wieder am Niederrhein begann, so leiteten ihn wie den Kaiser dabei ganz offenbar Erwägungen einer wohlberechneten Staatskunst. König Marbod hatte den Römern Vieles abgelernt, Manches mit Glück auf böhmischem Boden nachgeahmt. Eines aber konnte er ihnen nicht so schnell ablernen, es war eben ihre Kunst auswärtiger Politik: diese Kunst, an der noch nach vier und fünf Jahrhunderten hochgebildete deutsche Staatsmänner der Völkerwanderung, wie der große Vandale Stilicho, wie der edle Ostgothenkönig Theoderich untergingen. Das was die Römer im Laufe vieler Menschenalter durch eine ununterbrochene Tradition und Schule ausgebildet hatten, ließ sich eben auch von einem großen Talent unter den Germanen nicht so schnell übernehmen: diese den Römern zur andern Natur gewordene Kunst, mit niemals fehlender Sicherheit die zugleich umfassendsten und verwickeltesten politischen Verhältnisse selbst auf ungeheure räumliche Ausdehnungen hin zu

übersehen, zu beurtheilen, überall mit den jedesmal sicher=
sten Mitteln immer im rechten Augenblicke anzufassen und
zu behandeln. Die römischen Staatsmänner besaßen da=
mals eine vollendete Menschenkenntniß; in ihrer Kunst,
einen Gegner zu beurtheilen, glichen sie einem in allen
Finten geübten Fechter, dem nicht die kleinste Lücke
in der feindlichen Rüstung entgeht, durch welche das
Schwert zu tödtlichem Stoße gebohrt werden kann.

In solcher Weise konnte auch dem Augustus und
seinem Stiefsohn die schwache Seite von Marbods
Machtstellung nicht entgehen. Man fand sie in seiner per=
sönlichen Selbstsucht und in gewissen Fehlern seines neuen
Staatsbaues. Marbod war zuletzt doch mehr noch von
der Lust an der Herrschaft erfüllt, als von der Idee,
der Vorkämpfer der deutschen nationalen Unabhängigkeit
gegen die Römer zu werden. Die Freude an der unbe=
schränkten Herrschergewalt hatte ihn dahin geführt, die
Entwickelung mehrerer Menschenalter zu überspringen;
mit dem Hinblick auf das prächtige Rom hatte er, so=
weit es anging, die römischen Heeres= und Staatsformen
unmittelbar mit germanischem Baumaterial nachgeahmt,
hatte er diesen Völkern, die bisher kaum im Kriege die
immer noch wenig mächtigen Herzöge ertragen hatten,
ein straffes Heerkönigthum aufgezwungen, welches
damals noch weit und breit als eine harte Tyrannei
empfunden wurde. Für ihn kam es daher unter allen
Umständen darauf an, daß wenigstens die Grundbedin=
gung bestehen blieb, auf der allein der Gehorsam seiner
Völker beruhte: das heißt, daß der Glanz des Erfolges,
(der mit wahrscheinlich sehr vielen von Marbod aus=

geführten Gewaltthaten versöhnen mußte,) niemals seiner Krone fehlte, und daß vor Allem der Ruf Marbods, der einzige erfolgreiche Vertheidiger der deutschen Unabhängigkeit gegen Rom zu sein, niemals ernstlich erschüttert wurde.

Und gerade hier konnte jetzt Tiberius einsetzen. Es war klar: wollte man den ersten Stoß gegen Marbod richten, so mußte man bei der gegenwärtigen numerischen Schwäche der römischen Armee den Rhein fast ganz von Truppen entblößen. Dann aber hatte man sicher binnen wenigen Monaten die gesammte Wucht der deutschen Völker von der Weichsel bis zur Maas gegenüber im Felde; sei es daß die ohnehin so unruhigen Nordwestdeutschen plündernd Belgien überschwemmten, sei es daß sie — trotz ihrer wohlbekannten Abneigung gegen die „Despotie" Marbods — bei dem ersten Ausbruch der Kriegsfurie an der Moldau und Ober-Elbe in hellen Haufen den Semnonen und Markomannen zuzogen. Griff man dagegen jetzt zuerst Norddeutschland mit voller Kraft an, so war sicher zu erwarten, daß Marbod ruhig zusehen würde. Einerseits war ihm das unruhige Freiheitstreiben in den Stämmen westlich der Elbe gründlich zuwider; andrerseits hoffte er, — der bei aller seiner Schlauheit die Römer eben doch noch so wenig kannte, daß er niemals begriffen hat, wie sie ihm bloß wegen der Existenz seiner Macht unbedingt den Untergang geschworen hatten, — durch dauernde kluge Bewahrung seiner friedlichen, neutralen Haltung gegen Rom sein Reich und seine Macht ungestört behaupten zu können. Tiberius aber

konnte mit Recht darauf zählen, daß es ihm endlich doch gelingen würde, die isolirten Norddeutschen zu bändigen; nachher konnte man immer den markomannischen Krieg beginnen, wenn der Rhein, die Nordsee, die Unterelbe römisch, Marbods Ansehn aber durch seine stumpfe Ruhe bei dem neuen Erscheinen der Legionen im Herzen Deutschlands bereits wesentlich getrübt war. Es war in der That lediglich das jähe Eingreifen neuer, wir möchten sagen, elementarer Gewalten, was die ebenso sichere wie wohl angelegte Rechnung der Römer in ihrem letzten Theile wieder durchkreuzt hat.

Tiberius also erschien im Sommer des Jahres 4 nach Chr. Geb. wieder als Oberfeldherr bei den Legionen am Rhein; in seinem Gefolge war jetzt derselbe Offizier, dem wir eine sehr lebhafte Schilderung seiner weiteren Kriegsthaten verdanken, nentlich der jetzt als Reiteroberst den Feldherrn begleitende M. Vellejus Paterculus. Von den Veteranen der Legionen, die seine früher so oft bewährte solide Führung gar sehr zu schätzen wußten, mit lebhafter Freude empfangen, eröffnete Tiberius bald nach seiner Ankunft am Niederrhein den Feldzug mit alter Energie. Der treffliche Sentius wurde mit der Leitung der Nebenpartieen des Krieges betraut; man kann vielleicht annehmen, daß derselbe von Mainz aus die Katten in Schach zu halten hatte. Tiberius selbst dehnte diesmal den Feldzug bis in den December aus; vielleicht wurde er durch ungewöhnlich milde Witterung dabei begünstigt, jedenfalls imponirte diese Unermüdlichkeit in Deutschland nicht weniger als in Rom. Hauptbasis der Züge des Tiberius war jetzt

wieder, wie früher zuerst für Drusus, die Festung Vetera. Von hier aus wurden durch eine Reihe kräftiger Stöße die römerfeindlichen Elemente zunächst bei den Stämmen zwischen der Lippe und den friesischen Gewässern niedergeworfen oder eingeschüchtert; so mußten sich namentlich die Canninefaten und Brukterer wieder vor Rom beugen. Dann aber warf sich Tiberius auf die Cherusker. Diesmal blieben die Römer nicht an der Weser stehen, sondern überschritten diesen Strom, drangen auch in die östlicheren Gaue dieses Volks vor und nöthigten die Häuptlinge, in Form eines Bündnisses sich an das römische Reich anzuschließen. Ein wichtiger Fortschritt endlich wurde es, daß Tiberius zum Abschluß des Feldzuges sein Heer nicht nach dem Rhein zurückführte, sondern die Armee im Quellgebiet der Lippe, also auf Aliso gestützt, mitten im Innern Deutschlands die Winterquartiere aufschlagen ließ.

Wie es früher Drusus nach Beendigung des Feldzuges zu thun gewohnt gewesen war, so begab sich auch Tiberius nunmehr nach Rom, um über die Geschäfte des kommenden Jahres mit dem Kaiser zu berathen. Aber der Frühling (des fünften Jahres n. Chr.) fand ihn bereits wieder bei der Armee an der Lippe. Diesmal sollte das den Römern noch beinahe unbekannte offene Land zwischen der unteren Weser und Elbe, zwischen dem Harz und der Nordsee der Kriegsschauplatz werden. Die hier wohnenden Deutschen sollten, so zu sagen, zwischen zwei Feuer genommen werden. So wurde denn einerseits die Rheinflotte bedeutend vermehrt, mit großen Proviantmassen beladen, und (offen-

bar) auf dem alten Wasserwege des Drusus in die Nordsee geschickt, wo sie nunmehr die ganze Küste bis zur Elbe anlaufen sollte. Tiberius dagegen führte das Landheer von Aliso her nach der Weser. Der erste Schlag traf diesmal die Chauken auf beiden Seiten der Weser, die anscheinend ohne große Mühe genöthigt wurden, die alte Verbindung mit den Römern wieder zu erneuern. Dann aber wandte sich Tiberius ostwärts, um, so möchte man annehmen, die fernste Nordwestmark des großen Markomannischen Reiches anzugreifen, nemlich das kraftvolle Volk der Langobarden, — wenn nicht vielleicht erst dieser römische Angriff die Langobarden zum Anschluß und zur Unterwerfung unter Marbod bestimmt hat. Die Langobarden überboten Alles, was den Römern an wilden Erscheinungen bisher noch in Deutschland entgegengetreten war. Aber auch diese Germanen hielten den Stoß der römischen Waffen nicht aus. Während nun ein Theil ihrer Mannschaften über die Elbe zurückwich, machte, so scheint es, Tiberius, der diesen Strom wahrscheinlich in seinem unteren Gebiet erreicht hatte, etwa in der Gegend des heutigen Hamburg oder ein wenig stromaufwärts, vermuthlich von einem Standlager aus noch weitere Rekognoscirungsmärsche südwärts, dem Stromthale folgend, nach dem mittleren Gebiet der Elbe. Endlich aber erschien zur Freude des Heeres und zum Staunen der Deutschen, die inzwischen auf dem rechten Elbufer in starken bewaffneten Schaaren sich sammelten, die römische Flotte bei dem Lager. Die Flotte hatte nun auch den Rest der Nordsee von der Jahde bis nach der

Eider, den Drusus seiner Zeit nicht befahren hatte, durchforscht. Noch mehr, ein Geschwader war an der Westküste von Schleswig und Jütland hinaufgefahren und hatte endlich die äußerste Nordspitze von Jütland, das sogenannte Cimbrische Vorgebirge (Skagens Horn) und die gefährlichen Gewässer dieser Gegend, Skager-Rack und Kattegat, entdeckt. Nunmehr kam die mit reichen Vorräthen beladene Flotte, nachdem sie die schwierigen Sandbänke der Elbmündung passirt hatte, die Elbe heraufgefahren und vereinigte sich bei dem Lager des Tiberius mit der Armee. Soviel die Hülfe der verbündeten Germanen zu dem Gelingen dieser doppelten Unternehmung beigetragen haben wird: jedenfalls war dieser Erfolg ein stolzer Triumph der römischen Ausdauer, Kriegskunst und Wissenschaft. Damit mußte sich Tiberius freilich begnügen. Er hatte zum dritten Male und umfassender als die Heerführer vor ihm bewiesen, daß ein römisches Heer recht gut ohne tödtliche Gefahr die Elbe erreichen konnte. Er mochte immerhin triumphirend nach Rom berichten, daß die neue Nordostgrenze des Reiches gesichert sei. War doch jetzt ein alter, stattlicher deutscher Häuptling, (sei es daß ein frecher Spion die Römer systematisch getäuscht, sei es daß die Dienstfertigkeit der Freunde des Prinzen die Sache in Scene gesetzt, sei es selbst, daß wirkliche Ueberzeugung von der Unwiderstehlichkeit des Römerfeldherrn den Mann geleitet) auf einem Kanoe oder Ewer über die Elbe gefahren, um dem Tiberius eine begeisterte Huldigung darzubringen. Es ist dem Tiberius ferner gelungen, auf dem Rückzug von der Elbe nach der Lippe sein Heer glücklich zurückzuführen; ein Ueberfall

deutscher Schaaren wurde mit großem Erfolge zurückgewiesen. In der Hauptsache war jedoch immer nur erst das Land zwischen Rhein und Weser und etwa das östliche Ufer der Weser fest an das Reich gekettet worden. Es hätte jedenfalls noch mehr als eines Feldzuges bedurft, um auch das Land bis zur Elbe anders als im römischen Bülletinstil unterworfen nennen zu dürfen.

Nichtsdestoweniger gab man sich in Rom mit dem bisher Erreichten einstweilen zufrieden. Tiberius kehrte nach Rom zurück. Dem trefflichen Sentius, der wacker genug gearbeitet hatte, um die triumphalischen Ehrenzeichen zum Lohne erhalten zu können, blieb die Aufgabe, nunmehr wieder mit den Mitteln des Friedens die Norddeutschen für Rom zu gewinnen. Augustus aber und Tiberius, die für sich abermals den Imperatortitel annahmen, hielten die kriegerische Arbeit in Norddeutschland für ausreichend gefördert, um nunmehr mit aller Kraft gegen Marbod vorgehen zu dürfen. Welchen Vorwand die Römer gebraucht haben, um den Krieg gegen ihn diplomatisch zu begründen, wissen wir nicht; vielleicht daß man aus dem Zusammenstoß mit den Langobarden den passenden Anlaß genommen hat. Genug, die Römer entwarfen einen ebenso kühnen wie großartigen Plan, um mit gewaltigen Schlägen seine Macht nunmehr zu brechen. Der letzte Gedanke der Römer war offenbar, sein Reich ebenso vollkommen zu zerstören, wie das nachmals dem großen Kriegsmeister Trajan mit dem Staate der Daker gelungen ist. Wenn das Thal der March und die nordwestlichen Karpathen römische Grenzen geworden waren; wenn man Mähren und Böhmen

gewonnen hatte; wenn der römische Einfluß auch die Paßlandschaften im Quellgebiet der Oder und Weichsel bis hin zu dem „Völkerthor von Krakau" beherrschte: dann erst war das römische Weltreich völlig vor der Welt des Nordens gesichert. Die Römer aber thaten jetzt Alles, um die Ausführung dieses Planes zu ermöglichen.

In weiser Bemessung der gewaltigen Macht ihres neuen Gegners beschlossen die Römer ein für die damalige Art der Kriegführung ungeheures Heer gegen Marbod aufzustellen. Marbod sollte mit mindestens zwölf Legionen (also mit Einschluß der Auxiliaren etwa 150,000 Mann) angegriffen werden, und zwar gleichzeitig von Süden und Westen her. Tiberius hatte zu dem Ende zunächst das pannonische Hauptquartier von Poetovio an der Drau nach der Stadt Carnuntum an der Donau (unterhalb Wien, nicht weit oberhalb Preßburg, in der Nähe des jetzigen Haimburg, zwischen Deutsch-Altenburg und Petronell,) vorgeschoben, hier sofort eine feste Stellung einrichten lassen. Hier wurden aus den römischen Donauprovinzen (namentlich aus Dalmatien und Pannonien unter dem Legaten Valerius Messalinus) etwa sechs Legionen versammelt, mit denen Tiberius dann im Frühling des Jahres 6 n. Chr. ein großes Stück Weges die Donau hinauf marschirte, dann den Strom überschritt, hier auf dem linken Ufer ein festes Winterlager einrichtete, und sich nun, wahrscheinlich doch zunächst durch das heutige Oesterreich nördlich der Donau marschirend, in westnordwestlicher Richtung gegen Böhmen und den Hauptplatz

Marbods in Bewegung setzte. In derselben Zeit aber zog auch Sentius Saturninus gegen Böhmen heran. Dieser Heerführer hatte den Befehl erhalten, von der Rheinarmee ebenfalls sechs Legionen abzutrennen (überwiegend natürlich die oberrheinischen Truppen). Mit dieser Macht war Sentius von Mainz aufgebrochen, hatte sich dann, doch wohl mit Hülfe der Hermunduren, mit Axt, Spaten und Radehacke den Weg brechen müssen durch die Waldmassen des Maingebietes. Es ist wohl wahrscheinlicher, daß Sentius damals seine Richtung nach dem Regensburger Donau-Abschnitt, als nach dem Fichtelgebirge und dem Egergebiet nahm. Jedenfalls aber sollte er sich mit Tiberius auf Marbods Gebiet vereinigen. Die gewaltige Aufgabe wurde jedoch „mit der ganzen präcisen Sicherheit ausgeführt", die den durch Tiberius geleiteten Unternehmungen eigenthümlich war. An der Donau, in Böhmen, in Franken und der Oberpfalz hatten die geographischen Forschungen, die methodische Genauigkeit der Berechnungen, die Kunst der römischen Ingenieurs wieder einmal Ausgezeichnetes geleistet.

Es dauerte nicht lange, so gewannen Sentius und Tiberius „mit einander Fühlung." Beide Heerführer wurden inne, daß die großen römischen Heersäulen nur noch zehn Tagemärsche von einander entfernt waren; d. i. bei dem damaligen Zustande der deutschen Verkehrswege höchstens 15 bis 20 Meilen. Sie hofften, auf einander marschirend, binnen fünf Tagen ihre Vereinigung zu bewerkstelligen und in derselben Zeit zugleich auf Marbods Heer zu stoßen. Unbeschadet aller Tapfer-

keit und tüchtigen Schulung seiner Armee hatte nun König Marbod allen Grund, den nächsten Kämpfen mit höchster Besorgniß entgegenzusehen; denn Tiberius und Sentius waren ausgezeichnete Heerführer, die Zahl ihrer römischen Veteranen allein der der regulären Streitkräfte des Königs so gut wie gleich. Da wurden die römischen Feldherren wie der deutsche König mit Einem Male durch eine im höchsten Grade aufregende Nachricht aus den römischen Donaulanden überrascht. Die Völker der wichtigen neuen Provinzen Dalmatien und Pannonien hatten seit dem letzten, erst im neunten Jahre v. Chr. völlig gedämpften Aufstande (S. 95 u. 105.) sich immer nur mit Zähneknirschen in das römische Joch gefügt. Die Strenge und der zermalmende finanzielle Druck, womit die Römer damals diese trotzigen Provinzen zu brechen suchten, wurde täglich schwerer empfunden. Und als erst wieder eine frische, kräftige Jugend herangewachsen war, da trugen sich mehrere verwegene Häuptlinge, namentlich Bato, der Führer der pannonischen Breuker, — Bato, das Haupt der dalmatischen Dysidiaten, und der wohl ebenfalls dalmatische Pinnes oder Pinnetus, mit dem Gedanken, nochmals die Empörung gegen die Römer zu versuchen. Ob auch Marbod dabei die Hand im Spiele gehabt, erfahren wir nicht; wohl aber gab die Entfernung der meisten römischen Besatzungstruppen wegen des markomannischen Krieges die bequemste Gelegenheit, das große Wagniß zu versuchen.

Als nun der Legat Valerius Messalinus mit der Masse der Besatzungstruppen das Land verlassen hatte,

überall aber nun junge Mannschaften in diesen Provinzen ausgehoben wurden, die dem Tiberius dann als Auxiliaren nach Böhmen folgen sollten, da brach die wahrscheinlich lange eingeleitete Erhebung mit Einem Male in hellen Flammen aus. Man wollte die jungen Auxiliaren nicht verlieren, weder im Kriege gegen die Deutschen, noch als Gehilfen der Römer. An Versuchen, den Ausmarsch zu hindern, entzündete sich der Aufstand, zuerst in Dalmatien, um dann mit rasender Geschwindigkeit sich über beide Provinzen auszubreiten. Die Ermordung der italischen Civilbevölkerung, die Plünderung und Niedermetzelung der römischen Kaufleute und Banquiers, die theilweise mit Erfolg gekrönten Versuche, die schwachen römischen Truppenabtheilungen im Lande anzugreifen und zu vernichten, leiteten den großen Krieg ein, der nach diesen Völkern benannt wird, und dessen jäher Ausbruch so bedeutungsvoll für die Unabhängigkeit der Deutschen geworden ist. Den ersten siegreichen Gefechten des dysidiatischen Bato in Dalmatien folgten bald andere größere Kämpfe, wechselnden Glücks zwar, aber zunächst noch ohne rechten Vortheil für die Römer. Bald mußten die letzteren inne werden, daß eine Völkergruppe von 800,000 Menschen mit tödtlichem Haß gegen Rom erfüllt, zu rücksichtsloser Kriegführung entschlossen, daß von diesen Menschen volle 200,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Roß unter die Waffen getreten waren. Das ganze weitausgedehnte und theilweise höchst schwierige Gebiet vom Neusiedler See bis zu den Gletschern des Balkan, von den grauen Felsenhöhen der Czernagora bis zu den üppigen Wiesen der Donau

und Theiß stand in vollen Flammen. Die eine feste Haûptstadt des Landes, Sirmium, freilich hatten die Römer mit Hülfe von dem nahen Mösien her gerettet. Aber während der tapfere mösische Statthalter A. Cäcina Severus auf der Ostseite die Empörung mühsam eindämmte, trugen die Insurgenten ihre Waffen sengend und brennend weit nach Makedonien hinein, plünderten ihre Geschwader die illyrisch-epirotischen Küsten südwärts bis vor die Thore des griechischen Apollonia, sammelten sich die Sturmhaufen, die sich anschickten, sich auf Tergeste (Triest) und selbst auf Italien zu stürzen. Und das Alles, während volle zwei Dritttheile der römischen Armee in den böhmischen Wäldern standen und so eben in einen neuen großen, vielleicht unabsehbaren Krieg verwickelt waren.

Die Verlegenheit für Augustus wie für Tiberius war sehr groß. Man hatte dem Reiche Marbods den Todesstoß geben wollen; nun warf der vulkanische Ausbruch dieser illyrischen Völkerwelt die solidesten Berechnungen der römischen Staatskunst jäh über den Haufen. Nun stand Rom mit dem nicht mehr wie zur Zeit der Scipionen und des alten Cato an jungen Mannschaften überreichen Italien mitten in einer Krisis, wie sie, — so haben sich die Römer selbst damals und später darüber ausgesprochen, — dieser Staat seit dem Hannibalischen Kriege nicht mehr erlebt hatte. Unter diesen Umständen bot zunächst der Kaiser Alles auf, um namentlich Italien selbst zu schützen. Während im Osten der tapfere Commandant von Mösien, — bis die Legionen des asiatischen Ostens und aus Afrika herankommen konnten, —

die Hülfe der befreundeten thrakischen Klientelfürsten in Anspruch nahm: so bot Augustus Alles auf, um die Armee, die jetzt für die großen Kriegsaufgaben des Reiches als unzulänglich erkannt war, bedeutend zu vermehren. Die Besorgniß, der in so gefahrvoller Nähe entbrannte Krieg könne doch nach Italien hinüber greifen; das Wort des Kaisers im Senate: „wenn man nicht Alles aufbiete, so könne der Feind binnen zehn Tagen vor Rom stehen!“, stachelte Alle zu den größten Anstrengungen auf. Mit Aufbietung aller finanziellen Mittel und aller möglichen Kräfte an wieder einberufenen Veteranen, an Seesoldaten, an dienstfähigen frischen romanischen Rekruten, ja selbst an Sklaven, welche die reichen Familien stellen mußten, und die dann als Soldaten die Freiheit ihrer Person erhielten, sollte eine ganze Reihe neuer Legionen formirt werden, denen dann auch neue Aufgebote von Auxiliaren zur Seite stehen mußten. Aber man konnte sich nicht verhehlen, daß für den Fall eines Einbruches der Insurgenten in Italien alle diese Rüstungen doch leicht zu spät kommen könnten. Man mußte sich sofort entschließen, die Donau-Armee aus Böhmen zurückzunehmen, den Tiberius statt gegen die Markomannen jetzt gegen die Pannonier und Dalmatier zu schicken. Der Krieg gegen Marbod konnte wohl zu gelegenerer Zeit wieder begonnen werden; wie aber sollte man jetzt mit Marbod aus einander kommen? Da mußte sich jetzt Tiberius zu dem schweren Schritt entschließen, dem „Barbaren“ selbst den Frieden anzutragen. Die glänzende diplomatische Gewandtheit der Römer, speziell des

Tiberius, feierte hier einen großen Triumph. Zum ersten Male in der Geschichte sah sich jetzt ein deutscher König vor eine weltgeschichtliche Entscheidung gestellt; er hat die Probe nicht bestanden. Die einfache Rücksicht auf die Pannonier, die ihn jetzt retteten; der Gedanke, daß die Römer ihn jetzt doch sicher nur schonten, um später wieder über ihn herzufallen; die Erwägung, daß es jetzt in seiner Hand lag, dem römischen Kaiserthum einen tödtlichen Stoß zu versetzen: dies Alles vermochte den Marbod nicht zu bestimmen, die Anträge der Römer abzulehnen. Der Respekt vor Rom; die selbstsüchtige, eitle Freude darüber, daß die Römer jetzt mit ihm als mit einer Macht ihres Gleichen verhandelten; wahrscheinlich die ganze Kunst bezaubernder Schmeichelei und kluger Behandlung der schwachen wie der großmüthigen Züge seines Charakters — bewog den Marbod wirklich, mit Tiberius „zu gleichen Bedingungen“ Frieden zu schließen. Marbod wird sehr erfreut gewesen sein, den schweren Krieg mit Rom in solcher anscheinend glücklichen Weise beendigen zu können. Er merkte noch nicht, daß er damit das politisch-sittliche Fundament seiner Stellung schwer erschütterte. Er hat aber noch lange genug gelebt, um zu erfahren, in welcher Weise Rom seinen Gegnern seinen Dank für Dienste dieser Art zu zahlen liebte! Eines aber war schon jetzt gewiß: Marbod war nicht der berufene Befreier der Germanen von dem römische Joche; die deutschen Befreiungsschlachten sollten weder an der Donau noch an der Moldau geschlagen werden.

Kaum hatte nun Tiberius die Arme ganz frei, so wandte er sich mit voller Kraft gegen die Pannonier und die Dalmatier. Zuerst kehrte der Legat Valerius Messalinus mit dem Vortrab der Armee nach Pannonien zurück; ihm folgte Tiberius mit der Masse der Donautruppen und wohl auch mit der Mehrzahl der Legionen des Sentius Saturninus. Und nun wurde der Krieg gegen die ebenso zahlreichen, als kriegstüchtigen und gut geführten Insurgenten planmäßig eingeleitet. Da es nicht zu der Aufgabe dieser Darstellung gehört, diesen Krieg, der sich bis tief in den Spätsommer des neunten Jahres nach Chr. Geb. hinzog, in seinen Einzelheiten zu beschreiben, so dürfen wir uns auf einen Ueberblick über den Hauptgang dieser furchtbaren Kämpfe beschränken. Während nemlich von verschiedenen Seiten alte und neugebildete Legionen und frisch mobil gemachte Auxiliaren dem ungeheuren Kriegsschauplatze zueilten, während andrerseits die Führer der Insurgenten die Daker und Sarmaten veranlaßten, sich auf die Römer in Mösien zu werfen, hatte Tiberius zunächst durch die Richtung seines Marsches die Insurgenten von dem Einbruche in Italien abgeschreckt. Der Legat Messalinus dagegen hatte in Pannonien nur mit starken Verlusten den dalmatischen Bato zurücktreiben, gegen die weiterhin an dem Almagebirge (bei Sirmium und Siscia) vereinigten Schaaren der beiden Bato ebenso wenig ausrichten können, als die thrakischen Hülfstruppen und der mösische Legat Severus, den ohnehin die Einbrüche der Daker bald nach der unteren Donau abriefen. Während dann die neuen Einfälle anderer Insurgenten in Make-

donien durch die thrakischen Auxiliaren zurückgewiesen wurden, hatte sich tief im Spätsommer d. J. 6 n. Chr. Tiberius mit seiner Hauptmacht mit Messalinus vereinigt. Aber auch so konnten die Insurgenten nicht so rasch gefaßt werden. Inzwischen hatten Tiberius und Messalinus die alte Haupt- und Centralfestung dieser Gegenden, Siscia an der Vereinigung der Kulpa und Sawe, zum Mittelpunkt und Hauptquartier der römischen Armee gemacht und hier endlich die Winterquartiere bezogen.

Erst mit dem siebenten Jahre nach Chr. Geb. kam mehr Schwung in die Bewegungen der Römer. Tiberius machte nach allen Seiten hin starke Stöße, verheerte das Land furchtbar, zwang die Insurgenten, sich in schwierige Gebirgsstellungen zu werfen. Aber damit war die Sache noch lange nicht beendigt. Freilich konnte man hoffen, die Insurgenten allmählich auch durch Hunger zu bändigen; aber auch die Verpflegung der Römer machte große Mühe, und die Schwierigkeit der Verproviantirung wirkte selbst auf die Hauptstadt Rom störend zurück. Weiter aber machte die Art des Aufstandes, den man, während die feindlichen Häuptlinge gefährliche Vorstöße machten, bezirksweise zertreten mußte, immer größere Heeresaufstellungen nöthig. Endlich, als im Sommer dieses Jahres der jugendliche Germanicus, des edlen Drusus schöner Sohn, aus Italien neugebildete Truppen heran gebracht, als Severus die mösischen Legionen wieder herangeführt hatte, als aus den östlichen und südlichen Provinzen fünf Legionen angekommen waren, konnte Tiberius über

15 Legionen verfügen; somit waren jetzt mit Einschluß der Auxiliaren (darunter viele germanische Soldaten) etwa 180,000 Mann aller Waffengattungen gegen die Insurgenten verfügbar. Nunmehr theilte der Oberfeldherr das ungeheure Heer in mehrere starke Corps, die nach einem bestimmten Plane den Krieg in den verschiedenen Abschnitten des ausgedehnten Kriegsschauplatzes gleichzeitig zu führen hatten. Mehrere mörderische Schlachten führten aber auch in diesem Kriegsjahre noch zu keiner entscheidenden Wendung. Noch immer war namentlich Augustus so sehr besorgt, daß er sich mit Ablauf des Winters des Jahres 8 n. Chr. nach Ariminum begab, um dem Kampfplatze möglichst nahe zu sein. Jetzt endlich begann die Kraft des Aufstandes nachzulassen. Die furchtbare Noth an Lebensmitteln; verheerende Seuchen; die diplomatische List der Römer, die allmählich theils Zwistigkeiten und Verräthereien unter den feindlichen Führern selbst hervorrief, theils dieselben trefflich auszunutzen verstand: dieses Alles unterstützte die römischen Waffen so nachdrücklich, daß mit dem Ablauf dieses Jahres wenigstens Pannonien wieder unterworfen war, und Tiberius gegen Ende des Winters des Jahres 9 n. Chr. endlich wieder sich für einige Zeit nach Rom begeben konnte.

So schien denn das Schwerste überwunden. In Rom begann die durch Theurung bedrückte Menge, begannen die durch die Kriegssteuern und die politischen Besorgnisse beschwerten Besitzenden wieder aufzuathmen. Am heitersten aber war der alternde Augustus. Die furchtbare Katastrophe war beschworen; der junge Ger=

manicus, — jetzt nach des Drusus, nach seiner Enkel Gajus und Lucius Cäsar frühem Tode sein Liebling, — hatte sich auch im Felde als der echte Sohn des großen Drusus bewährt, setzte jetzt allein den Krieg gegen die noch im Aufstande beharrenden Dalmater mit Energie und Glück fort. Dazu aber kam ein Anderes. Vom Niederrhein her nemlich kamen immer neue Depeschen, die dem alten Kaiser die friedliche Angliederung der neuen „Provinz Germania" an das Reich im vollsten Gelingen erscheinen ließen und jede Besorgniß verscheuchten, als könne irgend ein Funke des pannonischen Feuers etwa im deutschen Norden zünden.

Wir sind über die nächsten Vorgänge in Deutschland seit dem Abzug des Tiberius vom Rhein nach Rom und Böhmen nicht speziell unterrichtet. Indessen läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit doch Folgendes annehmen. Es ist uns höchst wahrscheinlich, daß der Legat Sentius im Sommer des Jahres 6 n. Chr., als Tiberius nach Pannonien abmarschiren mußte, zwar die meisten seiner Legionen aus der Hand geben mußte, aber für seine Person mit einem Theile seines Heeres nach dem Rhein zurückgekehrt ist. Für den Augenblick mußten soviele Legionen als nur möglich war, nach dem neuen Kriegsschauplatz gehen; aber natürlich konnte der Rhein nicht dauernd mit nur zwei oder drei Legionen gedeckt bleiben. Vorläufig nun mußte hier jedoch der ausgezeichnete Heerführer den Mangel des größern Heeres ersetzen. Nun hat Augustus seit Ausbruch des pannonisch-dalmatischen Krieges die römische Armee um beinahe die Hälfte, um mehr als ein Drittel

ihres bisherigen Standes vermehrt; er hat neben den bisher bestehenden 18 Legionen noch acht neue gebildet. Man ging dabei, soweit es thunlich war, in der Art zu Werke, daß man womöglich aus den älteren Garnisonen möglichst viele alte Truppen herauszog, dieselben nach Pannonien schickte, dafür die neuen Legionen in die zur Zeit ruhigen Grenzquartiere verlegte. In Deutschland treffen wir nachher im Jahre 9 n. Chr. drei dieser neugebildeten Legionen (die Legionen XVII., XVIII. und XIX.). Wahrscheinlich haben nun während des pannonischen Krieges, beziehungsweise seit dem siebenten Jahre n. Chr. nur fünf Legionen am Rhein gestanden. Da während dieses Krieges 15 Legionen durchaus an das Land zwischen Italien, der Donau, dem Balkan und der Czernagora gefesselt waren, so konnte man den Rhein schwerlich noch stärker besetzen; blieben doch auch so nur noch sechs Legionen für die ungeheure Grenze des Orients, für Afrika und Spanien übrig.

Sentius nun hat wahrscheinlich die Aufgabe gehabt, für den Rhein jene drei neuen Legionen zu bilden oder die neu ankommenden dort einzuschulen. Er selbst mag im Sommer des Jahres 7 n. Chr. zur Zeit der Hochfluth des Krieges an der Drau und Sawe, endlich auch in Pannonien oder Dalmatien verwendet worden sein. Wahrscheinlich aber kam er dann aus Deutschland auch in Begleitung deutscher Auxiliaren. Die Verwaltung des Sentius hatte sehr entschieden zur Förderung der Romanisirung der deutschen Stämme beigetragen. Die wackere und biedere Art des Legaten, sein zugleich

glänzendes und leutselig heiteres Auftreten, seine Gewandtheit sich in die deutsche Volksart zu finden, hatte ihn bei den Germanen sehr populär gemacht. Es war ihm gelungen, diesen kraftvollen Menschen den vollen Geschmack beizubringen an jener römischen Civilisation, die ihnen seit Jahren immer näher gekommen war. Er verstand es vortrefflich, Sitte und Brauch des trefflichen Volkes unangetastet zu lassen und doch eine Brücke zu schlagen zwischen romanischen Formen und deutscher frischer Waldursprünglichkeit. Namentlich aber wußte er es mit aller Feinheit zu befördern, daß der junge Adel des Landes sich in die römische Kriegsschule begab. Wahrscheinlich Sentius ist es gewesen, der zwei der mächtigsten Cheruskischen Familien auf verschiedene Weise fest an die Sache der Römer kettete. Bei diesem starken deutschen Volke nemlich waren zu jener Zeit vorzugsweise angesehen der Häuptling Segest, und dann wieder die Familie des Häuptlings Segimer (Siegmar). Segest eignete sich vorzugsweise dazu, in der Art wie die Römer das so gern beförderten, der Führer einer römischen Partei in seinem Volke zu werden. Segest war, so scheint es, ein Mann, wie deren auch wieder in unserem Jahrhundert Deutschland namentlich vor der Niederlage Napoleons des Ersten in Rußland gar viele gesehen hat; im Alterthum mag man ihn mit dem jüdischen Fürsten Herodes Agrippa zur Zeit des großen Aufstandes der Juden gegen die Römer unter Nero vergleichen. Segestes hatte offenbar von der Macht, Größe und Unwiderstehlichkeit der Römer einen so überwältigenden Eindruck bekommen, daß er jeden Gedanken an

weitere Gegenwehr der Deutschen gegen die römischen Waffen für helle Thorheit, innigen Anschluß der Cherusker an die Römer für ebenso weise und wohlthätige als nothwendige Politik ansah. Diesem Häuptling verlieh denn auch der Kaiser das römische Bürgerrecht; und es war sehr in seinem Sinne, daß eines seiner Kinder, sein Sohn Segimund (Siegmund) bei dem zu Cöln, in oder bei der Hauptstadt der Ubier, damals bereits bestehenden Altar und Kult des Augustus als Priester dienen sollte: eine Ehre, die dem Jüngling im J. 9 n. Chr. wirklich zu Theil geworden ist. Das Haus Segimer dagegen wurde auf andere Weise gewonnen. Diese Familie war entschieden kriegerischer. Hier galt es, den alten grimmigen Haudegen Inguiomer (Ingomar, Hinkmar), Segimers Bruder, der bei seinem Volke großes Ansehen besaß, der den Römern selber imponirte, durch feine Schmeichelei zu gewinnen. Namentlich aber gelang es, die schönen und kraftvollen Söhne Segimers zum Eintritt in den römischen Kriegsdienst zu bewegen. Das war der jugendliche Flavius oder vielmehr Flavus (Blondel), wie ihn die Römer ob seiner blonden Locken genannt haben werden, und der gewaltige Arminius, — (ein Name den man gern, aber fälschlich mit Hermann wiedergegeben hat.) Vielleicht hatten die Jünglinge schon im Jahre 5 n. Chr. den Zug des Tiberius nach der Elbe mitgemacht; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Sentius sie bewog, als Führer deutscher Auxiliaren (vielleicht mit ihm) im Jahre 7 n. Chr. nach Pannonien und Dalmatien zu ziehen.

Jedenfalls war Niederdeutschland bis über die Weser hinaus damals durch alle Einwirkungen römischer Civilisation und feinster Politik, namentlich auf die mächtigeren Klassen des Volkes, derart gewonnen, der unruhige Sinn der Germanen schien derart eingeschläfert zu sein, daß Augustus es nunmehr glaubte wagen zu dürfen, dem neugewonnenen überrheinischen Deutschland die regelmäßige Form einer römischen Provinz zu geben. Vermuthlich seit dem Sommer des siebenten Jahres nach Chr. Geb. wurde nach des Sentius Abmarsch vom Rhein die Einrichtung und Verwaltung der neuen Provinz einem reichen und vornehmen, dem palatinischen Hofe nahe stehenden Manne übertragen. Es war Publius Quintilius Varus, der mit Claudia Pulchra, (Tochter des M. Valerius Messala Barbatus Appianus und der älteren Marcella, — [einer Tochter von Augusts Schwester Octavia aus ihrer ersten Ehe mit Gajus Claudius Marcellus,] —,) verheirathet, und dessen Sohn mit einer Tochter des Germanikus verlobt war. Wie geraume Zeit zuvor Sentius, so hatte Varus während der letzten Jahre die Provinz Syrien verwaltet, lange zuvor aber, nemlich in dem J. 13 v. Chr., gerade als Drusus die Eroberung der neuen Provinz Germania einleitete, zusammen mit Tiberius das Consulat geführt. Als zweiter im Commando begleitete L. Nonius Asprenas, ein Schwestersohn des Varus, den neuen Gebieter der Rheinarmee und der Germanen nach Deutschland. Alle Nachrichten nun, die Augustus auch von dem neuen Statthalter aus Deutschland erhielt, lauteten so günstig wie möglich; und das setzte sich nun

auch während des Frühlings und des Sommers 9 n. Chr. ununterbrochen und in erhöhtem Maaße fort.

Dazu gestaltete sich die Lage der Dinge in Dalmatien fortdauernd beruhigender. Der Prinz Germanicus hatte anfangs eine Reihe dalmatischer Bergfestungen erobert. In der Mitte des Sommers war auch Tiberius wieder in Dalmatien erschienen; nun hatten drei Colonnen das Land zugleich durchzogen. Im September des Jahres 9 n. Chr. waren endlich die letzten Stützpunkte der großen Rebellion gefallen; es blieb nur noch übrig, die polizeiliche Sicherheit des Landes überall herzustellen. Germanicus konnte in der Mitte des Septembers die große Siegesbotschaft nach Rom bringen.

In Rom war man entzückt. Der furchtbare Krieg war zu Ende; die breite Landmasse zwischen den julischen und dinarischen Alpen und der Donau war endlich dem Reiche für immer gesichert. Freilich war man mit Steuern neu beschwert, freilich war die Armee gewaltig vergrößert worden; aber nun war doch wieder der goldene Friede da, Italien gesichert. Das Reich hatte wieder zahlreiche tüchtige Heerführer erprobt. Tiberius hatte sich als vorsichtiger, das Wohl der Armee nie außer Augen lassender, glücklicher Feldherr, als trefflicher Diplomat abermals ausgezeichnet bewährt. Und wer in Rom nur mit Widerwillen dem finstern, verschlossenen, ungeselligen Prinzen diese Anerkennung zollte, der war dafür entzückt über die prächtige neue Feldherrnerscheinung des jungen Germanicus, der dem römischen Volke den unvergessenen Drusus ersetzen zu sollen schien. Daher stürzte sich denn jetzt ganz Rom in einen Taumel der

Freude. Der Senat beschloß für Augustus, für Tiberius, für Germanicus, (der die Auszeichnung der „triumphalischen Ehrenzeichen“ empfing), die glänzendsten Ehrenbezeugungen. Die üppige Welthauptstadt aber schickte sich an, sich in einer Reihe prunkvoller Siegesfeste zu berauschen.

Da — Germanicus war nur erst seit fünf Tagen in Rom — da trugen die Eilboten des Reiches eine Botschaft vom Rhein nach der kaiserlichen Hofburg in Rom: eine Botschaft, die wie ein dämonischer Schrei hinein gellte in den Siegesjubel; eine Botschaft, vor der dem greisen Weltherrscher die Knie schlotterten, vor der die Wangen der Veteranen in Rom erbleichten, und alle Freude sich in tödtliches Entsetzen verkehrte. Es war die schreckliche Nachricht: Quintilius Varus ist todt! Der junge Cheruskerherzog Arminius hat die ganze niederrheinische Armee im Teutoburger Walde bis auf den letzten Mann vernichtet!

## Fünftes Kapitel.

### Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Die furchtbare Botschaft war nur allzu wahr! Die ersten Nachrichten und Gerüchte hatten nur wenig übertrieben. Rom mußte sich in tiefe Trauer hüllen und eine Niederlage in seinen Annalen verzeichnen, wie man sie nicht mehr erfahren hatte seit dem Schreckenstage, wo die Parthischen Geschwader den alten Crassus auf der mesopotamischen Steppe so schwer und schmachvoll getroffen hatten. Am tiefsten aber mußte der Kaiser selbst trauern; denn auf ihn persönlich fiel diesmal der schwerste Theil der Verschuldung.

Es war immerhin eine gewagte Sache gewesen, schon jetzt die deutschen Völker in die Formen einer römischen Provinz zwängen zu wollen. Aber dieser Versuch war dadurch geradezu gefahrvoll geworden, daß Augustus, — was ihm nur sehr selten begegnet ist, — sich in seinem neuen Legaten für Deutschland in ebenso gründlicher wie verhängnißvoller Weise vergriffen hatte. Es ist freilich wahr, der neue Statthalter erhielt bei seinem Abgang nach dem zur Provinz zu gestaltenden Lande eine bindende Instruktion. Allein, diese Instruktion konnte doch immer nur die allgemeinen Grundzüge des einzuhaltenden Verfahrens vorzeichnen; das

Beste, die Ausführung im Detail, die Einordnung der Einzelheiten in den neuen Rahmen, die Ausgleichung der bisherigen Zustände mit der neuen Ordnung der Dinge mußte doch immer dem Statthalter selbst überlassen bleiben. Und gerade für die noch so neuen, so fremdartigen germanischen Verhältnisse und deren Hinüberleitung in die römischen Geleise kam auf die Persönlichkeit des neuen Statthalters geradezu Alles an. Der neue Statthalter mußte vor Allem den deutschen Recken als tüchtiger Soldat imponiren; er mußte ein offenes Auge, einen scharfen Verstand, aber auch eine gewisse innere Sympathie mit den Germanen, diesem jüngsten Gliede der römischen Unterthanenschaft besitzen. Und nicht genug dieses Volkes Natur und Charakter zu verstehen, seine edlen und herrlichen, wie seine schwachen und gefährlichen Züge zu begreifen: der neue Statthalter mußte mit ebenso feiner wie fester Hand die schwierige, ihm übertragene Aufgabe durchführen, eher zu schonend als zu rasch mit der Romanisirung Germaniens vorschreiten, wenn er wirklich den rechten Interessen des Reiches dienen wollte.

In allen diesen Punkten nun war Quintilius Varus der wenigst geeignete Mann, den Augustus in der That nur in einer sehr schwachen Stunde zum Legaten für Deutschland bestimmt haben kann. Zunächst konnte den kräftigen Völkern des deutschen Nordens, die als ihre Besieger und neue Herren so gewaltige Feldherren wie Drusus, Tiberius, Sentius gesehen hatten, ein Mann nur wenig imponiren, wie dieser schon körperlich so schwerfällige, unbeholfene Varus, der eigentlich

nur dem Namen nach ein Soldat und Heerführer war. Ueberhaupt aber besaß Varus nur sehr subalterne Fähigkeiten. Wahrscheinlich ganz gut im Stande, unter dem Commando eines Oberfeldherrn eine oder zwei Legionen zu führen, oder als routinirter Großbeamter die Verwaltung einer alten Provinz zu leiten, wo ein überliefertes, unverändertes Herkommen und eine geschulte Beamtenschaft für ihn arbeitete, — war dieser Quintilius Varus durchaus nicht dazu berufen, das Werk des Sentius Saturninus zu vollenden.

Freilich war dieser Statthalter durchaus kein grausamer Mensch, im Gegentheil stand seine bequeme Gutmüthigkeit und persönliche Milde außer Frage. Auch die Habsucht, die ihm in starken Ausdrücken vorgeworfen wird, überschritt wohl kaum das bei den allezeit habgierigen römischen Durchschnitts-Aristokraten in dieser Richtung übliche Maaß schlimmer Gewohnheit allzu bedeutend. Aber dieser Varus war ein Mann von durchaus engem Horizonte. Derber ausgedrückt, er war ein durchaus beschränkter Mensch, der aber mit dieser Beschränktheit und diesem Mangel an geistigen Hülfsmitteln zugleich einen blinden Hochmuth, eine dünkelhafte Ueberschätzung seiner Einsicht, und unter Umständen einen hartnäckigen Eigensinn verband, der ihm schließlich denn auch tödtlich geworden ist. Es liegt auf der Hand, daß gerade ein solcher Mann durchaus nicht im Stande war, die Germanen, die zu ergründen den romanischen Menschen zu allen Zeiten so schwer geworden ist, richtig zu beurtheilen, recht zu würdigen und demgemäß entsprechend zu behandeln.

Varus hat denn auch von Anfang an den ungeheuren Unterschied zwischen einer alten, seit unvordenklichen Zeiten durch die Hände erobernder Machthaber aller Zungen gegangenen Provinz wie Syrien, und dem jungfräulichen deutschen Wald-, Berg- und Wiesenland: den ungeheuren Unterschied zwischen dem uralten, an Despotismus jeder Art gewöhnten, in der Regel schlaffen syrischen Volke und dem jugendfrischen, kraftstrotzenden, freiheitsliebenden, stolzen Bauernvolke zwischen Rhein und Harz gar nicht verstanden. Es fiel ihm gar nicht ein, daß Augustus die Einführung der Provinzialformen doch vielleicht zu früh angeordnet haben könnte. Er dachte gar nicht daran, daß nur der Weg des Sentius, der die Deutschen unmerklich aber sicher romanisirt, sich aber an ihren Sitten, an ihrem Recht und ihrem Brauch nicht vergriffen hatte, zur Zeit noch der richtige war. Er hielt es für ganz selbstverständlich, daß diese deutschen Männer, die mit Behagen römisches Bürgerrecht, Ehrentitel und Ehrenzeichen annahmen, deren rothwangige Jugend so gern heute in die römischen Auxiliarkohorten eintrat, morgen auf der Wiese vor der nächsten Rheinfestung oder bei Aliso, oder vor den Thoren eines römischen Uebungslagers mit den italischen Krämern um einen Helm, ein Schmuckstück, ein Kleid, einen Topf feilschte; daß diese Germanen, die so leicht die lateinische Sprache sich schon damals anzueignen verstanden, nun auch mit den römischen Staatsformen bedacht würden, in denen sich damals die gesammte Culturwelt bewegte. Daß die einfache unmittelbare Uebertragung dieser Formen auf die damaligen Deutschen dasselbe war, wie der Beginn

eines Hausbaues mit dem Dache, begriff er nicht, sah er nicht.

So wurden denn, während Varus nach der durch Tiberius eingeführten Praxis Aliso zum Mittelpunkt und Hauptquartier der neuen Provinz machte, wo man auch während des Winters blieb, namentlich jene beiden Momente in Norddeutschland zur Geltung gebracht, die nothwendig zum Wesen einer römischen Provinz dieser Zeit gehörten, nemlich die römische Besteuerung und — da man hier nicht, wie in den griechischen Ländern, auf eine auch in den Augen der Römer zu respektirende Rechtsverfassung traf, — die römische Jurisdiction. Beides wirkte nothwendig höchst erbitternd auf die Germanen ein. Regelmäßige Steuern pflegten die Germanen bis dahin noch gar nicht zu zahlen; auch die Abgaben an ihre Häuptlinge trugen noch lange den Charakter freiwilliger Geschenke. Steuern oder Tribute, wenn sie den Charakter des seiner Zeit durch Drusus den Friesen (S. 80.) auferlegten überschritten, mußten natürlich unangenehm genug empfunden werden, namentlich wenn sie etwa willkürlich und ohne milde Bemessung der Leistungsfähigkeit der Stämme eingeführt wurden. Indessen mochte man sich doch allenfalls in diese Neuerung finden. Hatte aber der freie deutsche Mann und hatten seine Häuptlinge bisher das Bündniß mit Rom und den Dienst für Rom, — beides Dinge, die sie namentlich auch aus Abneigung gegen feindliche Nachbarstämme oft gar nicht ungern übernommen hatten, — für durchaus ehrenvoll gehalten: so belehrte sie die römische Jurisdiction nunmehr, daß Rom sie zu seinen

Unterthanen machen wollte, so wie die Kelten, deren Jammer über das römische Finanzwesen sie nun auch verstehen lernten. Die Einführung des römischen Rechts in Deutschland hat nachmals noch bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein merkwürdige Zuckungen hervorgerufen. Zur Zeit des Varus aber bedeutete das für die Germanen soviel wie eine sociale Revolution. Varus that damit einen Schritt, wie ihn bis auf das Jahr 1870 noch alle Gegner Deutschlands furchtbar haben bezahlen müssen. Wer es je als Gegner versucht hat, das Heiligthum deutscher Familie, deutschen Gewissens, deutscher Ehre, deutscher Sitte mit täppischer Faust anzutasten, dem gelang es stets, zornige und schreckliche Aufwallungen der Nation gegen sich heraufzubeschwören. Und Varus war jetzt der Erste, dem diese Erfahrung beschieden war.

Die völlig unvermittelte Einführung der römischen Jurisdiction in Deutschland war für die Germanen ein Umsturz uralten Herkommens, uralt geheiligter Sitte und Brauches. Und während nun die Häuptlinge und Gemeindevorsteher ihre alte Stellung durch das Eindringen der römischen Beamten, durch die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten vor dem Forum des Statthalters tief erschüttert und beeinträchtigt sahen, wurden dem Volke die Folgen der neuen Einrichtungen in noch ganz anderer Weise sehr empfindlich fühlbar. Die Sache begann auf der einen Seite wahrscheinlich mit den civilrechtlichen Streitigkeiten zwischen römischen Geschäftsleuten aller Art im Schweife der Legionen und ihren deutschen Gegenparteien; bis man sich den Weg zur Jurisdiktion auch

zwischen Deutschen und Deutschen bahnte. Wir haben keine Veranlassung anzunehmen, daß etwa die Römer damals bewußte Ungerechtigkeiten gegen die deutschen Bauern verübt hätten. Aber die Germanen wurden sehr natürlich bald mißtrauisch gegen die ihnen völlig fremden Rechtsformen; der Rechtsgang erschien ihnen umständlich und schleppend; sie wurden erbittert, wenn die Römer, die oft genug über diese oder jene Frage ganz andere Rechtsanschauungen, ganz andere logische Voraussetzungen als die Germanen in ihrem Gewohnheitsrechte ausgebildet hatten, Entscheidungen aussprachen, die den Rechtsbegriffen der Deutschen geradezu ins Gesicht schlugen. Solche Momente sind es namentlich gewesen, die den glühenden Haß der Germanen reifen ließen gegen die römischen *Sachwalter*. Man fand bald aus, welchen Einfluß das Plaidoyer der römischen Rechtsgelehrten auf die Entscheidung des Richters ausübte. Die verhaßten Zungen dieser Männer waren es, die nach der naiv-brutalen Meinung des gemeinen Mannes dieser (und aller) Zeiten Recht in Unrecht verkehrten und „so manchen ins Unglück brachten"; sie waren die lebendigen Gestalten, in denen man aber auch das verhaßte römische Rechtswesen persönlich fassen konnte. Auf der andern Seite war den Germanen bis zur Empörung empfindlich die Art, wie Varus die Criminaljustiz ausübte. Jetzt begriff auch der Germane den Schauder und den Widerwillen anderer den Römern unterworfener Völker gegen die berüchtigten „Ruthen und Beile" der römischen Statthalter. Leib und Leben der freien Germanen war bisher durch uraltes Herkommen in Stamm, Gau und Gemeinde

wohl geschützt gewesen. Die Todesstrafe war sehr selten; sie war wesentlich gegen Landesverrath, Feigheit bei Kriegsläuften, oder sonst gegen schmutzige Gemeinheit gerichtet, und wurde nur durch Ausspruch der freien Volksversammlung verhängt. Schläge dagegen wurden wohl überhaupt nur im Kriege verhängt; wie aber Leib- und Lebensstrafen für Verletzung des „Gau- und Dingfriedens“ unter den Gesichtspunkt von Opfer und Sühne fielen, so wurde die Exekution der Strafe oder des Sühnopfers unter die Leitung des Priesters gestellt; auch Schläge erfolgten so „gleichsam auf der Gottheit Befehl.“ Bei solchen Gebräuchen begreift es sich, wie entsetzt die Deutschen sein mußten, als jetzt um geringer Vergehen willen auf Befehl des fremden Statthalters die Liktoren freie deutsche Männer mit ihren Ruthen schlugen, also Körperstrafen vollzogen, die nach germanischer Auffassung die Betroffenen für das ganze Leben beschimpften; mehr noch als nun auch die Häupter mancher deutschen Männer durch das römische Beil gefällt wurden.

In solcher Weise säete Varus, ohne es zu ahnen und zu begreifen, weit und breit, wohin er seine Station verlegte, schwere Unzufriedenheit. Persönlicher Uebermuth und brutales Auftreten einzelner Beamten und Soldaten mag noch außerdem in einzelnen Fällen Unwillen erweckt, Varus selbst in seiner täppischen Weise wider Willen durch Ungeschick oder Taktlosigkeit manchen Häuptling bitter verletzt haben. Nichtsdestoweniger fand der Legat nirgends Widerstand und konnte die schönsten Depeschen nach Rom schicken. Die Sache war einfach genug. Nicht davon zu reden, daß es doch auch manchen

Germanen gab, der bei dem neuen Rechtsverfahren (natürlich von der Criminaljustiz abgesehn) gewann: bei diesem überall zerstreut wohnenden Bauernvolke, dessen Massen noch keine städtischen Mittelpunkte mit einem leicht zu entzündenden großen Haufen hatten, drang die Kunde von dem neuen Beginnen nur erst allmählich durch. Es verging geraume Zeit, bis immer mehr sich häufende Fälle von unbegreiflichen Rechtsentscheidungen, von empörenden Verurtheilungen freier Männer zu Schlägen oder zum Tode in jedem Dorfe und auf jedem Hofe zwischen dem Rhein und dem Harz grimmigen Zorn und jene nachhaltige Gluth des Hasses entzündet hatten, die bei der Art dieser norddeutschen Menschen lange verborgen fortglimmte, um endlich mit Einem furchtbaren Ruck als glühende Lohe Alles vernichtend emporzulodern. Aller Ingrimm mußte aber zunächst in bittern Worten unter Freunden, Gau- und Stammesgenossen sich austoben. An bewaffneten Widerstand konnte kein Gau und kein Stamm denken; stand doch Varus regelmäßig mit drei Legionen mitten im Herzen des Landes; mit diesen Römern, denen seit der Schlacht von Arbalo kein deutsches Aufgebot hatte Stand halten können. Sollten die Römer bezwungen werden können, so brauchte man dazu die Verbindung vieler Stämme und einen tüchtigen Führer. Aber wie sollte man den finden? Der Häuptlinge hatte man allerdings viele; und gerade sie empfanden die neue Wendung der Dinge tief und schmerzlich. Aber es gab bis jetzt noch keinen, der Ansehn und Talent genug gehabt hätte, die norddeutschen Völker gegen Rom aufzuregen, zu vereinigen, sie endlich

als Herzog zu führen. Ueberdem waren gar manche dieser Männer durch das bunte Treiben im römischen Lager gelockt und berauscht; noch andere waren durch ihre Pflichten gegen Rom gefesselt. Auch solche Männer, die nicht, wie Segest und der ampsivarische Fürst Bojocalus völlig für Rom eingenommen waren, sahen sich jetzt in den schweren Conflikt gestürzt zwischen ihrer Liebe zu dem Vaterlande und der Mannentreue gegen den römischen Imperator. Da endlich erschien unter den Germanen der junge herrliche Held, den eine höhere Macht zu dem Befreier unseres Vaterlandes von dem Joche der Römer berufen hatte. Es war der junge Cheruskische Häuptling Arminius.

Das blendend helle geschichtliche Licht, welches über die älteren Zeiten des römischen Kaiserthums ausgegossen ist, kommt auch den Heldenkämpfen Armins gegen die Römer im hohen Grade zu Gute; so sehr daß die Umrisse der kolossalen Gestalt dieses Arminius nicht einmal durch den blauen Dämmernebel der Sage getrübt oder verwischt sind. Trotzdem bleibt leider für uns die innere Entwicklung dieses großen Mannes ein ungelöstes Problem. Wir wissen wohl, daß dieser Sohn des Häuptlings Segimer im J. 17 oder 16 v. Chr. geboren, daß er von Kindheit auf Zeuge der gewaltigen Kämpfe der Römer gegen die Unabhängigkeit der Germanen gewesen ist. Wir wissen auch, daß er so wie sein Bruder Flavus unter dem Oberbefehl römischer Heerführer seine Kriegsschule gemacht, im römischen Heerlager selbst Kriegskunst und Politik, Charakter und Sinnesweise der Römer jener Zeit kennen gelernt, daß

er endlich ob seiner hervorragenden Persönlichkeit und ausgezeichneten Kriegstüchtigkeit römisches Bürgerrecht und römische Ritterwürde erlangt hatte. Es ist uns in hohem Grade wahrscheinlich, daß er (S. 161.) als Führer einer norddeutschen Hülfstruppe den pannonisch-dalmatischen Krieg mit durchgefochten hat; dann lernte er unter der Oberleitung des Tiberius und an der Seite seines spätern großen Feindes Germanicus auf den Kulpawiesen und in dem Duab der Drau und Sawe, in den Thalschluchten der Narenta und vor den Felsennestern der dinarischen Alpen die römische Kriegführung im großartigsten Style kennen, und kehrte wahrscheinlich nach der zu Ende des achten Jahres n. Chr. erfolgten Unterwerfung Pannoniens nach Hause zurück.

Die Hauptsache bleibt uns aber doch verborgen. Was ist es gewesen, das den kaum erst 26jährigen jungen römischen Ritter sofort zu dem berufenen Helden der deutschen Nation gemacht hat? Hat eine schwere persönliche Erfahrung ihn im fernen romanischen Süden belehrt, daß seine römische Ehrenkette doch nur eine vergoldete Fessel war? Hat der Anblick des zertretenen Pannoniens, hat die Bekanntschaft mit den Menschen, gegen die er seine Geschwader für Rom ins Gefecht führte, ihm gezeigt, was römische Herrschaft über „Barbaren" in Wahrheit zu bedeuten hatte? Oder enthüllte ihm erst der Zustand seiner deutschen Heimath unter Varus jäh das Ziel der römischen Politik in Deutschland? — Das Alles bleibt uns verborgen. Wir wissen nicht, war die schneidende Bitterkeit, die alle seine Reden athmen, sobald es sich um Rom und Römer

und römisches Wesen handelt, der rauhe Ausdruck eines inneren Conflikts in seiner Seele, sei es des Kampfes mit dem Zauber des italischen Wesens, das auch ihn so lange gefesselt hatte, sei es das Gefühl des Widerstreites der höheren Pflicht gegen sein Volk mit der Treue gegen den Imperator, die er nun um des Vaterlandes willen brechen mußte; oder war sie der scharfe Nachhall herzvergiftender Enttäuschung, die er unter den Römern erfahren?

Das Alles wissen wir nicht. Aber desto klarer tritt uns seine gewaltige Persönlichkeit entgegen, sobald er unter den Römern und den deutschen Häuptlingen an der Weser erscheint. Dieser Armin war eine geniale Natur der großartigsten Gestalt. In der vollen Blüthe des Jünglingsalters an Kraft, Einsicht und Feldherrnweisheit bereits hoch entwickelt wie ein gereifter Mann, denkt er an keine Copie des Cäsarenthums wie sein Zeitgenosse Marbod. Eine echt norddeutsche Kernnatur, wurzelt dieser Armin, wie die stolze, königliche Eiche seiner heimathlichen Waldgebirge tief und sicher in ihrem Felsenboden, mit seiner ganzen sittlichen Kraft in seinem Volke. Aber wie er mit dem Instinkt des Genie's die Stärke und die Schwächen der Römer erkannte, wie er die schwere Kunst gelernt hat, zugleich dem deutschen Wesen gerecht zu werden und die römische Schule für seine Germanen nutzbar zu machen: so ragt er mit seiner Begabung als deutscher Feldherr, ja selbst als Politiker, mit seiner unvergleichlichen Kunst, die Massen zu entflammen, an sich zu fesseln und in der schwierigsten Lage zusammenzuhalten, nicht bloß himmelweit

empor über alle seine deutschen Zeitgenossen, sondern auch über die meisten seiner Nachfolger. Denn seines Gleichen hat die deutsche Vorzeit erst dann wieder gesehen, als Männer wie Alarich und Stilicho, Chlodwig und Dietrich von Bern ihren ehernen Gang durch die Geschichte antraten.

Freilich, die krystallklare Siegfriedsnatur, die sich eine phantastische Betrachtung der altdeutschen Geschichte so gern in diesem Manne gedacht hat, dürfen wir bei diesem Armin nicht suchen. Die norddeutsche Schönheit und die mächtige Hünengestalt allerdings theilt er mit dem Siegfried der Heldensage; auch an heiterer Schlachtenfreudigkeit und martialischem Humor erinnert er an manche Lieblingsgestalten der deutschen Heldenlieder. Aber, wie wir sicherlich, um das wahre Bild seiner späteren Gemahlin Thusnelda zu gewinnen, derselben nicht bloß die blonde Schönheit und den sanften Reiz der sächsischen Mathilde zuschreiben, sondern auch die Züge suchen müssen, die an eine Chriemhilde, oder doch an die herbe Art der burgundischen Klotilde, der schwäbischen Hedwig erinnern: so zeigt Armin doch auch Züge, die mehr an den „grimmen Hagen“ gemahnen. Um ganz historisch zu sprechen: Armin erscheint uns als der erste deutsche Kriegsfürst des Nordens, bei dem der trotzige Instinkt für volle Unabhängigkeit zu energischer, vollbewußter Vaterlandsliebe entwickelt, bei dem uns die wilde Berserkerwuth des kampfbegierigen Recken, die ungestüme, blind voranstürmende Tapferkeit des altgermanischen Herzogs zu besonnenem Heldenmuth und echter Feldherrngröße veredelt entgegentritt. Aber in

dem Kampfe der List erinnert er auch an mehr als einen jener Germanen der Völkerwanderung, an den Höfen von Constantinopel und Ravenna, die den Römern so sehr gefährlich wurden, weil sie auch dann noch, wenn sie täuschen wollten, die Methode und die Manieren treuherziger Biederkeit mit gefährlicher Naturwahrheit festzuhalten verstanden.

Als nun dieser Armin (wohl zu Anfang des neunten Jahres n. Chr.) aus Pannonien nach seiner cheruskischen Heimath zurückkehrte, wurde er, der an Körper und mehr noch an Geist alle seine Umgebungen so sehr weit übertraf, — sobald man seine wahren Gesinnungen gegen die Römer erkannt hatte, trotz seiner Jugend sofort das natürliche Haupt aller Germanen, die das Joch der Römer verabscheuten.

Natürlich wurde der Gedanke sogleich erwogen, den Kampf mit den Römern wieder zu eröffnen. Nun aber war es namentlich dem Armin vollkommen klar, daß man Alles vermeiden mußte, was den Römern bequeme Gelegenheit zu neuen und leichten kriegerischen Triumphen über die Germanen gegeben hätte. Vereinzelte Erhebungen und offene Schlachten auf einem für die Römer günstigen Terrain würden nur die deutsche Bauernjugend ganz unnütz den Römern auf die Schlachtbank geliefert haben. Es kam vor Allem darauf an, eine möglichst ausgedehnte Volkserhebung ins Werk zu setzen, die Römer möglichst vollständig in Sicherheit zu wiegen, endlich den Kampf da zu eröffnen, wo es den Germanen paßte und nicht den Römern.

Um dieses Ziel zu erreichen, hat nun Arminius die Römer und namentlich den Quintilius Varus mit wahrhaft vollendeter List umgarnt; mit einer Schlauheit, die freilich sehr deutlich zeigt, welch' eine Schule Armin bei den Römern durchgemacht hatte. Es ist vor Allem charakteristisch, daß die Erhebung der Deutschen gegen die Römer zum großen Theile in dem eigenen Heerlager des Varus vorbereitet, von hier aus geleitet wurde. Es war nur natürlich und sachgemäß, daß die Römer darauf hielten, die meisten der deutschen Häuptlinge in dem Lager des Statthalters versammelt zu sehen, welches sich, wenn die Winterquartiere zu Aliso beendet waren, in der besseren Jahreszeit als „Sommerlager" je nach Umständen an passenden Punkten der neuen Provinz befand. Es verstand sich nun von selbst, daß gerade Armin am Hoflager des Legaten mit besonderem Wohlwollen und mit raschem Zutrauen aufgenommen wurde. Dieselben Eigenschaften, die ihn den Deutschen lieb machten, seine Schönheit, sein kriegerisches Ungestüm, sein rasches und entschlossenes Wesen, seine Geistesgegenwart, seine rastlose Thätigkeit, sein scharfer, rasch auffassender Verstand und sein feuriger Geist, sowie seine Fähigkeit zu schnellem Handeln machten ihn auch den Römern werth. Und bei diesen empfahl ihn noch mehr seine neue Eigenschaft als römischer Bürger und Ritter; die Bildung, die er sich gewandt angeeignet, und sicherlich auch die Fertigkeit, die er im Gebrauch der lateinischen Sprache besaß. So gewann Armin das Vertrauen und das Ohr des Varus, den er dann, (was nur falscher deutscher Patriotismus gegenüber

allen Angaben der sichersten Gewährsmänner bestreiten kann,) systematisch umgarnt hat.

Die mit Armin einverstandenen deutschen Häuptlinge nemlich arbeiteten auf der einen Seite dahin, den römischen Statthalter vollkommen sicher zu machen. Wo noch irgendwie Trotz oder Widerspruch gegen die neuen römischen Einrichtungen bestand, mußte nachgegeben werden; man scheint selbst geflissentlich überall den Liebhabereien des Varus entgegengekommen zu sein, der sich tief in den deutschen Wiesen und Wäldern, „wie als ob er auf dem römischen Forum arbeitete,“ mit immer größerem Behagen seiner Liebhaberei an richterlichen Entscheidungen hingeben konnte. Man mag es verstehen, wie dieser Varus in diesem verhängnißvollen Sommer im Stande war, immer wohllautendere Depeschen nach Rom zu schicken, die den Kaiser immer mehr überzeugen mußten, wie gut er daran gethan, diesen gewiegten Geschäftsmann als seinen Statthalter nach Deutschland zu schicken. Die deutschen Häuptlinge hatten endlich den Varus beredet, in diesem Sommer einen Schritt zu wagen, der bis dahin noch nicht versucht worden war: nemlich das Sommerlager nach dem Inneren des Cheruskerlandes, an die Weser zu verlegen. Nun war allerdings höchst wahrscheinlich während der letzten Jahre (seit Ankunft des Tiberius am Rhein) die von Vetera ausgehende römische Militärstraße noch über Aliso hinaus bis zur Weser verlängert worden; nemlich von Aliso durch den bekannten, den Lippischen Wald tief durchschneidenden Dörenpaß bis zu der beherrschenden Stellung des jetzigen Rehme mit

Einschluß der sogenannten Porta Westphalica. Trotzdem war es immer eine gewagte Sache, nicht mit der Armee allein, sondern auch mit einem großen Trosse von Civilpersonen aller Art, mit vielen Weibern und Kindern, ein Sommerlager an der Weser aufzuschlagen, wo man für den doch möglichen Fall eines Kampfes durch diesen Schwarm aufgehalten, weit von Aliso entfernt, von dieser Festung noch dazu durch die Wildnisse der Wesergebirge, des Teutoburger Waldes, getrennt war. Varus scheint sein Lager noch dazu von dem Endpunkte der Heerstraße entfernt, höher aufwärts an der Weser, bei dem jetzigen Vlotho oder Rinteln aufgeschlagen zu haben.

Hier setzte Varus seine gewohnte Arbeit mit erhöhtem Behagen fort. Es konnte nicht fehlen, daß kühlere Beobachter unter seiner Umgebung, denen die merkwürdige Fügsamkeit der Germanen, das Verschwinden jedes Widerstandes gegen Neuerungen, die sonst die Provinzialen zuerst überall nur murrend aufnahmen, auffiel, Verdacht schöpften. Mehr als ein kluger Offizier mag aus Zeichen, die uns nicht mehr bekannt sind, die Ueberzeugung gewonnen oder mindestens die Ahnung erhalten haben, daß das unmöglich mit rechten Dingen zugehen könne, daß doch hinter der allzuruhigen Oberfläche ein ungeheures Unheil für die Römer lauere. Aber gegen solche Warnungen war Varus taub. Er war durch Armin, der wohl selbst an seinem Tische speiste, so bezaubert; er hielt diese einfachen, gutmüthigen Deutschen für viel zu harmlos oder auch wohl für zu unbedeutend, als daß sie sich mit Verrath oder mit dem Gedanken des Angriffs auf drei römische Legionen tragen könnten. Mit

eigensinnigem Beharren auf seiner überlegenen Einsicht wies er jede zur Vorsicht mahnende Stimme zurück; er wollte von „Verleumdern" oder von „unzeitiger Aengstlichkeit" nichts wissen. Zuletzt wurde er so unbesonnen, daß er sogar sein Heer schwächte. Zum Theil mit auf listigen Rath der verschworenen deutschen Fürsten, zerstreute er kleinere Abtheilungen in der Landschaft, bald um Räuber zu verfolgen, bald um einzelne Plätze zu decken, bald um Zufuhren zu schützen.

So näherte sich der Sommer des Jahres 9 n. Chr. allmählich seinem Ende. Bereits hatte die stille Arbeit Armins und seiner Freunde das gesammte rache- und freiheitsdurstige Volk des größten Theiles der Istävonen und der Cherusker zu einem festen Kriegsbündniß zusammengeschweißt. Cherusker, Katten, Marser, die Reste der Sigambrer, Brukterer und einige kleinere Stämme warteten bereits auf das Zeichen zur allgemeinen Erhebung, das auf Armins Wink die Fürsten geben sollten. Die Erhebung selbst wurde nun in folgender Weise ins Werk gesetzt. Auf Armins Anstoß begannen, wie man verabredet hatte, mehrere entferntere Gaue, — man nimmt gewöhnlich an, in dem südlichen Gebiete der Katten, — den Aufstand. Als Varus die Nachricht erhielt und sich mit seinen Offizieren und mit den deutschen Fürsten darüber berieth, ließ er sich durch die Deutschen bestimmen, denselben den Befehl zur Einberufung ihrer Hülfscontingente zu geben. Mit deutscher Hülfe wollte er sofort aus dem Sommerlager durch die nächsten deutschen Gaue marschiren, die Empörung unverweilt niederwerfen.

Nun hatte ihn Armin da, wo er ihn haben wollte. Auf den Ruf der Fürsten näherten sich die deutschen Gefolgschaften und Volksaufgebote von allen Seiten dem Lager des Varus. Schon war der Morgen des Ausmarsches bestimmt, man stand bereits im September, da drohte Fürst Segest den ganzen Plan der Germanen zu vereiteln. Auch diesem Manne war das große Unternehmen nicht verborgen geblieben. Bei ihm aber überwog (neben persönlichen Interessen, neben der Eifersucht auf das hohe Ansehn seines jungen Landsmannes Armin) sehr entschieden das Gefühl der Treue gegen die Römer jede andere Rücksicht. Umsonst hatte er schon früher den Varus vor Armin gewarnt. Jetzt war der letzte Augenblick gekommen. Am Abend also vor dem Ausmarsch aus dem Weserlager eilte er zu Varus und theilte ihm Alles mit, was er über die Verschwörung der deutschen Fürsten wußte. Dann gab er dem Legaten den dringenden Rath: „er möge ohne Verzug ihn selbst, den Armin und die übrigen verschworenen deutschen Häuptlinge verhaften lassen; ohne ihre Führer werde die Masse des Volkes dann sicherlich sich nicht zu rühren wagen!“ Es war Alles vergeblich; schon schwebte das Verhängniß über dem Haupte des Varus. Sein blinder Dünkel, seine stolze Sicherheit hieß ihn auch diese Warnung einfach in den Wind schlagen. Segest, der in furchtbarer Beschränktheit über den Bann der Mannentreue gegen den Kaiser nicht hinauskam, der um der Römer willen innerlich seinem Volke untreu geworden war, verließ den Feldherrn voller Verzweiflung; das Schicksal der Römer war besiegelt.

Am folgenden Morgen also setzte sich das römische Heer gegen Süden in Bewegung, hinein in die deutschen Wiesen, Berge und Urwälder. Da man deutsche Führer hatte, so konnte der Zug zunächst den rohen Wegen des Landes folgen, die immerhin erträglich waren, so lange kein Regen fiel, der bei der Jahreszeit allerdings bald zu erwarten war. Bedenken aber mußte es für jeden, der die Dinge nicht völlig mit Varus' Augen ansah, erregen, daß man auch den ganzen Schwarm der Nichtstreitenden, der Weiber und Kinder mitnahm; mochte es, wie man annehmen mag, auch immerhin in Varus' Absichten liegen, bei einem passenden Punkte den Troß nach Aliso abführen zu lassen. Durch einen ungeheuren Wagenzug und zahllose Saumthiere beschwert, dehnte sich nun die Marschsäule in gefahrvoller Länge aus; auch militärisch war sie schlecht, ja liederlich geordnet, Bewaffnete und Unbewaffnete zogen in bunter Mischung durch einander her. Vorerst ging die Sache aber noch ohne Schaden ab. Denn die deutschen Häuptlinge mit ihren Gefolgschaften begleiteten das Heer noch eine Weile. Varus war nun sogar, trotz der Mahnungen des Segest, so gedankenlos, nicht einmal darauf zu halten, daß die Fürsten auf dem Marsche unter seinen Augen blieben. Er ließ sie dagegen ruhig seinem Zuge folgen, bis man ihm dann mittheilte, daß sie abmarschirt seien, um die Aufgebote ihrer Stämme heranzuführen. Noch immer sieht Varus in unerhörter Arglosigkeit die Dinge vollkommen rosig an; vielleicht verlief dieser Tag auch noch ohne jede feindliche Erscheinung.

Inzwischen waren die deutschen Fürsten zu ihren in den benachbarten Bezirken überall sich sammelnden Aufgeboten gestoßen. Und nun schlägt der Aufstand in hellen Flammen auf. Nun bricht sich der ungestüme Freiheitsdrang dieser schwer gemißhandelten Menschen in schwerterklirrender Begeisterung Bahn. Der deutsche Kriegsruf, Feuerzeichen, Hörnersignale rufen von Gau zu Gau alles Volk zwischen dem Harz und dem Taunus, und von der Ems bis zum Main aus seinen Höfen auf zu der wilden Jagd auf die Legionen und ihre Adler. Je größere deutsche Heerhaufen zusammentreffen, desto glühender lodert der Kampfeszorn der deutschen Mannen empor und reißt Alles mit fort, um den Bahnen des Armin zu folgen. Segest sogar muß sich dem Ungestüm seiner Cherusker fügen, die auch ihn zum Kampfe gegen Varus zwingen; sein eigener Bruder Segimer (gewiß nicht identisch mit dem damals vielleicht schon verstorbenen gleichnamigen Vater Armins) und dessen Sohn Sesithakus schließen sich voll Enthusiasmus der Sache Armins an. Den einzigen Häuptling aber, der sich standhaft weigert, gegen Varus zu fechten, den Ampsivarier=Fürsten Bojocalus läßt Armin in Fesseln legen. Und nun wirft man sich zuerst aller Orten auf die kleinen vereinzelten römischen Posten, die Varus bisher im Lande ringsum zerstreut hatte. Bald sind sie alle bis auf den letzten Mann überwältigt. Nun gilt es, den großen Kampf mit dem Hauptheer der Legionen zu kämpfen; jetzt, so hoffen die Germanen, auf einem Boden, wo die überlegene Taktik und Bewaffnung den Römern nicht zu Gute kommen soll.

Ihre Hoffnung geht bald in Erfüllung. Varus ist, so scheint es, an jenem ersten Tage noch vollkommen unbelästigt geblieben; nur werden während der Nacht oder am folgenden Tage seine deutschen Wegweiser ihm bei passender Gelegenheit entlaufen sein. Und nun sieht sich das römische Heer (nach einer beliebten Rechnung nunmehr am neunten September d. J. 9 n. Chr.) inmitten unwegsamer Waldungen. Der Zug geht durch unebenes Land, durch immer wieder von höchst unbequemen Thalschluchten durchschnittenes Waldgebirge. Die römischen Ingenieure und die ihnen zugetheilten Truppen sind jeden Augenblick genöthigt, mit Axt und Grabscheit zu arbeiten. Mächtige Bäume müssen gefällt, das dichte Unterholz muß gerodet, Laufbrücken müssen geschlagen werden. Und nun bricht auch ein furchtbares Ungewitter herein. Ein gewaltiger Sturm saust durch den deutschen Urwald, zerbricht morsche Riesenbäume, schleudert abgebrochene Aeste auf die Römer nieder. Ströme von Regen aber machen den Boden ungangbar; Menschen, Thiere und Wagen kommen auf dem durchweichten Boden nur schrittweise und mit höchster Anstrengung vorwärts.

Da endlich erscheinen zu beiden Seiten der langen römischen Colonne die lange und sehnsüchtig von Varus erwarteten Germanen; aber bald müssen die Römer erkennen, daß neben den empörten Elementen jetzt die wildere Empörung der Menschen dieses Landes über sie hereingebrochen ist. Anfangs greifen die Germanen nur erst tastend an; aus dem Waldesdickicht fliegen die scharfen deutschen Wurfspieße in die römischen

Linien hinein. Geraume Zeit sieht es noch aus wie eine grobe Neckerei, so daß Varus noch immer den Römern befehlen mag, die plumpe Unart nicht zu erwidern; noch denkt er wohl einen Augenblick, hier walte nur ein grober Unfug der Barbaren vor, den man durch Drohung mit ernster richterlicher Ahndung dämpfen könne. Aber bald fällt die letzte Maske; bald werfen sich schwere deutsche Haufen auf einzelne Glieder der Marschkolonne; mit großer Schlauheit greifen sie immer an solchen Punkten an, wo die Soldaten mit Schaaren des Trosses und der Unbewaffneten gemischt und deshalb völlig außer Stande sind, sich schnell und zu wirksamer Gegenwehr zu sammeln.

In solcher Weise setzte sich der entsetzliche Marsch der Römer stundenlang fort. Endlich erreichten sie einen weiten, hochgelegenen, offenen Platz, wo sie dann sofort Halt machten, nach hergebrachter Weise ihr Lager stark verschanzten, und ihre Lage gründlich erwogen. Unleugbar war man in eine böse Schlinge gefallen; aber, so bedeutend bisher die Verluste gewesen sein mögen, militärisch war die Lage noch immer keine verzweifelte, so furchtbar beschwerlich jetzt auch der Troß wurde. Drusus und Tiberius, Sentius und Germanicus wären sicher im Stande gewesen, sich auch jetzt noch aus der deutschen Umklammerung herauszulösen. Nun aber machte es sich in schlimmer Weise fühlbar, daß Varus nur dem Namen nach ein Feldherr war, noch mehr, daß er das deutsche Volk nur im Frieden und die Kriegführung in Deutschland gar nicht kennen gelernt hatte. Und noch mehr: auch die Armee war in diesen Kämpfen

nicht erfahren. Immerhin rühmt einer der Zeitgenossen dieser furchtbaren Katastrophe das vortreffliche soldatische Material, welches der unselige Varus damals unter seinem Befehle gehabt habe. Indessen, die hier fechtenden drei Legionen (die XVII., XVIII. und XIX.) waren seit dem Jahre 6 n. Chr. neu formirte Abtheilungen. Mochten auch immer viele alte Soldaten sich in ihren Reihen befinden, so hatten sie eben doch als neue Legionen noch keinen großen Krieg in Germanien bestanden, und Varus war nicht der Mann, seinem Heere einen frischen, kriegsmuthigen Geist einzuhauchen; mehrere der höheren Offiziere endlich waren der Lage ebensowenig gewachsen wie der klägliche Oberfeldherr.

Unter diesen Umständen entschloß man sich allerdings zu solchen Schritten, wie sie die gewöhnlichste militärische Einsicht vorschrieb. Einerseits richtete man jetzt den Weitermarsch nach Westen, um vor Allen durch einen Quermarsch die römische Heerstraße von der Weser nach Aliso wieder zu gewinnen. Andrerseits aber verbrannte und beseitigte man alle irgend entbehrlichen Wagen und alles überflüssige Gepäck. Dann brachte man die Masse in eine vernünftige militärische Marschordnung. So setzte man am 10. September den Zug fort. Geraume Zeit über ging es jetzt besser; man hatte zwar noch immer Verluste zu beklagen, aber man erreichte doch, während zugleich das Wetter sich besserte, offene Gegenden, durch welche man mit neuer Zuversicht vordrang. Zum Unglück für die Römer kamen sie aber nunmehr in die dichten Gehölze des Lippischen Waldes. Und nun hatten die Germanen wieder gewonnenes

Spiel. Wohl versuchten die Römer jetzt in geschlossenen Massen zu Fuß und zu Roß sich der Feinde durch kräftige Stöße zu erwehren. Aber das waldbedeckte Terrain hinderte jede Entwickelung. Reiterei und Fußvolk hinderten einander gegenseitig, thaten einander durch Ueberreiten und Geschosse selbst schweren Schaden. So war die Folge, daß dieser Tag die Armee, die sich schlecht und kopflos geführt sah, die sich bereits verloren fühlte, völlig erschütterte. Todtmüde, halb ausgehungert, erreichte man nach gewaltigen Verlusten am Abend wieder einen Platz, wo man das Lager aufschlug; aber man war bereits so erschöpft, daß man sich nur noch flüchtig und unvollkommen verschanzen konnte.

Endlich am 11. September brach die volle Vernichtung über die Römer herein. Die Germanen waren dem Armin in immer dichteren Massen zugezogen. Zugleich hatte sich das Unwetter mit verstärkter Wuth erneut. Während die mit dem Klima dieses Landes von Jugend auf vertrauten, leicht bewaffneten Germanen wenig davon litten, konnten die Römer vor Wind und Regen nur mühsam vorwärts kommen, konnten sie bei dem Gefechte kaum sicher Fuß fassen. Es kam dazu, daß der Regen die Bogensehnen der Schützen unbrauchbar machte, die Pila und die Schilder der Römer verdarb. So schleppte sich das Heer im elendesten Zustande vorwärts, bis man endlich (so scheint es) den Dörenpaß erreichte.*) Von hier war freilich das

*) Bekanntlich hat der heute noch fortwährende Streit über das Lokal der „Hermannsschlacht“ eine sehr umfangreiche

rettende Aliso nur noch wenige Stunden entfernt. Aber auch das offene Land vor diesem Passe, die hier sich ausbreitende Ebene, die s. g. Senne, mußte verderblich werden, da der Regen den schweren Klaiboden des Landes völlig durchweicht hatte. Und die Wuth der Germanen, die um so frischer und begeisterter stritten, je stärker die Zuversicht des nahen vollkommenen Sieges sie erfüllte, ließ nur wenige Römer so weit kommen. Denn nun bei der „Döre," die man wohl durch Verhaue gesperrt, deren Seiten man ebenfalls besetzt hatte,

---

Litteratur ins Leben gerufen. Der Verf. kann hier natürlich auf diesen Streit nicht eingehen. Indem er daher nur im Allgemeinen bemerkt, daß er sich den Forschern anschließt, welche das Lokal dieser Kämpfe wesentlich in dem Gebiet des heutigen Landes Lippe wiederfinden, so sei weiter hinzugefügt: Während der berühmte Archivrath Clostermeier („Wo Hermann den Varus schlug?") S. 22 fg. u. 88 ff. das Lager der Römer nach dem ersten Kampftage bei Salzuffeln, nach dem zweiten Gefechtstage bei Detmold unter der Grotenburg, im Thale der Berlebecke sucht, und endlich am letzten Tage die Römer durch den dritten, südlichsten Paß des Lippischen Waldes, zwischen Detmold und Paderborn, ziehen und sie endlich auf der Senne, zwischen den lippischen Ortschaften Oesterholz, Schlängen und Haustenbeck ihren Untergang finden läßt, so kombinirt anders (und nach unserer Ansicht richtiger) v. Wietersheim in seinem Buche „Geschichte der Völkerwanderung." Bd. I. S 429 ff. Demnach hätten die Römer ihr Lager nach dem ersten Gefechtstage in der Gegend von Lemgo, nach dem zweiten Kampfestage bei Lage gehabt, um am letzten Tage nach und durch den Dörenpaß (den mittleren der drei großen Pässe am Lippischen Walde,) durch den jetzt der Weg von Lage nach Paderborn führt, zu marschiren.

entbrannte der letzte Kampf in grauenhafter Wildheit. Allmählich löste sich die Schlacht in eine Kette von Einzelgefechten auf, die Seitens der Römer nun völlig planlos geführt wurden, wo die einzelnen Offiziere nur noch um Ehre und Leben fochten. Zuerst gab dann einer der Unterfeldherrn, Vala Numonius, das Beispiel schmählicher Flucht, indem er die Reiterei zusammenraffte, mit ihr aus dem Kampfe ausbrach und die Flucht „nach dem Rhein" d. i. nach Aliso antrat, die ihm persönlich hernach doch nicht gelang. Varus endlich, der bereits verwundet war und Alles verloren sah, wollte nicht in die Hände der Germanen fallen; wie einst sein Großvater es bei Pharsalos, sein Vater bei Philippi gethan, so fand er jetzt den Tod durch sein eigenes Schwert. Und soviel soldatisches Ehrgefühl lebte noch in dieser Stunde bei seiner Umgebung, daß die Krieger die Leiche des unglücklichen Mannes auf der Stelle, wo er geendet, in die Erde begruben. Bald folgten viele andere höhere Offiziere dem Beispiel ihres Führers; unter ihnen der eine der beiden „Lager-Inspektoren" (praefectus castrorum) Lucius Eggius. Der Adlerträger der XVII. Legion, schwer verwundet wie er war, riß den Adler von der Stange, barg ihn unter seinem Gewande, stürzte sich damit in den blutigen Sumpf. Die Soldaten in Masse dagegen bohrten sich theils selbst das Schwert in die Brust, theils ließen sie sich zuletzt, völlig kraftlos wie sie waren, fast ohne Gegenwehr niederhauen. Und mit dem Erlöschen des Gefechts nahm nun die Metzelei einen immer furchtbareren Charakter an. Jetzt nahmen die Germanen schreckliche Rache an ihren bishe-

rigen Bedrängern. Es dauerte lange, bis die wilde Mordlust der Gier nach Beute Raum gab. Nun erst dachte man auch daran, Gefangene in großer Menge zu machen. Während nun gar Viele der Nichtstreitenden, auch der Weiber und Kinder, nach dem nahen Aliso entkamen, fielen mit einer Menge der Civilpersonen, besonders der Rechtsgelehrten, sehr zahlreiche Krieger aller Rangstufen in die Hände der Deutschen; unter ihnen auch der eine „Lager-Inspektor" Cejonius, der es vorgezogen hatte, sich zu ergeben, anstatt den Tod im Kampfgetümmel oder durch eigene Hand zu suchen.

Als endlich das Gemetzel ausgetobt hatte, hielt Arminius von einer Erhöhung eine flammende Rede an sein Volk; jedenfalls Feuerworte, in denen er von der gesühnten Schmach der Germanen sprach, die Tapferkeit der Mannen und den gewaltigen Sieg pries; aber auch bitterer Hohn floß über die Lippen des Herzogs, als er nun die Adler der Legionen und die übrigen Feldzeichen der Römer erobert vor sich sah; auch der Adler der 17. Legion ist doch noch in die Hände der Deutschen gefallen. Noch aber hatte das Blutvergießen kein Ende. Denn als nun die Germanen ihren Sieg feierten und ihren Gewinn prüften, da kam unleugbar bei dem grimmig gereizten Volke die ganze dämonische Rachsucht des rauhen Naturvolkes, die man so lange im Herzen genährt, und die düstere Seite des Kultus in grauenhafter Weise zu Tage; mag auch immerhin die römische Phantasie in Schilderung der Greuel sich arger Uebertreibung schuldig gemacht haben. Nicht nur daß man die Leiche des Varus wieder ausgrub und mit grimmigen Hieben

zerfleischte, (selbst der Neffe Segests, der junge Sesithakus soll sich bei der Beschimpfung der Leiche des Legaten betheiligt haben); so wurden auch mehrere der verhaßten römischen Sachwalter unter grausamen Qualen ermordet. Greuel, denen Caldus Cälius, ein gefangener Römer von uraltem Geschlecht, sich entzog, indem er mit seinen Ketten sich selbst den Kopf zerschmetterte. An den Altären aber, die man in den, der letzten Blutstätte benachbarten Hainen errichtete, wurden die angesehensten römischen Offiziere, die man gefangen genommen, den germanischen Göttern zum Siegesdank geopfert. An zahlreichen Galgen wurden andere namhafte Römer aufgeknüpft. Noch nach sechs Jahren bleichten auf dieser Schreckensstätte die Gebeine der erschlagenen Römer, trugen die Baumstämme die entfleischten Häupter der Ermordeten.

So ging die fürchterliche „Schlacht im Teutoburger Walde“ zu Ende; die „Hermannsschlacht,“ wie man sie heute gern nennt. So jener grauenhafte Kampf und Sieg, der die Herrschaft der kaiserlichen Römer in Deutschland für immer gebrochen hat. So verliefen jene blutigen Tage, welche deutsche Geschichtschreibung und deutsche Dichtung seit Ulrich von Hutten bis auf die Gegenwart immer wieder neu zu ergründen, historisch und dramatisch neu zu beleben, immer deutlicher zu verstehen nicht müde geworden sind. Dies war der erste jener gewaltigen Kämpfe, die Arminius mit den Römern bestanden hat: jener ungeheuren Kämpfe, die in unserem Jahrhundert ein gewaltiges Denkmal zu feiern bestimmt ist, aufgerichtet auf der Höhe des Teut oder der Gro-

tenburg bei Detmold, eines 1200′ über den Spiegel des Meeres, 800′ über die Senne sich erhebenden, weit vorspringenden und weithin die Landschaft beherrschenden, unten bewaldeten, oben freien Berges, nicht allzufern von dessen Fuße die letzten Schläge gegen das Heer des Varus geführt worden sind.

Drei Legionen, drei Abtheilungen der Reiterei und sechs Auxiliarkohorten, — von denen nur wenige Trümmer sich nach Aliso gerettet hatten, — also nahezu 27,000 Mann, die Varus nach der Weser geführt, waren so gut wie gänzlich vernichtet worden. Das war die furchtbare Nachricht, die Augustus im September des neunten Jahres nach Chr. Geb. mitten in seiner Freude über die dalmatischen Siege erhielt. Der Eindruck dieser Botschaft auf den alten Kaiser war schrecklich. Aller Siegesjubel wegen Dalmatien verstummte im Palast wie in der Hauptstadt Rom. Augustus aber irrte mit zerrissenem Gewande, mit verwildertem Haar und Bart in seiner Hofburg umher, warf sein Haupt kummervoll gegen die Wand, rief voll banger Angst und Sorge: „Varus! Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“ Wilde Angst schüttelte ihn; er glaubte bereits den Bestand des Reiches wieder bedroht zu sehen. Nur zwei Legionen noch hüteten damals den Rhein. Wie nun, wenn die rache- und siegestrunkenen Germanen jetzt den Rhein überschritten; wenn sie das noch immer schwierige Gallien mit sich fortrissen; wenn nun endlich auch König Marbod sich mit Herzog Armin verband; wenn nun eine neue keltisch-deutsche Sturmfluth, wie einst die kimbrisch-teuto-

nische, sich gegen das der Waffen schon halb entwöhnte Italien heranwälzte? — In solcher Angst griff Augustus zu einer Reihe von Maaßregeln, die zum Theil allerdings sich bald als übereilt und unnöthig herausstellten. Das tiefste Mißtrauen gegen Alles, was deutsch hieß, diktirte die nächsten Schritte. Die deutschen Garden des palatinischen Hofes wurden sofort entwaffnet und zu noch größerer Sicherheit nach den Inseln an der Küste Italiens zerstreut. Alle Kelten und Germanen aber in Rom wurden aus der Hauptstadt ausgewiesen. Vorsichtsmaßregeln gegen jede Art von Unruhen wurden getroffen, nach heutiger Redeweise zu sprechen: „Rom wurde in Belagerungszustand erklärt.“ Gleichzeitig aber wurden mit Anspannung der letzten Kräfte neue starke Rüstungen und frische Aushebungen in Italien wie im Reiche überhaupt angeordnet, um womöglich jenen harten Verlust an Legionssoldaten und Auxiliaren schnell zu decken. In sehr verständiger Erwägung wurden überall, um unnützen Wechsel und damit unnöthige Neuerungen zu vermeiden, die Statthalter der Provinzen in ihren derzeitigen Stellungen bis auf Weiteres mit verlängertem Commando belassen. Wie es endlich in so schwerer Nothzeit, namentlich bei den kimbrischen Gefahren, sonst schon geschehen war; wie das auch die Häufung unheimlicher Schreckzeichen vor und nach der Varusschlacht, — Blitze, die den Marstempel auf dem Marsfelde in Rom erschütterten, Meteore, Kometen, — zu gebieten schien: so gelobte der Kaiser dem Jupiter die Abhaltung prachtvoller Festspiele, „wenn er dem Staate wieder zum Glück und Heil verhelfen würde.“

Augustus und die Römer konnten sich jedoch bald davon überzeugen, daß ihre erste Angst weit übertrieben war. Zunächst besann man sich, daß ja Dalmatien und Pannonien so vollkommen zertreten am Boden lagen, daß auf dieser Seite nichts mehr zu fürchten war, während allerdings die Erhebung der Norddeutschen zwei Jahre früher für das Reich geradezu lebensgefährlich gewesen wäre. Dann aber erhielt man von der Donau wie vom Rhein her bald beruhigendere Nachrichten. Armin hatte das blutige Haupt des Varus dem König Marbod als furchtbare Trophäe geschickt; doch wohl weil die Nordwestdeutschen Völker den großen König des deutschen Ostens noch immer als Feind der Römer ansahen, vielleicht als eine beredte Aufforderung, jetzt mit Armin gemeinschaftliche Sache gegen Rom zu machen. Allein Marbod wich auch jetzt nicht ab von der Haltung, die er seit dem Frieden des Jahres 6 n. Chr. bewahrt hatte; er blieb gegen Armin kühl und ablehnend und schickte das Haupt des Legaten nach den Donauländern an Tiberius, der die kläglichen Ueberreste des Varus zur Bestattung nach Rom beförderte. Auf der anderen Seite erfuhr Augustus nun bestimmt, daß am Rhein noch immer zwei unversehrte Legionen standen, mit denen L. Asprenas vorläufig den Strom zu halten mit Erfolg bemüht war.

Der Kaiser hatte die Lage im ersten Schreck und in Erinnerung an die alte kimbrische Zeit doch zu schwarz angesehen; er hatte auch wohl den Deutschen Gedanken zugeschrieben, welche die eines Cäsar, nicht die der damaligen deutschen Häuptlinge waren. Wäre die Nation

400 Jahre älter gewesen, oder wäre auch nur der Aufstand über das ganze Deutschland diesseits der Elbe verbreitet gewesen, so hätte Rom vielleicht Großes zu fürchten gehabt. Jetzt aber, wo Chauken, Friesen und Bataver den Römern treu, die Hermunduren ruhig blieben, wo nur die Völker zwischen dem Harz und dem Rhein, der Ems und dem Main sich erhoben hatten, war die Gefahr erheblich geringer. Freilich war der Aufschwung so groß, daß selbst Segests Sohn Segimund voll deutscher Begeisterung Köln verlassen und sich dem Armin angeschlossen hatte. Immerhin mag Armin selbst, da er mit seinen Ideen sein Volk so sehr weit überragte, den Plan gehabt haben, den Krieg auch über den Rhein zu tragen, er mag eben auch auf Marbod gerechnet haben: aber dazu kam es damals nicht. Zunächst konnte der deutsche Herzog allerdings noch seine Völker dazu bringen, daß sie die Hauptburg der Römer im inneren Deutschland, nemlich Aliso angriffen. Hier kommandirte der römische „Lager-Inspektor“ Lucius Cäditius eine schwache Besatzung, zu der sich nun von der Döre her eine große Menge Soldaten, Civilpersonen, Weiber und Kinder gerettet hatten. Sobald nun der erste Siegesrausch der Germanen vorüber war, führte Armin die ganze Masse der Krieger gegen diese Festung. Aber hier kamen die Vortheile der römischen Kriegskunst sofort wieder zur Geltung. Mit Sturm waren die Schanzen nicht zu nehmen; die römischen Bogenschützen aber und die Geschosse der schweren Geschütze thaten den Deutschen großen Schaden. So mußten sie sich auf eine längere Blokade beschränken. Während

nun andere feste Punkte der Römer in Deutschland, darunter wohl auch das Kastell auf dem Taunus, von anderen deutschen Schaaren überrannt wurden, hielt sich Aliso geraume Zeit. Endlich aber ging der Besatzung der Proviant aus. Da faßte man den mannhaften Entschluß, sich nach dem Rheine durchzuschlagen. Die Sache schien nicht allzuschwer, weil die Deutschen zum Theil sich bei der langen Dauer der Blokade wohl von selbst zerstreut hatten, weiter aber auf das falsche oder doch verfrühte Gerücht hin, daß Tiberius mit starker Macht nach dem Rhein marschire, zum großen Theil weitergezogen waren und Aliso nur durch entferntere Posten beobachteten. Vielleicht hatte auch Cäditius Mittel gefunden, den Asprenas, dem die Kämpfe vor Aliso Zeit gegeben hatten, mit seinen zwei Legionen von Mainz nach dem Niederrhein zu marschiren und die schon sich regende Unruhe der Völker am linken Rheinufer zu bändigen, von seiner Absicht in Kenntniß zu setzen. Nun wählte er eine stürmische dunkle Nacht zum Abmarsch. Glücklich schlich sich die kleine Schaar durch zwei Ketten deutscher Posten hindurch. Als sie aber sich der dritten Postenreihe näherten, machten die Weiber und Kinder im Zuge aus Angst und Ermüdung, vor Hunger und Kälte zuviel Lärm. Die Deutschen wurden allarmirt, und so warfen sich die Belagerer, soweit es die Dunkelheit erlaubte, auf den Zug. Alles wäre verloren gewesen, wäre nicht ein Theil der Reiterei schon weiter vorausgekommen, und hätte nicht ein Trompeter mit großer Schlauheit die römischen Signale zum raschen Vordringen geblasen. Als die Deutschen die wohlbekannten Klänge vernahmen,

glaubten sie, dieselben rührten von den Truppen des zum Ersatz heraneilenden Asprenas her. Getäuscht durch Schreck und Dunkelheit, ließen sie von der Jagd auf die Römer ab; so konnten denn gar Viele derselben entkommen und wurden nachher wirklich von den ihnen vom Rhein aus zur Rettung entgegenmarschirenden Truppen des Asprenas aufgenommen.

Damit schloß nun auch das Nachspiel der Tragödie vom Teutoburger Walde. Aliso konnte noch von den Deutschen zerstört werden; aber zum Angriff auf den Rhein, zum Uebergang über den Strom konnte Armin, auch wenn er es gewollt, seine Schaaren nicht bringen. Xanten und Köln und Mainz zu erobern, lag sicherlich nicht in dem Sinne der Germanen. Der Herzog selbst, der einerseits die Völker des linken Ufers ruhig sah, der andererseits über die Mannen der verschiedenen deutschen Völker nur soweit gebot, als es den Häuptlingen genehm war, — konnte die massenhaften Aufgebote nicht länger zusammenhalten, die nun nach Befreiung ihrer Lande von den Römern vergnügt sich nach ihren Dörfern und Höfen zerstreuten. Armin mußte abwarten, wie es ihm gelingen würde, künftig die neuen Angriffe der Römer abzuwehren. Denn er wußte es, — er kannte die Römer besser als Marbod, — daß die Rachsucht und die Nothwendigkeit, ihre Waffenehre in Deutschland wiederherzustellen, die Römer, über die er den deutschen Thorshammer so vernichtend geschwungen hatte, nicht lange ruhen lassen würde.

Indessen sind doch mehrere Jahre verstrichen, bis Armin wieder sein Schwert mit den Römern zu kreuzen

hatte. Augustus war nun allerdings über seine erste Angst hinweggekommen. Allein die furchtbare Schwere der Varianischen Niederlage wurde ihm doch nun erst ganz klar; er hatte wohl Recht, wenn er seitdem bis zu seinem Tode den Jahrestag dieser Katastrophe als einen Tag des Unheils, als den dunkelsten seines Lebens feierlich beging. An sich betrachtet freilich war die Niederlage, wie die Römer im Teutoburger Walde sie jetzt erlitten hatten, in ihren Annalen keineswegs unerhört; auch an materieller Einbuße kam diese schreckliche Schlacht den Verlusten etwa der Schlacht bei Cannä keineswegs gleich. Der ungeheure Unterschied gegen die älteren Zeiten und deren Schrecknisse war nur der, daß zur Zeit dieses Varus weder der hochgehende Patriotismus noch die frische Menschenkraft mehr vorhanden war, womit einst das römische Italien so oft die schwersten Gefahren siegreich bestanden, die schwersten Verluste schnell wieder gedeckt und alle Feinde ermüdet hatte. Der Verbrauch des pannonisch-dalmatischen Krieges an Geldmitteln und Soldaten war ungeheuer gewesen; neue, ausgiebige, unmittelbar flüssig zu machende Vortheile hatte die Zerschmetterung dieser Insurrektion zunächst noch nicht bringen können. Erschöpft wie man war, mußte man sich in Rom doch entschließen, sowohl das erhöhte Kriegsbudget der letzten Jahre, wie die bedeutende Erhöhung des Friedensstandes der Armee dauernd beizubehalten. Man mußte vor Allem so schnell als möglich sowohl die Lücken der Legionen ersetzen, welche der Krieg in Dalmatien und Pannonien gerissen; vor Allem aber mußte man die vertilgten Legionen des Varus durch neue ersetzen. Und

bei dieser Arbeit durfte Augustus wohl mit Grauen den Blick in die Zukunft richten: hier das an Menschen oder doch an Soldaten erschöpfte Italien und die alternde Welt der Romanen, — dort die unerschöpfliche Jugendkraft der Germanen! Wohl mochte er ahnen, daß einmal eine furchtbare Zeit kommen werde, wo die Römer aufhören mußten, „Hammer“ zu sein; wo die Germanen noch in ganz anderem Sinne als an jenen blutigen Septembertagen sich auf die römische Welt stürzen sollten. Eins aber war gewiß: das große Werk der Eroberung des deutschen Nordens, mit welchem Augustus die gallischen Großthaten Cäsars überboten haben würde, war, als es nahezu schon gelungen schien, — für ihn mißlungen. Für die julisch-claudische Dynastie bedeutete die Niederlage des Varus ein gewaltiges: „bis hierher und nicht weiter!“ Gegen britannische Kelten, an der unteren Donau, ja selbst am Euphrat sind die Adler Roms nachmals noch oft den Legionen zu Großthaten vorausgeflogen, welche den alten Ruhm der römischen Waffen prachtvoll erneuert haben. Aber in Deutschland sind durch Armins Verdienst die römischen Eroberungen schon jetzt dauernd zum Stehen gekommen.

Die Anstrengungen des Kaisers, die Armee, die zur Zeit also auf 23 Legionen zurückgeführt war, wieder zu ergänzen, waren außerordentlich und höchst energisch. Während wahrscheinlich sofort nach der Niederlage des Varus mehrere der früher am Rhein beschäftigt gewesenen Legionen aus Pannonien nach ihren alten Stellungen zurückgeführt wurden, wurden die Aushebungen — diesmal auch in Italien, namentlich auch unter den römischen

Proletariern — mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt. Da es diesmal wahrscheinlich nur wenig Freiwillige für den jetzt sehr wenig beliebten Dienst in Deutschland gab, so wurden die dienstpflichtigen Mannschaften unter Androhung von Vermögensconfiskation, von bürgerlicher Ehrlosigkeit, ja selbst unter Anwendung der Todesstrafe, zum Eintritt in das Heer gezwungen; alte Veteranen wurden wieder einberufen, selbst Freigelassene abermals in Menge eingestellt. Trotzdem ist es nur gelungen, außer der Ergänzung der alten Legionen, von denen dennoch manche nicht sobald wieder zu ihrer vollen Stärke gelangt zu sein scheinen, demnächst zwei neue herzustellen, so daß das Heer seitdem 25 Legionen zählte.

Die nächste Aufgabe für die Römer war es nun, sich wieder mit starker Macht am Rhein zu zeigen, den Germanen wieder zu imponiren, den Soldaten die jäh eingerissene Furcht vor den Germanen zu benehmen, ihnen Kraft und Selbstvertrauen zurückzugeben. Tiberius wurde mit dieser Aufgabe betraut. Dalmatien und Pannonien konnten jetzt ihren Statthaltern allein überlassen bleiben. Da man den Kampf gegen Marbod für unbestimmte Zeit vertagt hatte, so ist jetzt wieder (und so ist es bis auf Trajans Zeit geblieben) mit Aufgabe von Carnuntum das Duab der Sawe und Drau der Centralpunkt der römischen Legionen in diesen Ländern dauernd geworden. Tiberius selbst also eilte nach Rom. Als die neuen Rüstungen der Hauptsache nach beendigt waren, zog er wieder als Oberbefehlshaber in Gallien und Germanien mit starker Macht an alten und neuen Truppen im Frühjahr 10 n. Chr. über die Alpen.

Er kam nicht zu früh. Denn die Niederlage der Römer in Deutschland hatte allmählich doch auf die Kelten ansteckend gewirkt; in Gallien hatten an mehreren Punkten nicht unbedenkliche Unruhen stattgefunden; auch in der durch eine römische Colonie besetzten Stadt Vienna in der alten gallischen vorcäsarischen Provinz war es zu einem Aufstand gekommen. Da stellte nun das Erscheinen des gefürchteten kaiserlichen Prinzen mit imposanten Streitkräften überall sehr schnell die Ordnung wieder her, und Tiberius konnte sich lediglich mit der wichtigen Aufgabe befassen, an der Rheingrenze den starken Uferbau des Reiches wiederum zugleich drohend und unüberwindlich zu gestalten und die römische Rheinarmee von ihrer Angst vor der deutschen Eisenfaust allmählig wieder zu befreien und zu neuem Selbstvertrauen zurückzuführen.

Das zehnte Jahr n. Chr. verstrich, soweit es sich übersehen läßt, lediglich unter organisatorischen Arbeiten. Die Germanen dachten durchaus nicht daran, den Rhein anzugreifen; so konnte Tiberius ungestört die Festungen verstärken, die Truppen angemessen auf der ganzen Rheinlinie vertheilen, die Legionen durch angemessene Einordnung der vielen Rekruten ergänzen, die Auxiliaren entsprechend verstärken, und nun vor Allem die vielen jungen Soldaten unter seinem Commando höchst energisch zu wirklichen Kriegern ausbilden. Erst mit dem nächsten Jahre war die Rheinarmee wieder wirklich auch für strengere Ansprüche kriegsbereit. Erst seit dieser Zeit ist es uns nun auch möglich, den Bestand dieser stattlichen Armee, die nachmals den deutschen Krieg an der Nordsee, Ems und Weser noch einmal, nicht ohne Ruhm,

versucht hat, im Einzelnen zu übersehen. Wir nannten bereits früher die mit Varus in Deutschland zu Grunde gegangenen Legionen. Der Legat Asprenas war damals mit zwei Legionen, die also der Vernichtung entgingen, auf dem linken Rheinufer geblieben; man hält die „Legio V. Macedonica" und die „Legio XVI. Gallica" für die Truppen des Asprenas. Jetzt nun wurde der Rhein wieder mit vollen acht Legionen bleibend besetzt. In den folgenden Feldzügen erscheinen als die Bestandtheile des „niederrheinischen Heeres" folgende vier Legionen. Erstens die „Legio V. Macedonica"; sie hatte (an Stelle der vernichteten 18. und 19. Legion) ihr Hauptquartier nunmehr in Vetera, wo sie mit der neugebildeten Legio XXI. zusammen stand. Letztere Legion war bei den eiligen letzten Aushebungen von Augustus in der Hauptstadt Rom selbst formirt worden und hatte daher große Massen des liederlichen, die Genüsse der Weltstadt nur mit Schmerz entbehrenden, immer unruhigen römischen Proletariats, der antiken Lazzaroni's, in ihrer Mitte. Der Name „Rapax", den diese Legion als Eigennamen führte, war zu Anfang sehr wahrscheinlich Dank diesen zu Soldaten gezwungenen Strolchen sehr wohl verdient. Dagegen war bei der Hauptstadt des Ubierlandes das Hauptquartier einerseits der ebenfalls in dieser Zeit durch Augustus neugebildeten Ersten Legion, der „Legio I. Germanica"; sie hatte erst am Rhein durch Tiberius ihre Adler erhalten, und die Legionare wurden die „Tironen" des Tiberius genannt. Mit dieser Legion war vereinigt die zur Zeit des pannonischen Aufstandes im Jahre 6 n. Chr. neugebildete,

aber in den furchtbaren pannonischen und dalmatischen Kämpfen bereits gestählte „Legio XX. Valeria Victrix.“ Das „obergermanische“ Heer seinerseits bestand aus vier Legionen von überwiegend älterem Bestande. Zu dem Hauptquartier Mainz gehörten die junge „Legio II. Augusta“, ferner die „Legio XIV. Gemina Martia Victrix“, die schon unter Drusus in Mainz gestanden hatte, und die „Legio XVI. Gallica“. In Vindonissa hatte wieder die alte Besatzung, die „Legio XIII. Gemina“, ihre Posten bezogen.

Daneben war auch die Zahl der Auxiliartruppen eine sehr beträchtliche; man hat sie für diese acht Legionen auf etwa 16 oder 20 Alen oder Reiterabtheilungen und 30 bis 50 Cohorten berechnet. Bereits begann sich jenes Völkergemisch auch am Rhein zu bilden, wodurch mit jeder neuen Generation die römischen Heereslager seit dieser Zeit buntere Färbung erhalten haben. Denn unter den Reiterabtheilungen des niederrheinischen Heeres befanden sich außer den Reitern der Bataver, der Caninefaten, der Friesen, der belgischen Tungrer auch norische Geschwader, — bei denen des oberen Heeres außer den trevirischen, keltischen, italischen Geschwadern auch thrakische reitende Bogenschützen. Und unter dem Fußvolk der Cohorten des unteren Heeres dienten neben Mannschaften der Bataver, Caninefaten, Friesen und Ubier belgische Krieger der verschiedensten Cantone; dagegen standen bei den Cohorten des oberen Heeres außer italischen Freiwilligen, außer helvetischen, gallischen und deutschen (meist vom Oberrhein genommenen) Soldaten, große Schaaren rhätischer, vindelicischer und

dalmatischer Krieger, neben denen auch noch thrakische und aus den südlichen, überseeischen Provinzen des Reiches, wie Kreta, genommene Schützen zu Fuß auftreten.

Die Leitung aller dieser Truppen war mehreren ausgezeichneten Unterfeldherrn übertragen worden. In der nächstfolgenden Zeit erscheint als ein vortrefflicher Führer leichten Fußvolks und berittener Schaaren der Reitergeneral L. Stertinius, und als Commandant der niederrheinischen Armee der alterfahrene, zuletzt noch im pannonischen Kriege als Legat in Mösien wacker erprobte Veteran A. Cäcina Severus, während (jedoch erst seit dem Oberbefehl des Germanicus) das obere Heer durch den jungen, glänzenden, (noch im J. 13 n. Chr. mit dem Consulat betrauten) Gajus Silius Cäcina (wohl ein Sohn des alten Publius Silius, der seiner Zeit vor und neben Drusus die Alpenvölker, S. 31 u. 37 bekämpfte,) geführt wurde. Die Festungen Mainz, Cöln und namentlich Vetera gewannen jetzt wieder ihre alte zugleich offensive und defensive Bedeutung, wie nur je zur Zeit des Drusus.

Das zehnte Jahr n. Chr. war also am Rhein ohne Kämpfe verstrichen. Aber im folgenden Jahre (11 n. Chr.), wo nun der alte Augustus auch den Germanicus nach dem Rhein geschickt hatte, wagten es Tiberius und dieser sein Neffe zuerst wieder, mit bewaffneter Hand von Vetera aus das rechte Rheinufer zu betreten. Sie verfuhren dabei mit der denkbar größten Vorsicht. Einerseits war das militärische Material allzukostbar, um ohne dringende Noth auf diesem Punkte große Wagnisse

zu unternehmen; andrerseits kam Alles darauf an, das auf diesem Boden nur langsam erst wieder zurückkehrende Selbstvertrauen der Soldaten nicht sogleich, und sei es durch die kleinste Schlappe wieder zu erschüttern. Daher hielt bei dem von Vetera aus bewerkstelligten Uebergang über den Rhein namentlich Tiberius mit ängstlicher Sorgfalt und peinlicher Gewissenhaftigkeit wie mit rücksichtsloser Strenge darauf, daß der Zug des Heeres in keiner Weise durch unnöthiges Gepäck belastet wurde. Mit derselben Vorsicht und methodischen Strenge mied der Feldherr in dem feindlichen Lande jede Zersplitterung der Armee und jeden irgendwie unvorsichtigen Marsch. Obwohl nun die dem Rhein am nächsten wohnenden Deutschen nördlich der Lippe vor der starken Macht der Römer auswichen, Arminius aber, der ohnehin im Frieden nur über einen Theil der Cherusker gebot, damals durch innere Zwistigkeiten (s. unt.) an jeder Bewegung gegen den Rhein gehindert war, — so drangen Tiberius und Germanicus doch nur wenige Meilen an der Lippe hinauf vorwärts. Man hat dabei höchstens einige Dörfer und Höfe verbrennen können; von nennenswerthen Gefechten konnte wohl kaum in den verwegensten römischen Bulletins die Rede sein. Dagegen mag es damals gelungen sein, wenigstens einen Theil der gefangenen Römer, die sich seit der Varusschlacht in den Händen der verschiedenen deutschen Völker befanden, wieder freizukaufen. Viele andere Gefangene dagegen aus ritterlichen oder senatorischen Geschlechtern alterten auf den Höfen deutscher Bauern als Knechte oder Heerdenhüter; noch 40 Jahre nach der Niederlage des Varus, im J. 50 n. Chr.,

gelang es dem obergermanischen Legaten P. Pomponius Secundus, einige römische Greise aus der Gefangenschaft bei den Katten mit Gewalt zu befreien. — Weiterhin begann Tiberius damals die Anlage eines sehr entschieden auf die Verstärkung der Rheinlinie abzweckenden Werkes; nemlich eines sogenannten limes, d. h. einer mit römischer Ingenieurkunst ausgeführten Nachahmung der deutschen Landwehren, einer Kette von Schanzen, die, bei Thalmündungen und durchziehenden Wegen noch durch Kastelle verstärkt, einige Stunden ostwärts vom Rheine, dem Strome wesentlich parallel laufend, wenigstens das nächste Stück des rechten Rheinufers zu einem leichter zu haltenden römischen Militärgebiet machen sollten.

Tiberius und Germanicus, zuletzt dauernd an der unteren Lippe gelagert, haben hier auf deutschem Boden sich bis tief in den Sommer d. J. 11 hinein aufgehalten. Nachdem sie hier noch den Geburtstag des Augustus (23. September) begangen, dem Kaiser zu Ehren ein Kampfspiel der Centurionen hatten aufführen lassen, kehrten sie endlich nach Vetera zurück. Es galt als ein großer Gewinn, daß ein römisches Heer ohne Verluste so lange wieder in Deutschland gewesen war.

Nun kehrten gegen Ende des Jahres beide Prinzen nach Rom zurück. Der Rhein konnte wieder soweit gesichert gelten, daß vorläufig die Anwesenheit eines Feldherrn aus dem kaiserlichen Hause nicht unbedingt nöthig war. So konnte denn Tiberius endlich zu Anfang (16. Januar) d. J. 12 n. Chr. seinen wohlverdienten, lange verschobenen Triumpheinzug feiern, der namentlich

der Unterwerfung der Pannonier und Dalmatier galt und mit ausgezeichneter Pracht, nicht minder mit großer Freigebigkeit gegen das Volk der Hauptstadt gefeiert wurde; die Menge wurde nemlich an 1000 Tischen festlich bewirthet, die Bürgerschaft Mann für Mann mit je 300 Sestertien (21 Thlr. 22½ Sgr.) beschenkt. Germanicus dagegen verwaltete während des Jahres 12 n. Chr. zusammen mit Gajus Fontejus Capito das Consulat.

Derselbe hochbegabte Prinz wurde nun von Augustus ausersehen, um endlich am Niederrhein die Rache wegen der Varusschlacht an den Germanen zu vollziehen. Augustus für seine Person hatte allerdings die Idee der Eroberung des deutschen Nordens bis zur Elbe nunmehr fallen lassen; aber doch mußte die im Teutoburger Walde so furchtbar schwer geschädigte römische Waffenehre wiederhergestellt, doch mußte an den Germanen blutige Rache genommen werden. Die Deutschen mußten erkennen, daß trotz der Niederlage eines ungeschickten Feldherrn wie Varus die Kraft der Legionen noch ungebrochen sei; damit mußte auch das alte Ansehen der Römer jenseits des Rheines und der Donau nachhaltig wiederhergestellt, die letzte Hoffnung auch der keltischen Römerfeinde auf einen möglichen Sturz der römischen Herrschaft für immer verschüttet werden. Um also den Rachekrieg gegen die deutschen Völker, welche das Heer des Varus vernichtet hatten, nunmehr einzuleiten, schickte Augustus (anscheinend noch vor Ablauf d. J. 13 n. Chr.) seinen Liebling Germanicus jetzt als Statthalter der gallischen und germanischen Provinzen und als Oberfeldherrn der Rheinarmee nach dem deutschen

Norden. Damit brach nun die Zeit an, wo Deutschlands großer Herzog Arminius zu beweisen hatte, daß er dem glänzenden Römerfeldherrn ebenbürtig war; daß er nicht bloß die Kunst verstand, einen schlechten Feldherrn in Wald und Sumpf zu locken und unter den für die Deutschen denkbar günstigsten Umständen mit gewaltiger Uebermacht zu schlagen, sondern daß er auch unter gleichen Verhältnissen der Kriegskunst der Römer und daß er den Schlägen eines grausamen Geschickes gar wohl gewachsen war.

---

## Sechstes Kapitel.

### Germanicus und Arminius.

Der neue Oberfeldherr der römischen Rheinarmee war nicht nur eine liebenswürdige, glänzende Erscheinung, er war auch ein sehr gefährlicher Gegner der Germanen. Germanicus, dem wir im Laufe unserer Darstellung so oft bereits begegnet sind, war also ein Sohn des den Römern unvergeßlichen großen Drusus, dem ihn seine schöne Gemahlin Antonia im J. 15 v. Chr. (wahrscheinlich im Monat September) zu Rom geboren hatte. Wie Drusus seiner Zeit, so gehörte Germanicus zu den wenigen lichten Gestalten des julisch-claudischen Herrscherhauses; und so heftete sich auch die Liebe des Augustus und fast in noch höherem Grade die Begeisterung des römischen Volkes, wie früher an den Vater, so jetzt mit ausdauernder Treue an diese ideale Persönlichkeit. Und solcher Liebe war Germanicus wohl würdig. Die strahlende Schönheit hatte er von den Eltern geerbt; die etwas mehr heroïsche Art des liebenswürdigen Vaters war bei ihm noch zu seltener Anmuth verklärt. Die schlichte Bescheidenheit des Vaters war dem Sohn in gleicher Art zu theil geworden; nur daß bei reiferem Alter die schwierigen politischen und dynastischen Verhältnisse dem Germanicus ein noch mehr zurück-

haltendes Wesen geboten; nur daß Germanicus die durchschlagende Kraft, die er als Soldat im Kriege entwickelte, in anderen Situationen nicht so durchgehends zeigte, vielmehr nicht immer frei von einer gewissen Schwäche, nicht sowohl des Charakters, als des Entschlusses erscheint.

Geistig und körperlich ungemein reich begabt, wissenschaftlich ausgezeichnet gebildet, von inniger geistiger Empfänglichkeit und — bei aller Würde seiner Haltung — von seltener Herzensgüte, dazu auch für Staatsgeschäfte durchaus tüchtig, war er um so mehr der Liebling des Augustus wie der des Volkes geworden, je mehr es sich zeigte, daß er auch einen guten Theil des Feldherrntalents seines Vaters geerbt hatte. Die Schule aber, die er unter Tiberius in Pannonien und Dalmatien bestand, war für ihn sehr nützlich: denn gerade an der Seite dieses ebenso besonnenen als energischen Heerführers konnte er es bis zu einem gewissen Grade lernen, seinen jugendlichen Ungestüm zu mäßigen und namentlich mit den Kräften und dem Blute seiner Soldaten sorgsam Haus zu halten, vor Allem auch die sorgsamste materielle Pflege der Truppen niemals außer Acht zu lassen.

Augustus nun, der den Tiberius, dessen Wesen ihm stets zuwider war, niemals zu lieben vermochte und bei dem Hinschwinden des julischen Zweiges der Dynastie nur mit stets wachsendem Unbehagen sich gestehen mußte, daß bei den großen Verdiensten des Tiberius um den Staat dieser Prinz schließlich doch nicht von der Thronfolge würde ausgeschlossen werden können: — Augustus hat immer von Neuem es versucht, neue Glieder des

Hauses zwischen den Thron und Tiberius zu schieben. Als nun in den Jahren 2 und 4 n. Chr. seine beiden Enkel von Agrippa, Lucius und Gajus Cäsar gestorben waren; als Tiberius unmittelbar an den Thron herangezogen werden mußte, — schon damals hätte der alternde Kaiser am liebsten den jungen, schönen, liebenswürdigen Germanicus als seinen Nachfolger in Aussicht genommen. Es war eine gefährliche Gunst; sie ist nachmals sowohl für das Lebensschicksal des Germanicus, wie für den Krieg in Deutschland verhängnißvoll geworden. Damals nun hatte die Kaiserin Livia die Sache zu Gunsten ihres Tiberius zu wenden gewußt; aber ehe der Kaiser aus Rücksicht auf die Interessen des Staates und die Bitten der Livia den Tiberius als seinen Sohn in das julische Geschlecht adoptirte (am 27. Juni d. J. 4 n. Chr.), hatte Tiberius seinerseits diesen seinen Neffen Germanicus als seinen Sohn adoptiren müssen. Schon eine Reihe von Monaten vor dieser Adoption war Germanicus durch den Kaiser, seinen Großoheim, mit einer zugleich durch ihre Schönheit und durch die Reinheit ihrer Sitten ausgezeichneten Prinzessin des Hofes verheirathet worden. Es war die ältere Agrippina, Augusts Enkelin, der Julia und des großen Agrippa Tochter. Eine Frau von hoher Seelengröße und fast männlichem Geiste, aber auch stolz auf ihre hohe Abkunft, leidenschaftlich, unbändig und trotzig, energisch, wie ihr Vater Agrippa, war sie einem schauerlichen Schicksal vorbehalten. Für die Blüthejahre ihres Lebens mäßigte ihr inniges Verhältniß zu Germanicus und der starke Einfluß dieses ihres Gatten die Kundgebungen ihres stolzen Selbstgefühls und ihres

hochgehenden Ehrgeizes. Es war eine glückliche Ehe, die Augustus hier begründet hatte. Und als Germanicus nun im J. 13 n. Chr., wie wir bereits erzählten, den Oberbefehl am Rhein übernahm, der ihm bei längerem Leben Augusts vielleicht doch noch den Weg zum Throne hätte bahnen mögen, folgte Agrippina dem Gatten mit ihrem im J. 12 n. Chr. geborenen Sohne Gajus nach den deutschen Lagerfestungen.

Der Rachekrieg gegen die Deutschen wurde jedoch nicht sofort begonnen. Ehe noch ein neuer Zug nach dem rechten Rheinufer vorbereitet war, starb der Kaiser Augustus am 19. August des Jahres 14 n. Chr. Dieser Todesfall sammt den Ereignissen am Rhein, die sich sofort daran knüpften, ist auch für die weitere Entwickelung des deutschen Krieges von höchster Bedeutung geworden. Tiberius war nun Kaiser geworden. Viele Jahre seines Lebens waren unter gewaltigen Anstrengungen verstrichen, deren Ziel die Eroberung Deutschlands bis zur Elbe und bis zu den Sudeten gewesen war. Nunmehr nicht weiter durch Rücksichten auf Augustus behindert, hat der neue Kaiser doch nicht mehr daran gedacht, das Werk seiner Mannesjahre wieder aufzunehmen. Die Rücksicht auf Augusts politisches Testament, welches, wie man mittheilte, von Eroberungen in dieser Richtung abmahnte, war es schwerlich, was ihn dazu bestimmt hat. Auch das Alter nicht; obwohl Tiberius nachmals nicht zu den seltenen Feldherren zählt, die noch in grauem Haar ihre größten Thaten vollenden, — jetzt war er doch erst 56 Jahre alt und noch im Vollbesitz seiner physischen wie seiner geistigen Kräfte.

Der wahre Grund lag vielmehr einerseits in seiner neuen Stellung als Kaiser, andererseits in den Erfahrungen, die man in den nächsten Jahren am Rhein und an der Weser gemacht hat.

Tiberius war trotz seiner bisherigen großen Verdienste um das Reich doch bei den italischen Römern aller Stände höchst unpopulär. Seine nächste Hauptsorge nach dem Tode des Augustus, — auf diesem jungen Thron, wo sich noch gar kein festes Erbrecht, noch gar keine sichere Praxis in der Neubesetzung des erledigten Thrones ausgebildet hatte, war die Sorge um die Treue der Legionen, — war die Frage, ob die Soldaten überall ohne Weiteres ihm den Eid der Treue leisten würden. Und hier bangte ihm am meisten vor der Rheinarmee, an deren Spitze er den Germanicus wußte: diesen Jüngling, von dem er wußte, wie sehr Volk und Heer der Römer ihn liebten, und gegen den er, von Jugend auf an Mißtrauen gewöhnt, trotz ihrer nahen persönlichen Beziehungen ein unbesiegbares Mißtrauen empfand, welches dadurch nicht gerade beschwichtigt wurde, daß er die hochstrebende Agrippina, seine Stieftochter, an des Neffen und Adoptivsohnes Seite wußte. Die Besorgnisse des neuen Kaisers waren nur allzusehr gerechtfertigt, mit alleiniger Ausnahme seines persönlichen Mißtrauens gegen den Germanicus. Denn unmittelbar nach dem Hintritt des Augustus brachen an zwei höchst gefährlichen Stellen, bei den pannonischen Legionen und bei der niederrheinischen Armee Unruhen der bedenklichsten Art aus, die für Tiberius die dynastische Frage vorläufig unbedingt in den Vordergrund treten ließen.

Die massenhafte Einstellung italischer, namentlich in der Stadt Rom selbst ausgehobener, Rekruten in die Legionen, namentlich in die seit den Jahren 6 und 9 n. Chr. neugebildeten, hatte gefährliche Folgen nach sich gezogen. Mit diesen Leuten war mehrfach ein anspruchsvolles, verwöhntes, zu Meutereien neigendes, mit den Stadtrömern sogar ein zu politischen Bewegungen neigendes Element in das Heer eingedrungen. Namentlich machte sich jetzt, bei dem Regierungswechsel, mehrfach das volle Bewußtsein von der Bedeutung der Armee für den Bestand der Monarchie, und damit zugleich die Meinung geltend, jetzt sei die passende Zeit, um von dem neuen Kaiser eine Reihe von Concessionen zu erpressen, die man im ruhigen Verlauf des Dienstes nicht erlangen könne. Bei den Legionen zunächst, die bei dem Tode des Augustus in Pannonien standen, — es waren die Legio VIII. Augusta, die Legio IX. Hispana und die Legio XV. Apollinaris, damals unter dem Oberbefehl des Legaten Q. Junius Bläsus in einem sommerlichen Uebungslager in der Nähe von Nauportus (jetzt Ober-Laybach) vereinigt, — machte sich ein Stadtrömer Namens Percennius, früher der Führer einer theatralischen Claqueurbande, nunmehr als Soldat ein böser Schreier und gefährlicher Unruhestifter, in abendlichen und nächtlichen Zusammenkünften an die für seine Agitation empfänglichsten der Krieger und leitete eine große Meuterei ein. Alle Mißbräuche, die sich in den letzten Zeiten eingeschlichen hatten, wurden mit scharfer Zunge und wahrscheinlich mit herkömmlicher demagogischer arger Uebertreibung gegeißelt. Die Veteranen wurden auf-

gehetzt, indem man sie daran erinnerte, daß man die alten Soldaten oft noch nach Ablauf der 20 Dienstjahre mißbräuchlich bei den Fahnen behalten hatte, daß auch die den endlich Entlassenen zugetheilten Grundstücke oft in fernen Grenzländern belegen und nur erst mühsam auszunutzen wären. Die jüngeren Soldaten erinnerte der Agitator an die Mühseligkeiten des Krieges, an die Strenge des Dienstes, an die Härte und die Schläge der Centurionen. Er überzeugte die Soldaten, daß sie nur dann dem neuen Kaiser den Eid der Treue leisten dürften, wenn man ihnen eine billige Solderhöhung bewilligte, (bis auf einen Denar für den Tag oder etwa 360 Denare für das Jahr, also den Sold eines Mannes der cohortes urbanae oder die Hälfte des Soldes eines Mannes aus der ewig beneideten, bequem zu Rom oder in der Nachbarschaft sich dehnenden Kaisergarde.) Außerdem müßte die Dienstzeit der Veteranen wieder auf 16 Jahre beschränkt, nach deren Ablauf aber die alten Krieger *sofort* entlassen und mit Geld pensionirt werden.

Diese Forderungen, die an sich durchaus billig waren, (und von denen allerdings die Abfindung der Veteranen *nur* mit Geld nicht immer, und die Entlassung der Veteranen nach Ablauf der Dienstzeit wegen der schweren Kriegsnoth der letzten Jahre nicht sofort ausführbar gewesen war,) wurden in allerdings tumultuarischer, aber noch nicht meuterischer Weise dem Legaten *Bläsus* vorgetragen. Man kam endlich mit dem Feldherrn dahin überein, daß sein eigener Sohn, der Kriegstribun Bläsus, zunächst die Forderung wegen Abkürzung der Dienstzeit dem Kaiser vortragen sollte. Damit schien die

Ruhe vorläufig wieder hergestellt zu sein; bald aber kam es doch zu schlimmen Unruhen. Einige Abtheilungen nemlich, die, mehrere Stunden von dem Lager entfernt, bei Nauportus mit Straßen- und Brückenbauten beschäftigt gewesen waren, erhoben auf die Kunde von den Vorgängen im Lager offenen Aufruhr. Sie plünderten Nauportus und die nächsten Dörfer, verhöhnten oder schlugen ihre Centurionen, insultirten namentlich auf das schnödeste ihren alten strengen Lager-Inspector Aufidienus Rufus, der lange Jahre von der untersten Stellung auf empor gedient hatte und als harter Veteran den jungen Soldaten nichts schenkte. Die Ankunft der Plünderer im Lager riß auch die Masse der anderen Soldaten mit sich fort. Die Legionen entehren sich wirklich durch umfassende Ausraubung der Umgegend; schon werden auch Spuren davon bemerkbar, daß die Truppen Kenntniß von dem großen Aufstande der Rheinarmee gewonnen haben. Und als nun Bläsus mit Hülfe seiner Dienerschaft, seiner Gladiatoren und der noch zur Ordnung haltenden Soldaten mehrere der schlimmsten Räuber verhaften, auspeitschen und in den Kerker werfen ließ, da stürmten die Massen die Gefängnisse und befreiten die Verbrecher. Neue Hetzereien steigern die Emeute zu sinnloser Wuth. Man zwingt die meisten Centurionen und die meisten höheren Offiziere zur Flucht, plündert ihre Habe, ermordet sogar einen wegen seiner Härte und Roheit besonders verhaßten Centurio, während andere mit dem Tode bedrohte Offiziere doch wieder durch die Gunst ihrer eigenen Leute vor dem Schlimmsten geschützt werden.

Als Tiberius diese schlimmen Nachrichten erhielt, griff er aufs kräftigste ein. Sein Sohn Drusus mußte in Begleitung mehrerer angesehener Staatsbeamten und eines der Gardepräfekten, des Aelius Sejanus, (eines Neffen des Bläsus), mit zwei ausgesuchten Cohorten der Garde, mit dem größten Theil der Gardereiterei und mit der Masse der (längst wieder von den Inseln nach Rom zurückgeholten) deutschen Garden nach Pannonien ausrücken. Als aber Drusus im pannonischen Lager die Soldaten durch Hinweisung auf den Senat und seinen Vater und auf die künftige Berathung ihrer Hauptwünsche zu beschwichtigen suchte, da sagte man ihm unumwunden, daß man ihm nicht traue. „Tiberius habe als Prinz durch solche Hinweisung auf August ähnliche Wünsche der Legionen mehrmals vereitelt; was wolle denn Drusus jetzt?“ Drusus selbst, die Garden, die Begleiter des Prinzen werden mit Geschrei und geballten Fäusten bedroht; einer der Senatoren geräth sogar in Gefahr, durch Steinwürfe getödtet zu werden.

Da wendete (26. Septbr.) in der nächsten Nacht eine Mondfinsterniß den Sinn der Soldaten. Der furchtbare Eindruck, den dieses Naturphänomen zu allen Zeiten auf den gemeinen Mann der alten Welt ausgeübt hat, blieb auch hier nicht aus. Aengstlich wie sie geworden waren, geben sie jetzt den Zureden mehrerer bei ihnen noch beliebten Centurionen und alten Soldaten, mit denen Drusus sofort sich verständigt, Gehör. Die äußeren Zeichen der Meuterei verschwinden, und am folgenden Morgen kann Drusus sie dahin bringen, daß sie eine neue Gesandtschaft, wieder eben jenen jungen Bläsus

mit zwei anderen höheren Offizieren, an Tiberius abschicken, um sich mit dem Kaiser über ihre Wünsche zu benehmen. Der Umschwung war so vollständig, daß die Soldaten nicht bloß ruhig zusahen, wie jener Percennius und ein anderer Schreier hingerichtet, wie andere Rädelsführer außerhalb des Lagers verhaftet, von den Centurionen und der Garde einfach niedergehauen wurden, sondern daß sie sogar selbst mehrere der unruhigsten Kameraden auslieferten. Der schnelle Einbruch des Winters hinderte dann alle weiteren Zusammenrottungen; die wilden Stürme und Ungewitter galten ihnen sogar als Ausdruck des himmlischen Zornes wegen ihrer Meuterei. So waren die Legionen froh, als endlich das unheimliche Sommerlager aufgehoben und die einzelnen Abtheilungen nach den Winterquartieren zurückgeführt wurden.

Viel gefährlicher und blutiger gestaltete sich dagegen der Aufstand am Rhein. Der Prinz Germanicus befand sich in der zweiten Hälfte des August im J. 14 eben in Lyon, um hier wieder den Census der gallischen Gemeinden vorzunehmen. Hier erhielt er von Tiberius die Nachricht von dem Tode des Augustus mit den nöthigen nächsten Weisungen. Durchaus nicht von der glühenden Herrschsucht und der Begierde nach der höchsten Gewalt beseelt, die das Mißtrauen des Tiberius bei ihm voraussetzte, nahm Germanicus unverzüglich die nächsten keltischen Gemeinden für den neuen Kaiser in Eid und Pflicht. So war er bei den Sequanern aufgetreten; so war er jetzt in den weiter gegen den Rhein belegenen Gegenden Belgiens thätig, als ihn die Nach-

richt ereilt, daß am Niederrhein die Armee in hellem Aufruhr begriffen sei.

Der Legat Cäcina war gerade mit den vier Legionen des niederrheinischen Heeres in einem Sommerlager am Rhein, als die Nachricht vom Tode Augusts zu den Truppen kam. Die hier versammelten Soldaten waren, wie wir oben sahen, zum größten Theile junge Truppen; bei ihnen fanden an sich schon Ideen, wie sie die Pannonier gehabt hatten, schnelle Verbreitung. Aber zu allem Unheil war, in der 21. Legion, das römische Stadtvolk in Masse vertreten; und diese Leute, wie sie das Signal zum Aufstande gaben, verliehen der Empörung bald auch die gegen Tiberius gerichtete Spitze. Die Stadtrömer hatten die Stimmungen der Hauptstadt, namentlich auch deren blinden Widerwillen gegen den Tiberius, mit in das Lager gebracht. An sich mit der Strenge des Kriegsdienstes wenig zufrieden, immer unruhig und anspruchsvoll, nährten sie ein höchst eigenthümliches Gemisch verworrener Pläne und Hoffnungen. Schattenhafte Träume von der mythischen Herrlichkeit der alten Republik; Antipathie gegen den strengen Tiberius; rohe Hoffnungen auf einen Bürgerkrieg, der ihnen sowohl bequeme Plünderung in dem nahen Gallien erlauben, wie auch die enormen Belohnungen zuführen könnte, die bis zur Rückkehr aus Aegypten die alten Soldaten Octavians erhalten hatten: solche Gedanken erfüllten die Köpfe dieser Männer. Nun war Tiberius trotz seiner Größe als Feldherr, trotz seiner eifrigen Sorge für das Wohl der Soldaten und Offiziere, selbst bei der Armee wenig beliebt. Wenig gesellig, ernst und

streng; immer zurückhaltend; unnöthigen Ansprüchen wenig entgegenkommend, — so hatte er wohl die Liebe einiger ihm nahestehender Männer, die Achtung der erfahrenen Offiziere und alten Soldaten, nicht aber die warme Begeisterung der Masse für sich erwecken können. Ganz anders stand es mit Germanicus. Der Sohn des Drusus, der Jüngling von stürmischer, blendender Tapferkeit, der kühne und verwegene Anführer, wie ihn die Zwanziger bereits in Pannonien und Dalmatien gesehen hatten, war er auch am Rhein bereits ungemein beliebt geworden. Nicht bloß der Mann der strengen Pflicht, war er durch seine stets gleichmäßige Leutseligkeit und milde Liebenswürdigkeit, durch seine auch den Soldaten gegenüber bei aller Würde zur Geltung kommende schlichte Einfachheit, durch seine ruhige Heiterkeit, durch die gütige Theilnahme am Wohl und Wehe jedes Einzelnen der Liebling der Armee geworden. Und seine Gemahlin Agrippina, die ihren Sohn Gajus nach Art der Soldaten kleidete, theilte diese Beliebtheit in hohem Grade. So war es wohl zu verstehen, wenn die Soldaten sich mit der Idee trugen, als werde Germanicus, der Herr des stärksten römischen Heeres, es nicht ertragen, einen Anderen als seinen Herrn über sich zu dulden, sondern sehr gern nach der Krone greifen, die die Rheinarmee für ihn zu erobern bereit war.

Der Ausbruch der Meuterei erfolgte in dem Sommerlager mit Einem massiven Schlage, der so überraschend und so gewaltig war, daß der Legat Cäcina sofort die Zügel der Gewalt völlig aus der Hand verlor. Von den Einundzwanzigern und Fünfern mit roher Wuth

begonnen, pflanzte sich die Empörung auch auf die erste und die zwanzigste Legion unaufhaltsam fort. Der erste Stoß traf die unglücklichen Centurionen; dieselben wurden in Menge theils geschlagen und aus dem Lager getrieben, theils in den Rhein gestürzt. Die Tribunen und Lagerinspektoren durften nicht mehr kommandiren; der ganze Dienst wurde nach Gutdünken der Soldaten betrieben.

Kaum hatte nun Germanicus die unheilvolle Kunde erhalten, so kehrte er eilends nach dem Lager zurück, stellte nothdürftig die Form der Ordnung her und suchte mit der ganzen Kraft seiner eindringlichen Beredtsamkeit die Soldaten zur Pflicht zurückzuführen. Aber es gelang ihm nicht. Die Soldaten hörten freilich die Hinweisung auf ihre älteren Feldzüge unter Tiberius, die starke Betonung der Ruhe und Eintracht in dem übrigen Reiche ruhig mit an. Als aber der Feldherr der jüngsten Meuterei, der Vertreibung der Tribunen, der an den Centurionen verübten Gewaltthaten tadelnd gedachte: da entstand eine unbeschreibliche Bewegung. Die Soldaten werfen ihre Mäntel ab, zeigen die Narben hier der Wunden, dort der Schläge von den Rebstöcken der Centurionen. Im wilden Durcheinander klagt man über die schweren Schanz- und Lagerarbeiten, die zu geringe Besoldung, den selten und theuer von den Centurionen zu erkaufenden Urlaub. Alte Soldaten, die bei der Noth der Zeit (wie sie seit dem Marbodszuge so sehr fühlbar geworden war,) mißbräuchlich statt 20 volle 30 Jahre oder noch länger bei den Fahnen gehalten worden waren, erhoben wildes Geschrei, for-

derten laut ihre Entlassung, damit sie nicht im Elend verkommen müßten, sondern ein Ende ihrer Mühsale und einigermaßen gesicherte Ruhe finden könnten. Noch andere Krieger begehrten die baldige Auszahlung des Geldes, welches, wie man auch am Rhein bereits wußte, der verewigte Kaiser Augustus durch sein Testament für die Soldaten angewiesen hatte. Und mit diesem Begehren verbindet sich nun der scharfe Ruf: „Nicht Tiberius, sondern Germanicus müsse der Herr des römischen Reiches werden! Der Feldherr brauche nur den Befehl auszusprechen, — das Heer sei vollkommen bereit, ihm die Herrschaft zu verschaffen!“ Als Germanicus diese Stimmen vernahm, erschrak er gewaltig; nun erst verstand er den vollen Ernst der Lage. Unwillig sprang er von der Rednerbühne herab; da warfen sich ihm die Soldaten drohend entgegen, wollten ihn aufhalten, zogen ihre Schwerter. Der Feldherr aber rief laut aus: „Lieber den Tod, als die Treue verletzen!“ zog sein eigenes Schwert und drohte, sich selbst damit zu erstechen. Freilich griffen die dem Germanicus zunächst stehenden Begleiter schnell zu, fielen ihm in den Arm, hielten ihm die Hand zurück; freilich erhob ein Theil der Krieger ein lautes Jammergeschrei. Aber die trotzigeren Burschen unter dem Haufen riefen ihm kaltblütig zu: „Stoß nur zu!“ und ein frecher Strolch, Namens Calusidius, trat vor, bot dem Feldherrn sein entblößtes Schwert dar und sagte: „Da nimm dieses, es ist schärfer als deines!“ Diese Unverschämtheit war aber der großen Masse auch dieser meuterischen Soldaten doch zu stark: und unter Ausbrüchen ihres Unwillens gaben sie Raum, daß

Germanicus von seinen Freunden schnell nach dem Feldherrnzelt geführt werden konnte.

Jetzt war die Lage der Dinge sehr gefährlich. Allerdings hatte Germanicus bei seinem ganzen Naturell und ehrenhaften Charakter gar nicht daran denken können, auf die politische Seite der Wünsche seines Heeres einzugehen. Germanicus war der Sohn des Drusus; lebten in dem Vater wie in dem Sohne wirklich republikanische Gedanken, so werden sie sich wesentlich darauf concentrirt haben, daß Beide, daß jetzt namentlich Germanicus weit davon entfernt war, nach dem glänzenden Elend der römischen Cäsarenkrone zu trachten. Noch weniger mochte er daran denken, die Waffen gegen den Tiberius zu erheben, der zugleich sein Kriegsherr, sein langjähriger kriegerischer Lehrmeister, sein Oheim und nun auch sein Adoptivvater war. Am wenigsten konnte ein Mann, der sein Volk und Land so liebte, wie dieser Germanicus, anders als mit Schauder bei dem Gedanken erfüllt werden, das Reich unter Preisgebung Deutschlands und der Rheinlinie wiederum in die Greuel des Bürgerkrieges zu stürzen, und nun gar noch eine neue Soldatenherrschaft im Reiche zu begründen. Die Legionen waren, wie sich jetzt zeigte, bereits in sehr hohem Grade ihrer Macht und ihrer Bedeutung bewußt; und Germanicus am wenigsten war gewillt, mitzuwirken, daß sie das Geheimniß vollständig entdeckten und aller Welt kund machten, „daß nicht bloß Rom mit seinem Senat, sondern auch ein meuterischer Soldatenhaufe an den entlegensten Grenzen des Reiches dem Erdkreise seinen Herrn geben könne.“ Nichtsdestoweniger

war die Lage jetzt höchst gefährlich. Germanicus hatte gleich bei dem ersten Anlaufe einen guten Theil seines Ansehens nutzlos aufgeboten; der verfehlte Versuch, durch die Drohung mit dem Selbstmord zu imponiren, hatte die Sache mindestens nicht gebessert. Und wenn die Soldaten nun auch sahen, daß der Prinz sich zum Führer einer Empörung gegen Tiberius nicht hergeben würde: um so lebhafter loderte das Feuer, um so glühender waren und blieben ihre sonstigen rein militärischen Forderungen. Bald genug vernahm Germanicus, daß die Soldaten sich mit dem Plane trugen, ihrem Aufstande durch Beschickung und Gewinnung der oberrheinischen Legionen, — die zur Zeit noch keine bestimmte Aeußerung gethan, aber ihrem dem Germanicus nahe befreundeten Legaten Gajus Silius treu und ruhig gehorsamt hatten, — eine unwiderstehliche Gewalt zu verleihen. Noch mehr, man erfuhr, daß die wildesten Meuterer bereits an die Plünderung und Zerstörung von Köln, an einen Raubzug nach Gallien dächten; unbekümmert um die Germanen, die dann doch sicherlich in Belgien einbrechen würden.

Germanicus hielt unter diesen Umständen mit dem Stab der Armee und mit seinen Freunden Kriegsrath. Noch war man der oberrheinischen Legionen nicht sicher; die Anwendung von Gewalt mit Hülfe der allerdings vollkommen zuverlässigen Auxiliartruppen hätte offenen Krieg bedeutet, den der Feldherr unter allen Umständen vermeiden wollte. Bei dieser Lage der Dinge kam man dahin überein, (natürlich mit Vorbehalt der nachträglichen Zustimmung des Kaisers) die wesentlichsten

militärischen Forderungen der Legionen zu bewilligen. Eine Erhöhung des Soldes konnte man natürlich nicht versprechen; dafür entwarf man einen Brief, als ob derselbe so eben aus Rom angelangt wäre, im Namen des Tiberius. Man versprach den Soldaten, ihnen den doppelten Betrag der Geschenke des Augustus auszuzahlen; nach dem Testament des Augustus sollte jeder Legionssoldat ein Legat von 75 Denaren = 21 Thlr. 22½ Sgr. erhalten. Außerdem sollte die Dienstzeit auf sechszehn Jahre beschränkt, die Veteranen jedoch noch vier Jahre bei den Fahnen gehalten, aber für diese Zeit lediglich zum Dienste im Gefecht verwendet, nachher aber sofort mit ihrer Pension entlassen werden.

Die Soldaten waren viel zu schlau, um nicht sofort zu merken, daß diese Bewilligungen nicht von Rom aus angeordnet waren; sie drangen daher darauf, daß die Zusage auf der Stelle ausgeführt wurde. Nicht zufrieden damit, daß die Legionstribunen unvorzüglich sowohl die zu völliger Dienstentlassung berechtigten Veteranen, wie die Soldaten von 16 Dienstjahren aussonderten, setzte es der Ungestüm der 5. und der 21. Legion durch, daß die Gelder sofort, und nicht erst in den Winterquartieren ausgezahlt wurden. Nun erst, und nachdem Germanicus und seine Freunde die Zahlungen aus ihren Privatkassen geleistet hatten, marschirten die Fünfer und Einundzwanziger nach Vetera ab. Cäcina führte die erste und die zwanzigste Legion nach Cöln zurück; die Soldaten aber hatten es sich nicht nehmen lassen, das erpreßte Geld triumphirend zwischen ihren Adlern und sonstigen Feldzeichen zu führen.

Inzwischen begab sich Germanicus nach dem Oberrhein, um die dortigen Legionen für den Kaiser zu vereidigen. Hier ging Alles gut. Die zweite, dreizehnte und sechszehnte Legion huldigten ohne Verzug, die vierzehnte fügte sich nach kurzem Besinnen. Die den unterrheinischen Legionen gemachten Concessionen wurden natürlich auch dem „oberen“ Heere gewährt, obwohl hier Niemand solche Forderungen gestellt hatte. Jetzt, und nachdem auch die Nachricht gekommen war, daß die Entschlossenheit des Lager-Inspektors M.' Ennius die auch bei der römischen Besatzung im Chaukenlande ausgebrochenen Unruhen schnell gebändigt hatte, glaubte Germanicus das Schwerste überwunden zu haben. Allein, als er sich bereits wieder in Köln befand, brach der Aufstand am Niederrhein noch einmal mit erneuter Wuth aus. Es erschienen nemlich mehrere Abgeordnete des Senats unter Führung des Consularen L. Munatius Plancus (Sohn des Gründers von Raurica, S. 41.) bei Germanicus. Außer mehreren persönlichen Aufträgen des Kaisers für seinen Neffen hatten sie wahrscheinlich dem Feldherrn die Nachricht zu überbringen, daß der Senat auf des Tiberius Antrag ihm das große dauernde prokonsularische Imperium bewilligt habe: eine Auszeichnung, durch welche Tiberius bei seiner grundlosen Furcht vor höherem Ehrgeiz seines Neffen denselben wahrscheinlich für sich günstig zu stimmen gedachte. Die Soldaten aber, namentlich die mit Germanicus in der Stadt Köln selbst noch verweilenden neuerdings entlassenen Veteranen der vier niederrheinischen Legionen, geriethen in die grundlose Besorgniß, der Senat habe

beschlossen, die jüngst durch den Germanicus ihnen bewilligten Zugeständnisse wieder zurückzuziehen. In blinder Angst und Wuth beginnen bald nach Einbruch der Nacht die Veteranen einen neuen Aufstand. Sie werfen sich auf die Wohnung des Germanicus, erbrechen die Thüre, zwingen ihn unter mörderischen Drohungen, ihnen ihre Fahnen auszuliefern, — wie als Bürgschaft, daß man den ihnen gewährten Abschied nicht zurücknehme, — wälzen sich dann tobend durch die Straßen. Die erschreckten Senatoren, die bei dem Lärm zu Germanicus eilen, werden in den Straßen insultirt und bedroht; namentlich Plancus, den man für den Hauptgegner der Soldaten hält. Mit dem Tode bedroht, flieht Plancus endlich nach den Quartieren des Lagers der ersten Legion, wo ihm bei dem geweihten Standplatz des geheiligten Adlers doch nur die Entschlossenheit des Adlerträgers Calpurnius das Leben rettet.

Die härteren Naturen unter den Stabsoffizieren waren mit Recht wüthend über diese schmachvollen Auftritte. Ihre Meinung war es, daß Germanicus unverzüglich nach Mainz abreisen und von dort zuverlässige Soldaten heranführen müsse, um die zuchtlosen Meuterer mit Waffengewalt zu Paaren zu treiben. Allein die milde Gesinnung des Feldherrn bestimmte ihn, es noch einmal mit moralischen Mitteln zu versuchen. Am Morgen nach jener wüsten Nacht erschien Germanicus im Lager, führte den Plancus mit auf die Rednerbühne, beklagte bitter die schmählichen Scenen der Nacht, die Schande, mit welcher die Truppen sich bedeckt, setzte den Soldaten kurz auseinander, welches die Aufträge

der Gesandten gewesen. Dann ließ er die Botschafter unter dem Schutze eines Geschwaders der Auxiliarreiterei sofort abreisen. Dann aber schickte er sich an, auch seine Gemahlin Agrippina, seinen Sohn Gajus, und die Frauen der Stabsoffiziere aus dem unsicher gewordenen Cöln nach Trier, der Hauptstadt der keltischen Trevirer, unter dem Schutze keltischer Reiter geleiten zu lassen. Nur ungern entschloß sich Augusts stolze, muthvolle Enkelin zu dieser Flucht; endlich gab sie seinen Bitten nach.

Diese Wendung der Dinge, so berichtet uns Tacitus, wurde nun aber auch der entscheidende Wendepunkt des Aufstandes. Als Agrippina, mit ihrem Söhnchen und ihren Freundinnen, im kläglichen Aufzuge, ohne die sonst bräuchlichen kriegerischen Ehren, unter dem Jammer der Zurückbleibenden, von keltischen Reitern geführt, die Reise antrat: da fiel den Soldaten die unwürdige Veränderung schwer aufs Herz. Scham und Mitleid, die Erinnerung an Agrippa und Drusus, an Augustus, an die hohe Achtung, die Agrippina bei ihnen gewonnen, selbst an den traulichen Verkehr mit dem kleinen Gajus, begann die Gemüther zu bewegen. Stärker noch war der Verdruß darüber, daß man jetzt diese Pfänder ihrer Zuneigung ihrem Schutze entziehen und sie unter die Hut der gering geachteten Kelten stellen wollte. Daß das aber durch ihre Schuld nöthig wurde, fing an, sie tief zu beschämen.

Die Gefühle der Soldaten machten sich schnell in Thaten Luft. Man wirft sich den abziehenden Reisenden entgegen; man hält den Wagen an, auf welchem Agrippina und

Gajus sitzen. Einige beschwören die Gemahlin des Feldherrn, sie solle umkehren und in Cöln bleiben; die meisten aber stürmen mit derselben Bitte zum Germanicus. Der Feldherr nun wußte die tief bewegte, jäh veränderte Stimmung der Soldaten, unter denen sich — in der zwanzigsten Legion — so viele befanden, die mit ihm in Pannonien unter und durch Tiberius zu ächten Kriegern ausgebildet waren, mit wahrer Meisterschaft zu benutzen. Die ergreifenden und überaus geschickt gewählten Worte, die er jetzt, von frischem Schmerz und Zorn bewegt, an die Menge richtete, die sich um ihn drängte, schlugen diesmal endlich durch. Tief erschüttert baten die Soldaten den Germanicus, er möge die Schuldigen strafen, den Verirrten und Mißleiteten verzeihen, das Heer gegen den Feind führen; die Agrippina aber und ihren Sohn möge er doch lieber nicht von Cöln abreisen lassen, nicht unter den Schutz der Kelten stellen! Da gab denn der Feldherr den Bescheid, Agrippina müsse, da ihre Niederkunft und der Winter nahe bevorstehe, jedenfalls nach Trier abreisen; Gajus dagegen solle im Lager verbleiben. Die Bestrafung der Schuldigen überlasse er den Truppen selbst.

Damit lösten sich denn die schweren Verwickelungen zu Gunsten des Germanicus und des neuen Kaisers. Und nun begann ein blutiges Nachspiel. Die völlig umgestimmten Soldaten wollten mit Gewalt die Erinnerung an ihre schwere Meuterei im Blute der am meisten compromittirten Schreier und Rädelsführer untergehen lassen; je mehr man sich schämte, so arg gegen Disciplin und römische Soldatenehre sich vergangen zu

haben, um so rücksichtsloser ging man jetzt den „Verführern" zu Leibe. Unter dem Vorsitz des Gajus Cätronius, des Legaten der ersten Legion, hielten die Soldaten jetzt Kriegsgericht. Die gesammte Masse der Legionarier stand in strenger Ordnung mit gezogenen Schwertern. Nachdem die Krieger selbst die ihnen bekannten Rädelsführer gefesselt vor das Tribunal des Legaten geführt hatten, wurde jeder Angeklagte von dem betreffenden Legionstribunen der Menge gezeigt. Ertönte aus den Reihen der Krieger der Ruf „Schuldig", so wurde der Unglückliche den Kameraden übergeben und sofort getödtet. Als auch die zur Entlassung ausgesonderten Veteranen von 16 Dienstjahren diesem Beispiele gefolgt waren, ließ Germanicus diese Krieger nach Rhätien abmarschiren; er selbst hielt seinerseits ein anderes Kriegsgericht. Es mußte nemlich nunmehr das Corps der Centurionen wiederhergestellt und ergänzt werden. Natürlich kamen die alten Offiziere, soweit sie nicht bei dem ersten Ausbruch der Meuterei den Tod gefunden hatten, dabei vor Allem in Betracht. Und hier musterte Germanicus vor den Soldaten mit seinen Legaten und Tribunen die bisherige Haltung der sämmtlichen Centurionen, um alle Männer dieses Standes, die — nach dem Urtheil des Stabes und der Soldaten nachweislich sich durch Habsucht und Grausamkeit gegen die Soldaten strafbar gemacht hatten, aus dem Dienste zu entfernen.

Darüber kam die Nachricht nach Cöln, daß die in Vetera lagernden Fünfer und Einundzwanziger, die eigentlichen Urheber und ursprünglich wildesten Frevler des Aufstandes, unter neuen bösen Gewaltthaten noch

immer bei der Meuterei beharrten und namentlich noch immer die Huldigung verweigerten. Der seit einiger Zeit nach Vetera abgegangene Cäcina hatte sie noch nicht zur Ordnung bringen können. Da entschloß sich Germanicus nun doch zur Anwendung offener Gewalt. Ein großer Theil der Legionarier aus Cöln, eine Masse Auxiliartruppen und die Rheinflotte wurden gegen die Meuterer in Bewegung gesetzt. In der Hoffnung aber, durch bloße Demonstrationen die Meuterer endlich bändigen zu können, schrieb er an Cäcina: „die Soldaten möchten sich besinnen; er selbst komme jetzt mit starker Macht; wenn die Soldaten nicht endlich selber die Strafe an den Uebelthätern vollziehen würden, so müsse er schließlich ohne Unterschied auf alle einhauen lassen!“ Diese Drohung that ihre Wirkung; aber freilich weit über das von Germanicus erwartete Maaß hinaus. Cäcina hatte bereits eine große Menge tüchtiger Soldaten auf seiner Seite, die der sinnlosen Meuterei und der Leitung der stadtrömischen Strolche satt waren und lebhaft die volle Aussöhnung mit Germanicus ersehnten; den Kern dieser Mannschaften bildeten die Adler- und Fahnenträger. Allen diesen Leuten theilte Cäcina nun mit, was neuerdings in Cöln geschehen, was Germanicus jetzt geschrieben hatte, und was die Legionen in Masse zu erwarten hätten, wenn die Aufständischen es auf offenen Kampf ankommen lassen würden. Darauf hin bearbeiteten die Anhänger des Legaten ihre Kameraden; bald konnten sie melden, daß weitaus die größte Masse der Soldaten bereit sei, zu voller Ordnung zurückzukehren. Und nun verabredeten die Männer mit Cäcina Stunde

und Zeichen, um mit Einem Schlage über die noch hartnäckigen Meuterer herzufallen und mit ihnen gründlich aufzuräumen. Nur von Adlerträgern und Unteroffizieren geführt, veranstalteten die Anhänger der Ordnung denn auch eine wahrhaft fürchterliche Metzelei. Von allen möglichen Punkten des Lagers her unerwartet und gleichzeitig in den Lagerhütten überfallen, wurden die Meuterer sämmtlich in Stücke gehauen. Die Angreifer berauschten sich gleichsam im Blute ihrer Kameraden; man wollte sich in solcher Weise von der Schmach der letzten Wochen gründlich reinwaschen.

Als Germanicus gleich nachher (anscheinend in den letzten Tagen des Septembers d. J. 14) in Vetera einrückte, fand er die Festung zu seinem Entsetzen mit Strömen Blutes überschwemmt, mit verstümmelten Leichen überfüllt, auch die Sieger in düsterster Stimmung. Hier mußte rasch abgeholfen werden. Die Soldaten, die seit nahezu vier Wochen von einem Tumult zum andern, endlich zu blutiger Selbstvernichtung getaumelt waren, mußten endlich wieder mit einem auswärtigen Kriege beschäftigt, es mußte ihnen rasch die, von ihnen selbst jetzt laut ersehnte Gelegenheit gegeben werden, in germanischen Kämpfen die Schmach der Meuterei zu sühnen und die schrecklichen letzten Ereignisse zu vergessen. So wurde denn der Rachekrieg gegen die Sieger im Teutoburger Walde noch eher begonnen, als es wahrscheinlich bis zuletzt im Plane des Feldherrn gelegen hatte. So wurden denn die Leichen der Erschlagenen in Vetera möglichst rasch verbrannt; dann aber sofort mit Hülfe der Rheinflotte eine Brücke nach

dem rechten Rheinufer geschlagen, über welche Germanicus zu Anfang October d. J. 14 nunmehr 12,000 Mann Romanen aus den vier unterrheinischen Legionen, mit ihnen aber 26 (überwiegend wohl belgische) Auxiliarcohorten und acht Reiterabtheilungen nach Deutschland führte.

Die Römer hatten namentlich den vier deutschen Hauptvölkern, die vorzugsweise den Ausfall der Hermannsschlacht herbeigeführt (S. 182.), blutige Rache geschworen. Der jetzt improvisirte Feldzug, der nur den Charakter einer wilden „Razzia" tragen sollte, war nun gegen die von Vetera aus am leichtesten zu erreichenden und zu überraschenden Marser gerichtet, die in ihren Sitzen zwischen der oberen und mittleren Lippe und Ruhr zur Zeit eines Angriffes gar nicht gewärtig waren. Germanicus nun überschritt zunächst die untere Lippe, durchschritt dann im raschen Zuge den s. g. Cäsischen Wald (zwischen dem jetzigen Essen und Werden, im Mittelalter der Wald „Heissi" genannt), passirte endlich den von Tiberius östlich vom Rhein angelegten Grenzschutzwall. Nun galt es, die Marser möglichst unbemerkt zu beschleichen und sie nun nachdrücklich zu überraschen. Vorausgeschickte Kundschafter bringen die Nachricht, Alles sei für einen Ueberfall wohl geeignet; die Germanen feierten heute Nacht ein Fest mit bräuchlichen Zechgelagen und Spielen. Da beschloß denn der Feldherr, anstatt des kürzeren und bekannteren, darum aber auch von den Germanen mehr beobachteten Weges einen längeren, schwierigeren und von den Soldaten noch nicht betretenen, darum aber auch voraussichtlich nicht ver-

theidigten Pfad nach den marsischen Dörfern zu wählen. Cäcina bahnte mit den leichten Truppen den Legionen und der Reiterei den Weg, wo es nöthig war, das Unterholz rasiren zu lassen. Eine klare sternenhelle Nacht unterstützte den blutigen Vorsatz des Germanicus, der nunmehr, noch dazu durch die glühende Begierde getrieben, die Schmach und den Jammer der Varusschlacht furchtbar zu rächen, den ersten seiner schweren Schläge gegen die Deutschen ins Werk setzte: jener Schläge, die mehrmals recht deutlich zeigten, daß er, obwohl zu den edelsten und gegen die Bürger des römischen Reiches humansten Gestalten der Römischen Welt zählend, doch derselben Grausamkeit und argen List gegen die Germanen fähig war, wie seiner Zeit der große Julius Cäsar gegen die Kelten aller Stämme, — einer Grausamkeit und Vernichtungswuth, die doch nur theilweise durch die enorme Schwierigkeit entschuldigt wird, auf den kurzen deutschen Sommer- und Herbstfeldzügen tiefer gehende Erfolge zu gewinnen.

Es gelang also den Römern sich bei Nacht völlig unbemerkt den Dörfern der Marser zu nähern. Hier theilte Germanicus das Heer in vier große Colonnen, die nun sich mordlustig über das marsische Land ausbreiteten. Da die Marser keine Wachen ausgestellt hatten, sondern allenthalben durch die Genüsse des Festes betäubt, schwer betrunken lagen, so wurde der Zug der Römer ein greuliches Mordfest. Die Soldaten erschlugen ohne Kampf betrunkene Männer, wehrlose Frauen, Greise und Kinder; die hier und da zerstreuten wehrfähigen Männer wurden natürlich eben so leicht

niedergemacht. Auf zehn Meilen Weite wurde das Land der Marser mit Blut überschwemmt, alle Höfe und Dörfer niedergebrannt, namentlich auch der Tempel der Tanfana (vielleicht bei dem jetzigen Dortmund), ein damals gefeiertes Heiligthum der deutschen Völker des Lippegebietes, brutal zerstört. Als endlich mit den westlichen Marsern gründlich aufgeräumt war, trat Germanicus den Rückzug an. Auch er mußte jetzt erfahren, daß die Rückzüge stets die gefährlichsten Abschnitte der germanischen Feldzüge waren. Die Nachricht von den römischen Blutthaten, mit denen die Legionen ihre Rückkehr nach dem seit fünf Jahren geräumten Gebiete bezeichnet hatten, wirkte im höchsten Grade erbitternd auf den Rest der Marser und auf die Nachbarvölker, wie die Brukterer, die Usipeter und Tencterer. Große Massen machten sich auf, um den Römern bei deren Rückzug nach dem limes den Weg zu verlegen. Da zeigte nun Germanicus, daß er wirklich ein Feldherr war. Sofort wurde das Heer so geordnet, um jeden Augenblick ohne Gefahr aus der Marschordnung ins Gefecht gehen zu können. Reiterei und Auxiliarfußvolk bildeten die Spitze des Zuges, dahinter kam die erste Legion; in der Mitte zog der Train, der auf jeder Seite durch je eine Legion, die fünfte und die einundzwanzigste, gehütet war. Den Nachtrab bildete die zwanzigste Legion mit Reiterei und Auxiliaren. Geraume Zeit hielten sich die Deutschen beobachtend zurück; als aber der Zug durch die schwierigen Waldgebirge sich wand, eröffneten sie den Angriff zugleich auf allen Seiten. Ihre Angriffe auf die Spitze und die Seiten

der Römer wurden leicht abgewiesen; aber der Nachtrab gerieth in große Gefahr. Dem furchtbar wuchtigen Anprall ihrer massiven Keilrotten hielten die leichten Truppen der Römer nicht Stand. Auch die Zwanziger kamen ins Schwanken; da sprengte Germanicus selbst heran; „jetzt“ so rief er ihnen zu, „sei es Zeit, die Schmach der Meuterei zu sühnen! Vorwärts! Sie sollten eilen, ihre Schuld in Ruhm zu verkehren!“ Da entbrannte der alte römische Ungestüm. Mit Einem gewaltigen Ruck zerrissen sie die deutschen Haufen, hieben grimmig mit den Schwertern ein, und schafften hier so gründlich Ruhe, daß die Armee ohne weitere Gefahr den unheimlichen Wald hinter sich bringen und seitdem ohne andere Anfechtungen nach dem Rhein zurückmarschiren konnte.

Die Ereignisse des Septembers und Octobers d. J. 14 n. Chr. wirkten sehr verschieden ein auf Tiberius und auf Armin. Der Kaiser war sehr wenig erfreut über die Septembernachrichten vom Rhein. Die zweifellose Treue, mit welcher Germanicus die Sache des Kaisers rücksichtslos vertheidigt hatte, trat in dem argwöhnischen Sinne des Tiberius weit zurück hinter schwerwiegenden Bedenken. Der strenge Feldherr mochte nur mit Unwillen daran denken, daß sein Neffe die Ruhe doch nur durch Geldgeschenke und schnelle Entlassung der Veteranen wieder hergestellt hatte. Aber viel schlimmer war ein Anderes. Tiberius hatte bisher schwerlich geglaubt, daß Er bei den Rheintruppen so tief unpopulär sei. In seiner mißtrauischen Weise konnte er nun den Gedanken nicht mehr loswerden, daß Germanicus, dessen stolze Gattin Agrippina jedenfalls

nicht die wohlwollende Gesinnung des Gemahls gegen den Oheim theilte, es ja jeden Augenblick in der Hand habe, mit Hülfe des Rheinheeres ihn vom Throne zu stoßen. Wer bürgte ihm dafür, daß Germanicus stets, etwa auch nach einer Reihe strahlender Siege, die bisherige Enthaltsamkeit bewahren werde? Und schließlich entsprach das auch der Würde des Kaisers nicht, so ganz von der Stimmung seines jugendlichen Neffen abzuhängen. Unter diesen Umständen stand bei dem Kaiser der Entschluß fest, den Germanicus so bald als nur thunlich von der Rheinarmee zurückzuziehen. Damit war natürlich auch der Verzicht auf die Wiedereroberung Deutschlands im Princip festgestellt. Außer dem Germanicus war damals eben nur noch der Kaiser selbst im Stande, ein solches Werk zu leiten. Wenn nun, wie es jetzt der Fall, politische Rücksichten aller Art den Tiberius als Kaiser bestimmten, für eine Reihe von Jahren die Hauptstadt nicht mehr zu verlassen, so mußte eben der alte Gedanke des Augustus, die langjährige Arbeit des Tiberius selbst aufgegeben werden.

Zunächst natürlich mußte Germanicus noch am Rhein bleiben, mußte unter allen Umständen wenigstens der Rachekrieg gegen die Deutschen fortgesetzt werden. Tiberius hat auch auf die Nachricht von dem gelungenen marsischen Zuge vor dem Senat einen prächtigen Bericht über die Thaten seines Neffen gehalten, ein feierliches Dank- und Opferfest beantragt, und wohl auch den Senatsbeschluß veranlaßt in Sachen eines dem Germanicus zu gewährenden Triumphes, den der junge

Held sich allerdings nun erst recht verdienen wollte. Und die Geschenke wie auch die Bewilligungen, die Germanicus wegen Abkürzung der Dienstzeit seinen Legionen gemacht, wurden jetzt auch formell genehmigt und zugleich auf die pannonischen Truppen ausgedehnt. Nur daß freilich schon nach Jahr und Tag Kaiser und Senat in Sachen der Dienstzeit die alte Einrichtung herstellten; der mißbräuchliche lange Nachdienst wurde allerdings vermieden, aber die Veteranen mußten ihre vollen zwanzig Jahre bei den Adlern wieder aushalten.

Zunächst rüstete nun Germanicus mit allem Eifer am ganzen Rhein für den großen Feldzug, der im J. 15 ins Werk gesetzt werden sollte. Der Ruf der marsischen Greuelscenen, der Lärm namentlich neuer Schiffsrüstungen am Rhein machte inzwischen den verhaßten Hauptgegner der Römer in Deutschland, den Cheruskerfürsten Armin, alsbald darauf aufmerksam, daß jetzt die Zeit ganz nahe bevorstehe, wo er den zweiten großen Waffengang werde mit Rom bestehen müssen. Die Unerschrockenheit, die Standhaftigkeit, die Widerstandskraft des großen Mannes wurden jetzt auf eine furchtbare Probe gestellt. Armin kannte die Politik und die Unversöhnlichkeit der Römer nur zu genau. Er wußte, daß sie unter allen Umständen ihre Rache suchen wollten und mußten. Er kannte seinen neuen, ihm selbst im Alter nahezu gleichen, ausgezeichneten römischen Gegner recht wohl. Und ihm mußte bange werden, wenn er erwog, daß die Deutschen trotz ihres Sieges im Teutoburger Walde den Römern gegenüber jetzt nicht besser vorbereitet standen, als einst zur Zeit des Drusus.

Noch mehr, die Römer konnten jetzt sogar bei den Cheruskern selbst auf Anhaltepunkte für ihre spaltende diplomatische List rechnen.

Armin hatte allerdings durch die Vernichtung des Varus und seines Heeres bei den Germanen weit und breit das höchste Ansehen gewonnen. Aber in Zeiten der Ruhe gab ihm das zunächst keine Macht über seinen eigenen Gau hinaus. Und auch so blieb ihm seit dem Jahre 9 n. Chr. der Ruhm und die Siegesfreude keineswegs ungetrübt. Derselbe Vorwurf, der in unserem Jahrhundert gegen den General York wegen seines Vertrags von Tauroggen nachmals selbst von deutscher Seite gemacht worden ist, ist auch seiner Zeit in Deutschland selbst in stärkster Weise gegen Armin wegen seines Benehmens gegen Varus erhoben worden. Sobald nur erst Neid und Eifersucht gegen den jungen Helden sich regten, fiel auch immer und immer wieder das harte Wort, daß Armin dem Römer die Mannentreue gebrochen, daß er den Varus schnöde durch List getäuscht, den Sieg doch nur durch Trug und Tücke errungen habe. Das starke Herz des deutschen Helden mochte nun allerdings über diesen Vorwurf hinwegkommen; und wenn etwa in seiner eigenen Seele eine Stimme laut wurde, die ihn nicht immer ohne Unruhe an den Bruch denken ließ, den er für seine Person mit Rom hatte vollziehen müssen, so mußte ihn eben immer wieder der Gedanke an die Rettung, an die Befreiung des Vaterlandes aus den Ketten römischer Sklaverei mächtig erheben und stärken. Aber die Art, wie der erste große Mann der deutschen Nation, Dank seinem Verhängniß,

durch seine große Befreiungsthat in scharfen Conflikt getreten war mit einem starken sittlichen Zuge seiner deutschen Zeitgenossen, hat darum doch seinem ganzen Heldenleben einen tief tragischen, ja schmerzlich erschütternden Charakter aufgeprägt. Es war doch für Armin tief traurig, daß nach der Varusschlacht in seiner eigenen Familie nur die Mutter dem Heldensohne treu zur Seite stand. Der Oheim Inguiomer hielt sich, offenbar den Bruch mit Rom mißbilligend, kühl entfernt. Und Flavus, der eigene Bruder Armins, war unbedenklich römischer Offizier geblieben und diente den Römern mit um so größerer Hingebung, je verhaßter Armin im römischen Lager war. Und weiter: gerade der Sieg über Varus hatte auch das Volk der Cherusker in zwei feindliche Parteien gespalten. Der alte Segest verzieh es dem Armin niemals, daß er selbst durch den Ungestüm des von Armin entflammten Volkes genöthigt worden war, gegen Varus die Waffen zu erheben. Zu seiner römischen Gesinnung trat mehr und mehr die bittere Eifersucht auf das gewaltige Ansehen, welches der junge Armin bei den Cheruskern gewonnen hatte. Segests Stimmung wurde dadurch wahrlich nicht gemildert, daß seine jüngeren Angehörigen mit Begeisterung die Sache Armins vertraten. Und er wurde der Todtfeind seines jungen Landsmanns, als Armin endlich die schöne und hochgesinnte Thusnelda, Segests Tochter, die bereits einem anderen Manne verlobt war, entführte und zu seiner Gemahlin machte; das war jedenfalls mit Zustimmung Thusnelda's geschehen, die nicht die Gesinnungen ihres Vaters, sondern die des Befreiers der Deutschen

theilte. Darüber war es endlich sogar zu einer Fehde unter den Cheruskern selbst gekommen. Segest mit seiner Gefolgschaft überfiel den Arminius und nahm ihn gefangen. Freilich nur auf kurze Zeit. Denn Armins Gefolgschaft nahm die Gelegenheit wahr, ihrerseits den alten Häuptling gefangen zu nehmen und ihn dadurch zur Freilassung Armins zu nöthigen.

So also standen die Dinge in Deutschland, als Germanicus sich zu seinem großen Rachezuge rüstete. Das waren allerdings wahrhaft trostlose Zustände; und der treffliche Armin, der sehr wohl wußte, daß alle Hoffnung auf glückliche Gegenwehr lediglich darauf beruhte, daß es gelänge, wieder die verschiedenen Stämme gegen die Römer zu vereinigen, sah der Zukunft mit großer Besorgniß entgegen. Und doch ist ihm auch diesmal sein Werk gelungen. Aber er hat dafür einen Preis zahlen müssen, der den ersten großen Helden der deutschen Geschichte zu einem wahrhaft vom Schicksal gezeichneten Manne gemacht hat.

Die Verhältnisse selbst entwickelten sich nemlich in folgender Weise. Germanicus hatte während des Winters 14 auf 15 n. Chr. stark gerüstet, die Flotte und die Legionen ergänzt, die Auxiliaren verstärkt, die Contingente mehrerer deutscher Völker auf dem linken Rheinufer aufgeboten. Bei seinen Unternehmungen gegen die Germanen folgte er nun mehrfach dem Plane, nach welchem einst sein Vater Drusus gearbeitet hatte. Diesmal galt es nun, zunächst die Völker südlich und westlich von den Cheruskern zu zerschmettern, um endlich mit ganzer Wucht auf die Cherusker zu fallen. Die

Cherusker selbst sollten zunächst noch unberührt bleiben; offenbar waren bereits heimliche Unterhandlungen zwischen Cöln oder Vetera und dem Segest im Gange, und die Römer hatten bereits die für sie höchst erfreuliche Aussicht, daß es zwischen den Parteien des Segest und des Armin zum inneren Kriege kommen werde. Diese Entwickelung durfte man natürlich nicht durch einen vorzeitigen Angriff auf das cheruskische Wesergebiet unterbrechen.

Unter diesen Umständen eröffnete Germanicus mit Anfang des Frühlings 15 n. Chr. die Feindseligkeiten mit seinem gewohnten Ungestüm in kraftvollen Schlägen. Der Feldherr wollte wesentlich durch Zerschmetterung der Katten ebensowohl die Rache an diesem Stamme vollziehen, wie zugleich die Cherusker auf ihrer linken Flanke entblößen, für sich aber den großen Vortheil erzielen, daß durch die Wirkungen solchen Schlages das ganze Rheingebiet von Mainz bis Köln so vollständig vor deutschen Angriffen gesichert würde, daß man ohne Bedenken für mehrere Monate die Masse der römischen Besatzungen aus den Grenzlagern ziehen und in weite Entfernung wegführen könnte. Germanicus operirte ebenso vorsichtig als energisch. Damit den Katten jede Hülfe vom Norden her entzogen würde, ließ er seinen Legaten Cäcina mit den Legionen von Köln und Vetera, mit 5000 Mann Auxiliaren und mit einigen deutschen Contingenten vom linken Ufer des Niederrheines in das Gebiet der Lippe einbrechen. Dieses Heer hat denn auch die wüthend sich erhebenden Marser überall auseinander getrieben und durch eine Reihe

kluger Bewegungen die Cherusker, soviele ihrer damals überhaupt in der Lage waren, an die Noth der Katten zu denken, von einem Zuge nach dem schwer heimgesuchten kattischen Lande abgehalten. Damals wird es auch geschehen sein, daß die Römer die Ruinen der Festung Aliso wieder besetzt und diese wichtige Station wieder in vertheidigungsfähigem Stand gesetzt haben.

Gleichzeitig war Germanicus persönlich mit den vier Legionen des Oberrheines, denen er zehntausend Mann Auxiliaren zugesellte, von Mainz ausmarschirt. In diesen Gegenden folgte er überall den Spuren seines Vaters Drusus bei dessen letzten Feldzügen. Zuerst wurden die alten Taunusschanzen des Drusus, die anscheinend zur Zeit der Varusschlacht zerstört worden waren, wiederhergestellt. Dann aber gingen die Römer, in diesem Frühling durch eine damals in Deutschland nicht gewöhnliche Trockenheit des Wetters und auffallend niedrigen Stand der Gewässer unterstützt, mit raschen und energischen Märschen tief hinein in die grünen Waldthäler und Flußniederungen des Kattenlandes. Während der bereits im pannonischen Kriege bewährte L. Apronius mit dem Train und den schwerer gerüsteten Abtheilungen langsamer folgte und überall für leidliche Herrichtung der Wege, für Anlage von Dämmen, Brücken und Walddurchhauen zu sorgen hatte, stürzte sich Germanicus mit dem beweglicheren Theile seiner Schaaren überall siegreich auf die überraschten Katten. Namentlich als die Römer die Eder erreicht hatten, gelang es ihnen, auf große kattische Massen zu stoßen; hier wurden Greise, Weiber und Kinder in Menge

getödtet und gefangen fortgeschleppt. Die kraftvollen jungen Mannschaften der Katten jedoch waren über den Fluß geschwommen; nun setzten sie den Anstrengungen der Römer, hier eine Brücke zu schlagen, hartnäckigen Widerstand entgegen, den die Römer endlich durch Anwendung der Artillerie und der Bogenschützen brachen. Nach Ueberschreitung der Eder wurden die Katten überall theils zur Unterwerfung genöthigt, theils — unter Verheerung ihrer Dörfer und Aecker und Zerstörung ihres Hauptortes Mattium (S. 100.) — zur Flucht in die Wildnisse gezwungen. Der Schlag war so wuchtig geführt worden, daß die Katten es nicht einmal wagten, die Römer zu beunruhigen, als Germanicus den Rückzug nach dem Rhein antrat, der diesmal höchst wahrscheinlich durch das Thalgebiet der Eder, dann in dem Thal der Sieg, in der Richtung auf Bonn, genommen wurde.

Germanicus hatte, so scheint es, den Rhein noch nicht wieder erreicht: da erhielt er eine Botschaft aus dem Lande der Cherusker, die ihn entzückte. Arminius, so werden wir anzunehmen haben, hatte seit dem Marserzuge der Römer bei den Cheruskern entschieden auf rechtzeitige selbständige Eröffnung des Krieges gegen den Germanicus gedrungen; offenbar wollte er wenigstens es nicht ruhig abwarten, daß die Römer ihn und sein Volk diplomatisch und militärisch vollkommen isolirten, um ihn nach der Politik des Polyphem erst „zuletzt zu verspeisen.“ Aber es gelang dem trefflichen Manne nicht, schon jetzt die gesammten Fürsten und Mannen der Cherusker in Auf-

stand zu bringen, obwohl allerdings die Mehrheit ihr Ohr seinem Drängen nicht verschloß. Vielmehr arbeitete der alte verblendete Segest mit aller Energie zu Gunsten der Römer und bot Alles auf, um die mit ihm zusammenhängenden Familien des hohen Adels zur Aussöhnung mit Rom zu bestimmen, — ja, er gerieth endlich wieder in offene Fehde mit Armin. Es gelang ihm, offenbar durch tückischen Ueberfall, sich mit Gewalt seiner Tochter Thusnelda wieder zu bemächtigen und dieselbe nach seiner Herrenburg zurückzuführen, die wir wahrscheinlich in dem Gebirgslande zwischen dem linken Ufer der Diemel und der Weser zu suchen haben werden. Tief erbittert hatte jetzt Armin, — es war gerade zur Zeit, als Germanicus den Widerstand der Katten niederwarf, — seinen Anhang aufgeboten und belagerte nunmehr den feindlichen Schwiegervater. Die Blokade war jedoch nicht fest genug, so daß Segest noch immer Verbindungen mit der Außenwelt unterhalten konnte. Sobald er erfuhr, wo Germanicus jetzt zu suchen sei, nöthigte er seinen Sohn Segimund, — denselben, der zur Zeit der Varusschlacht sein Priesterthum in Cöln aufgegeben hatte, — mit anderen Gesandten dem römischen Heerführer nachzueilen und denselben um Hülfe für seinen Vater Segest zu bitten.

Germanicus beschloß sofort, dem treuen Anhänger Roms zur Hülfe zu eilen. Segimund allerdings, obwohl der Feldherr ihn freundlich empfing und des Vaters halber ihm seinen „Abfall“ verzieh, wurde als Gefangener nach Cöln abgeführt; er sollte künftig den Triumphzug des Germanicus schmücken. Das römische

Heer aber marschirte sofort wieder nordostwärts nach dem Gebiet der Diemel. Armins viel schwächere Schaar mußte natürlich vor der enormen Ueberlegenheit der Römer das Feld räumen. Segest sammt seinem Anhange sah sich befreit, — aber das war nun die klägliche Folge seiner vaterlandslosen Anhänglichkeit an Rom und seines blutigen Hasses gegen Armin, daß mit seinem Schlosse nicht bloß reiche Trophäen aus der Schlacht am Teutoburger Walde in die Hände der Römer fielen, sondern auch seine eigene Tochter, Armins edle Gattin. Damit nun schlugen Segest, der jetzt so tief sank, und Germanicus ihrem großen Gegner die brennendste Wunde. Armin hat die unglückliche Thusnelda niemals wieder, den Sohn aber, den sie dann in der Gefangenschaft geboren hat, niemals gesehen, und die tiefe Schmach, den Triumphzug des römischen Feldherrn zu schmücken, hat er von seiner Gemahlin nicht abwenden können. Segest und die übrigen Germanen wurden demnächst insgesammt nach dem linken Rheinufer geführt, wo nun der alte Römling noch mehrfach thätig war, im Sinne der Römer auf die Cherusker einzuwirken; aber er sollte es jetzt erleben, welchen Sturm sein schmachvolles Benehmen heraufbeschworen hatte.

In Rom freilich war man entzückt über diesen Streich. Die Gefangennehmung der Herzogin Thusnelda galt dem unedlen, wilde Rache athmenden Geschlecht der Romanen als ein herrlicher Sieg. Germanicus durfte mit Tiberius' freudiger Zustimmung den Imperatortitel annehmen. Aber dieser Schlag gab dem Armin, indem er den unglücklichen Fürsten seiner Familie beraubte

und in seinen innigsten Beziehungen unheilbar verwundete, gerade das, was er als Vorkämpfer der Deutschen gegen Rom jetzt brauchte. Der schmachvolle Abfall Segests zu den Römern; die Auslieferung seiner Tochter, der Gattin ihres besten Helden, an die Römer; der roh brutale Eingriff dieser Römer in das keusche Heiligthum des deutschen Hauses, erweckte bei den noch unbezwungenen deutschen Völkern von der Lippe bis zur Elbe den glühendsten Zorn. Und als nun Armin, heftig und ungestüm wie er war, grimmig wie ein verwundeter Löwe durch die Gaue der Cherusker stürmte und alles Volk mit schneidenden Hohnworten zum Kampfe aufrief „gegen diese Rächer des Varus, die von Neuem die Knechtschaft bringen wollten und mit einem Feldzug gegen ein schwaches Weib angefangen hätten": da fiel ihm nun nicht bloß sein Oheim Inguiomer, da fiel ihm im Cheruskerland und bei allen Nachbarstämmen alles Volk zu, um ihm nun auch unter den schwierigsten Verhältnissen immer wieder mit zäher Ausdauer in den Kampf gegen Römer und römisch gesinnte Machthaber zu folgen.

Germanicus erfuhr bald genug, daß sich ein gewaltiger Sturm gegen die Römer im inneren Deutschland vorbereitete. Er gedachte durchaus nicht so lange zu warten, bis erst der ganze Heerbann der Völker vom Harz bis zur unteren Lippe gegen den Rhein brausend sich heranwälzte. Es galt durch rasches und kühnes Vorgehen nach dem Inneren den feindlichen Stoß aufzuhalten, in seiner Kraft zu schwächen. Noch waren die deutschen Massen erst in der Sammlung begriffen; noch konnte

man sich auf die vereinzelten Stämme stürzen und sie vielleicht in verschiedenen Schlachten niederwerfen.

Bei dem nunmehr eingeleiteten Sommerfeldzuge des Jahres 15 n. Chr. legte Germanicus den Plan des ersten Feldzuges seines Vaters zu Grunde. Es kam ihm jetzt wesentlich auf Folgendes an. Heerd des Widerstandes in Deutschland gegen Rom, Hauptkämpfer der Varusschlacht waren die Cherusker; sie vor Allen sollten womöglich mit tödtlichen Stößen getroffen werden. Gegen sie mußte aber die gesammte Macht des Rheinheeres ins Feld geführt werden. Eine solche Masse jedoch mit Proviant zu versehen, — in einer Zeit und in einem Lande, wo man das meiste immer mühsam nachschleppen mußte, — war auf dem Landwege allein sehr schwierig. Daher war es wohlgethan, den für diesen Sommer längst vorbereiteten Zug nach dem Wesergebiet möglichst weit auf dem Wasserwege zu machen. Die Wasserbauten des Drusus, die norddeutschen Binnengewässer, endlich die mächtige Ems machten es möglich, eine große Masse des Fußvolkes bis nahe zu der Nordgrenze der Brukterer, Kähne mit Proviant noch viel weiter ins Binnenland hinein zu führen. Die ausdauernde Anhänglichkeit der deutschen Küstenvölker an Rom, — eben jetzt kam das Anerbieten der Chauken, ihre Krieger mit den Römern ausziehen lassen zu wollen, — machte einen solchen Zug auch jetzt sehr wohl ausführbar. Man hatte es dabei in der Hand, von dieser niederdeutschen breiten Basis aus von Norden her wuchtig auf die ebenfalls noch zu strafenden Brukterer, wie auf die Cherusker zu fallen.

Sobald also die Rheinflotte zwischen Vetera und den Insellandschaften der Bataver versammelt, die Legionen am Niederrhein vereinigt waren, schiffte sich Germanicus mit der oberrheinischen Armee ein und führte dieselbe auf dem durch seinen Vater eröffneten Wasserwege nach der Ems und dann in diesem Strome so weit als nur möglich hinauf. Damals erwies sich die Bundesgenossenschaft der Friesen für die Römer wieder einmal recht nützlich. Auf der Strom- und Seefahrt nemlich fanden die Soldaten so gut wie gar keine Quellen mit gutem Wasser; der Skorbut nahm bei der Armee in bedauerlicher Weise überhand. Da zeigten ihnen die Friesen ein Kraut des Landes, welches dem beschwerlichen Uebel bald Einhalt that. — Während der Oberfeldherr also den Wasserweg nahm, führte der (als Dichter bekannte) Reiteroberst Gajus Pedo (Albinovanus) die Reiterei durch die südöstlichsten Striche des Friesischen Gebietes, während der alte Legat Cäcina mit vierzig Cohorten seiner niederrheinischen Legionen (und wahrscheinlich auch mit dem nöthigen Zubehör von Auxiliaren zu Fuß) auf der in diesem Frühjahr wieder aufgefahrenen Schiffbrücke bei Vetera den Rhein überschritt, um dann in nordnordöstlicher Richtung marschirend, die nordwestlichen Striche des Bruktererlandes zu passiren und ebenfalls die Ems zu erreichen. Endlich vereinigte sich das ganze römische Heer, man hat es auf 80,000 Mann angeschlagen, zu denen nun noch die chaukischen Schaaren stießen, an der mittleren Ems. Leider sind wir jedoch über den Punkt dieser Vereinigung, wie über die genauere geographische Lokalisirung der folgenden

kriegerischen Bewegungen der Römer, ohne jede sichere Nachricht, so daß die entgegengesetztesten Vermuthungen der Neueren hier noch immer einander ohne Ausgleich gegenüber stehen.

Die Vermuthung ist wohl nicht unhaltbar, daß das römische Heer zuletzt in seiner ganzen Stärke bei Rheina mit seiner Hügellandschaft an der Ems sich vereinigt habe. Jedenfalls begann jetzt von der mittleren Ems her der Rachezug zunächst gegen die Brukterer. Der Reitergeneral L. Stertinius warf sich zuerst mit Reiterei und leichten Truppen auf das westfälische Niederland, zunächst wohl zwischen dem nordwestlichsten Osning und den Hügeln westlich von Mimigardenvord (Münster), um hier möglichst nachdrückliche Verheerungen anzurichten. Allerdings wichen die Brukterer ihnen nach Kräften aus und brannten wohl selbst ihre Höfe nieder. Aber Stertinius hieb ihrer doch Viele nieder und machte reiche Beute; zu besonderer Freude der Römer gelang es ihm damals auch, den in der Varusschlacht in die Hände der Deutschen gefallenen Adler der neunzehnten Legion wieder zu gewinnen. Daran schloß sich die systematische Verheerung des ganzen östlichen Gebietes der Brukterer, bis zu dem oberen Laufe der Ems und der Lippe.

Die Art allerdings, wie die Römer diesmal gegen die Weserlandschaft vorgedrungen sind, ist sehr streitig. Eine neuere Ansicht läßt lediglich den Stertinius bis zu den Emsquellen hinaufziehen, dann durch die Päße des Osning und Lippischen Waldes marschiren und in der Gegend des heutigen Herford mit Germanicus zusammen-

treffen, der zur Umgehung dieser Gebirge mit dem Hauptheere von Rheina aus nördlich von den Osnabrücker Bergen durch das offene Land in der Richtung auf die Weser marschirt, dann südwärts auf die Herforder Landschaft gezogen sei. Uns ist es wahrscheinlicher, daß das ganze Heer unter Germanicus der Emslinie folgte; daß Proviantkähne der Armee soweit als möglich auf dem Flusse nachgeführt wurden; daß von der Ems aus fortdauernde Raubzüge in das Gebiet der Brukterer hinein gemacht wurden; daß endlich die Römer den Paß von Bielefeld benutzt haben, um den Osning zu passiren und die Gegend von Herford zu erreichen.

Als Germanicus diese Gegend gewonnen hatte, beschloß er, einen Akt frommer Pietät zu erfüllen. Er wußte, daß er nur wenige Stunden entfernt war von der Landschaft, wo vor sechs Jahren das Heer des Varus vertilgt wurde, und wo noch immer die Gebeine der damals erschlagenen Römer unbegraben bleichten. Cäcina wurde mit starker Macht vorausgeschickt, um das Terrain auszuforschen, die Wege, Brücken und Moordämme für die Armee in Stand zu setzen. Als Alles vorbereitet war, zog das gesammte Heer nach jener Schreckensstätte, und fand nun überall noch die starken Spuren jener furchtbaren dreitägigen Vernichtungsschlacht. Die wohlerhaltenen Verschanzungen des ersten und das nur halb ausgeführte Lagerwerk des zweiten Blutabends; endlich an dem letzten Mordplatze die Gebeine der Römer und Auxiliaren, wo sie immer gefallen waren, Gerippe der Rosse, Reste römischer Waffen, aber auch

entfleischte Todtenköpfe an Bäumen befestigt, und jene Altäre, an denen viele vornehme Römer geopfert worden waren. Nicht wenige Soldaten, die damals aus dem Gemetzel entkommen oder nachher der Gefangenschaft entronnen waren, befanden sich jetzt bei dem Heere; sie konnten jetzt durch ihre Erzählungen das volle Bild jenes letzten furchtbaren Tages heraufbeschwören. Sobald der erste Schmerz und Zorn vorüber war, ließ Germanicus die Ueberreste der Gefallenen sammeln; dann wurde Alles in ein gemeinsames Grab gelegt und ein mächtiger Todtenhügel aufgeschichtet, zu welchem der Feldherr selbst den ersten Rasen legte. Dann folgten die üblichen Feierlichkeiten und die große Leichenparade des Heeres, welches nun mit gesteigerter Wuth weiter zog, um sich zerschmetternd auf die nicht mehr fernen Cherusker zu stürzen.

Tiberius hat nachher diese Todtenfeier entschieden gemißbilligt. Wohl nicht mit Unrecht. Denn bei diesen so leicht erregbaren romanischen Soldaten war in der That durch den schauerlichen Anblick und die gräßlichen Erinnerungen der Teutoburger Wahlstatt die ganze Phantasie mit Scenen des Unheils, des Grauens, des Unterganges erfüllt worden: Stimmungen, denen sich hernach nicht einmal der alte harte Cäcina hat entziehen können. Aber auch die furchtbare Vertilgungswuth, die sich zur Zeit der Soldaten bemächtigt hatte, war, wie sich gleich hinterher gezeigt hat, kein unbedingt glückliches Element für den Erfolg der nächsten Kämpfe mit den Deutschen.

Arminius nemlich, der trotz seines lodernden Zornes gegen die Räuber seiner Gemahlin, im Kriege

seine Leidenschaft sehr gut im Zaume zu halten wußte, hatte bisher noch nicht die Möglichkeit gehabt, sich mit den Römern zu schlagen. Jetzt aber, wo sie bereits auf cheruskischem Boden standen, hatte er sich mit starker Macht dem Germanicus genähert. Sobald die Römer seiner Ankunft gewahr wurden, suchten sie voll düsterer Rachewuth nur, ihn zur Schlacht zu zwingen. Arminius aber, der die starken Eigenschaften der Römer wie der Germanen genau kannte, wich zunächst einer Schlacht kaltblütig so lange aus, bis er die Römer glücklich auf ein für ihre Kraftentwickelung wenig günstiges, unwegsames Gebiet (wohl im Osten des Lippischen Landes) gelockt hatte. Hier endlich hielt er Stand. Es war ein Terrain, wo eine breite Lichtung oder Waldblöße den Römern als ein sehr geeigneter Wahlplatz erschien. Germanicus und seine Truppen ließen sich hier von Zorn und ungestümer Rachsucht zu einem gefährlichem Fehler verleiten. Kaum erblickten sie die deutschen Schlachthaufen, so glaubten sie sie auch in der Hand zu haben. Voll wilder Begierde, das Blut des Varus zu rächen, ließ der Feldherr, ohne das unbekannte Terrain zu recognosciren, die Reiterei auf die Deutschen einhauen. Armin aber wich in verstellter Flucht rasch und immer rascher, dem schützenden Walde zu; die römische Reiterei jagt ungestüm hinter ihm drein. Endlich sind die Deutschen dem Walde ganz nahe; da macht Armin plötzlich Halt. Zugleich ertönen die deutschen Hornsignale, — und nun wälzen sich aus den Schluchten zur Seite neue deutsche Haufen heraus, die nun den Reitern in die offene Flanke fallen. Von vorn

und von der Seite mit Ungestüm angegriffen, wird die Reiterei bald über den Haufen geworfen. Nun sendet Germanicus schnell starke Massen der Auxiliaren den Reitern zu Hülfe. Aber diese können die Schlacht nicht zum Stehen bringen; auch sie werden in dem Wirrwarr mit in Unordnung gebracht, endlich in tollem Knäuel auf einen gefährlichen Moorgrund gedrängt: so steht hier das Schlimmste zu befürchten. Nun in der höchsten Noth führt Germanicus die wuchtige Masse seiner acht Legionen vor. Diesen endlich gelingt es im heißen Ringen, den arg mitgenommenen Auxiliaren und Reitern Rettung zu bringen, die deutsche Sturmfluth aufzuhalten. Im harten Kampfe wird von den Römern wenigstens das Schlachtfeld behauptet.

Taktisch war die blutige Schlacht freilich „unentschieden" geblieben. Aber der Umstand, daß Germanicus in Anbetracht der harten Verluste und der Unmöglichkeit, jetzt noch erfolgreich weiter vorzudringen, demnächst den Rückzug nach der Ems beschloß, machte die Schlacht nun doch zu einer Niederlage für die Römer. Jedenfalls hatte dieser Kampf den Muth der Deutschen so sehr gehoben, daß sie unter Armins ebenso kluger als kühner Leitung dem abziehenden Heere in drohender Haltung auf der linken Flanke der römischen Marschlinie folgten. Es war auch nicht die Schuld Armins, wenn sie demnächst nicht noch einen neuen glänzenden Triumph über einen Theil des Römischen Heeres davontrugen.

Je weniger das römische Heer durch die letzten Kämpfe innerlich sich gehoben fühlen konnte, um so

vorsichtiger leitete Germanicus jetzt den weiteren Rückzug. Das Heer mußte so lange als möglich beisammen bleiben; als endlich der Punkt an der Ems erreicht war, wo die oberrheinische Armee wieder eingeschifft wurde, ließ er den größten Theil der Reiterei längs der Gewässer am Ufer der Flotte folgen. Cäcina dagegen sollte nun so schnell als möglich die alte Domitianische Straße (S. 133.), die pontes longi, überschreiten, damit er die Rheingegend erreiche, ehe etwa Armin Zeit fände, jene schwierige Straße den Römern zu verlegen.

Gleichviel ob wir die pontes longi bei Coesfeld, Dülmen und Borken zu suchen haben, oder in dem Bourtanger Moor auf dem dreistündigen Wege zwischen Terhaar und Valthe, so daß Cäcina den Weg von der unteren Ems nach der jetzigen Landschaft Drenthe genommen hätte: jedenfalls war ihm und den schwerbepackten Legionen Arminius zuvor gekommen, der mit seinen schnellfüßigen Schaaren auf kürzerem Wege in Eilmärschen herangezogen war. Als Cäcina den Punkt erreichte, wo die Knüppeldämme und Aufschüttungen des Domitius sich als schmale Straße durch eine greuliche Abwechselung von zähem Morast, Torfmoor, Bächen und offenen Lagunen zu winden begannen: da fand der entsetzte Legat die Dammchaussee unter dem Einflusse der Zeit mehrfach verfallen, die bewaldeten Höhen aber, die sich nach dem Moraste zu abdachten, von den Deutschen besetzt. So kam er in die heillose Nothwendigkeit, zugleich durch einen Theil seiner Mannschaften die beschwerliche Straße erst ausbessern lassen zu müssen,

während er mit der Masse der Soldaten die Angriffe der Deutschen abzuwehren hatte. Dadurch gerieth er nun in eine außerordentliche Gefahr.

Nach bewährter römischer Praxis begann Cäcina damit, vor Allem am Rande der Sümpfe und vor der Mündung der Sumpfstraße ein verschanztes Lager anlegen zu lassen. Bei diesem Geschäft wurden aber die Germanen nun höchst unbequem. Sie drangen in hellen Haufen gegen die Vorposten der Römer und suchten auf alle Weise durch Beschleichung, Umgehung oder offenen Angriff die Arbeiten der Soldaten zu stören. Während dabei die Gewöhnung der Deutschen an Gefechte in und zwischen den Sümpfen und Mooren ihres Landes den Angreifern sehr zu Statten kam, war die Lage der Römer sehr unbequem. Die große Schwierigkeit, sich auf bald schlüpfrigem, bald zähem, lästig anhängendem, unsicherem Boden fest und geschlossen zu bewegen, wurde von den schwer gerüsteten Legionaren hart empfunden; und während bei diesem Gefecht die rohe Stoßlanze der Cherusker gefährlich wurde, gewannen die Römer auf dem ungünstigen Boden selten den Halt, um die Pila mit vernichtendem Nachdruck zu schleudern. Man war bei den Römern froh, als endlich das Hereinbrechen der Nacht dem Gefecht ein Ende machte. Nun aber begann neue Noth.

Denn die Deutschen eilten jetzt, alle auf den ihnen zugänglichen Anhöhen der Umgegend entspringenden Quellen und Tümpel nach der Niederung zu leiten, wo jetzt Cäcina stand. Es dauerte nicht lange, so gerieth das Lager in Gefahr überfluthet zu werden, und neue Arbeit

wurde nöthig. Indessen, der alte Cäcina mit seinen 40 mühevollen und erfahrungsreichen Dienstjahren verlor den Muth nicht. Während die deutschen Schaaren die Nacht bei dem Becher, mit frohem Gesang oder wildem Geschrei zubrachten, entwarf der römische Legat mit Einsicht seinen weiteren Rückzugsplan. Hier lange stehen bleiben, das war unmöglich. Man mußte mit Tagesanbruch weiter marschiren.

Glücklicherweise zogen sich zu beiden Seiten der Domitianischen Sumpfchaussee zwischen Sumpf, Moor und waldbedecktem Hügelland flache Sandstreifen hin, gerade breit genug, um einige militärische Bewegungen darauf ausführen zu können. Darauf fußend, bestimmte Cäcina, daß am anderen Morgen die erste Legion die Spitze nehmen, hinter ihr der gesammte Troß mit den Verwundeten eiligst auf der Chaussee die Sumpflandschaft passiren sollte. Er selbst wollte eifrig fechtend nur langsam folgen und dadurch dem Troß den Rücken decken. Dabei sollte die 21. Legion links, die fünfte rechts von der Chaussee Platz nehmen; der Legat selbst wollte bei der 20. Legion bleiben, die hier wieder den Nachtrab bildete.

Der alte Feldherr sollte aber bald in eine noch weit schwierigere Lage kommen als bisher. Während nemlich die Soldaten großentheils in banger Angst und halb schlaflos die Nacht verbrachten, suchte Cäcina selbst sich durch einen kurzen Schlummer zu stärken. Aber da schreckte ihn ein gräßliches Traumgesicht bald wieder auf. Vor seinen Augen schien der unselige Quintilius Varus, eine Grauengestalt, blutbedeckt aus den Sümpfen empor-

zusteigen und ihn zu rufen; schon streckte das schreckliche Gespenst die kalte Todtenhand nach dem Cäcina aus, der sie entsetzt zurückstieß! Aber nun wieder zu der Noth des neuen Tages erwacht, war das Erste, was er fand, die abscheuliche Beobachtung, daß die Fünfer und die Einundzwanziger, noch nicht zufrieden mit der Schande des vorigen Jahres, entweder in toller, sinnbethörender Angst oder aber aus rohem Trotz, vielleicht gar in der Meinung, daß man sie systematisch preisgeben wolle, — ihre bestimmte Flügelstellung aufgegeben hatten und sich der ganzen Armee voran im raschen Laufe auf der Domitianischen Chaussee bereits zurückzogen. Ob dieser großartige Skandal nachher die gebührende Züchtigung erfahren hat, wissen wir nicht. Zur Zeit aber gerieth Cäcina dadurch in die größte Noth; denn nun mußte er mit nur zwei Legionen und deren Zubehör den Zug des Trosses durch die Sümpfe decken.

Es wurde ein schlimmer Tag für die Römer. Arminius folgte mit seinem Adlerauge allen ihren Bewegungen. Kaum waren die ersten Fuhrwerke des Wagenparkes in Schlamm und Gräben stecken geblieben; kaum hatte sich, wie unter diesen Umständen überall herkömmlich, ein lärmender, schreiender, tobender, commandirender, fluchender Menschenknäuel gebildet, den zu entwirren Cäcina sich schwere Mühe gab: so führte Armin seine Keilrotten zum Angriff heran. Auch die Römer vernehmen den donnernden Ruf des deutschen Helden: „Seht da abermals den Varus! Seht da, wie dasselbe Verhängniß abermals über die Legionen kommt!“ Bald merken sie, wie Armins auserlesenes Geleite den Zug

der Truppen bald da bald dort zu durchbrechen sucht. Auf Armins schlaues Geheiß schießen die Deutschen zu greulichster Steigerung der allgemeinen Verwirrung namentlich auf die Pferde des Trosses, der Offiziere und der Reiterei. Aber auch die Soldaten können unter dem Regen der Pfeile und Wurfspieße nur schwer ihre Standhaftigkeit bewahren. Mit Mühe nur gelingt es, bei den einzelnen Gefechten die Adler im Schlammboden festzustecken. Aber der alte Cäcina war kein Varus. Unermüdlich ermuntert er die Truppen, ordnet er die Marschgefechte, feuert er die Soldaten an, hält er die Truppen in starker Schlachtordnung zusammen. Er setzte sich dermaßen persönlich den Schüssen der Deutschen aus, daß zuletzt das Pferd ihm unter dem Leibe erschossen und er selbst nur durch die Entschlossenheit der ersten Legion vor Gefangennahme gerettet wurde. Seine beste Hülfe war aber die Beutegier der Germanen, die zu Armins Unwillen immer und immer wieder von dem Kampfe abließen, sobald die Gelegenheit günstig schien, einige Packwagen zu erobern. So endlich konnten sich unter harter Einbuße an Mannschaften, an Pferden, Saumthieren und Gepäck die Römer durch die gefährliche Sumpflandschaft hindurchschleppen. Mit einbrechendem Abend erreichten sie endlich offenes Feld, wo die Angriffe der Deutschen aufhörten und sofort in aller Eile, und bei dem Verluste des meisten üblichen Handwerkzeuges nur mit großer Beschwerde, ein Lager stark verschanzt wurde.

Der blutige Tag hatte die Römer in bedenklicher Weise demoralisirt. Jetzt, wo sie ihre Zelte verloren

hatten, wo es an Mitteln zum Verband für die Verwundeten fehlte, wo der Proviant von Schlamm und Blut befleckt war, ergriff die Soldaten eine wahrhaft gefahrvolle Muthlosigkeit. Während der folgenden Nacht hatte Cäcina die größte Mühe, einen blinden Lärmen zu dämpfen. Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um die Soldaten zu überzeugen, daß in Wahrheit noch gar Nichts verloren sei und daß nur von ihrer Ruhe und Besonnenheit es abhänge, die momentan unangenehme Lage in einen ruhmvollen Sieg zu verwandeln. Der Erfolg zeigte sehr bald, wie richtig Cäcina die Verhältnisse beurtheilte. Der verständige Arminius allerdings gab den Deutschen einen Rath, der den Römern sehr verderblich hätte werden müssen. Er schlug nemlich vor, jetzt nicht etwa einen Angriff auf das Lager Cäcina's zu versuchen, sondern zu neuem Angriffe auf die Römer, wie bisher, die Zeit abzuwarten, wo deren Zug demnächst wieder in Sümpfen und Wäldern sich mühsam fortschleppen würde. Ganz im Gegentheil rieth der alte thörichte Hitzkopf Inguiomer, der in seiner Eifersucht auf den Neffen und dessen römisch geschulte, verständige Kriegführung nun erst recht schroff den grimmigen Recken herauskehrte, den Stier bei den Hörnern zu fassen; d. i. er meinte, man solle nur dreist gegen die römischen Wälle losgehen, die würden bald genommen sein; dann würde man auch mehr Gefangene machen und die Beute trocken und schlammfrei in Empfang nehmen können. Inguiomers altes Ansehen, die ansprechende Kühnheit seines Rathes, die Bemerkungen über die Beute, — sie rissen die deutschen Häuptlinge

hin. Inguiomer durfte wirklich das Volk auf die Schlachtbank führen. Es war freilich nicht das letzte Mal, wo er seinem großen Neffen empfindlichen Schaden gethan hat. Es war auch nicht das letzte Mal, daß die unbändigen Germanen Armins klugen Feldherrnrath zu ihrem Schaden in den Wind schlugen.

Mit Tagesanbruch also wälzen sich die deutschen Massen gegen das römische Lager, auf dessen Wällen nur da und dort einige Schildwachen stehen, anscheinend von Furcht gelähmt. Rasch füllen die Deutschen die Gräben mit Flechtwerk und beginnen die Lagerwälle zu ersteigen. Da erklingen plötzlich allenthalben die römischen Hornsignale, die Fanfaren der Trompeter. Wie aus der Erde gewachsen erscheinen die Krieger Cäcina's in fester Ordnung auf der Höhe des Walles, während zugleich die Thore des Lagers sich öffnen und dichte römische Massen ungestüm ausfallen, die den Germanen höhnend zurufen: „heute werden nicht Wälder und Sümpfe entscheiden, sondern auf gleichem Kampfplatz die unparteiischen Götter!“ So sind die in eine arge Klemme gelockten Germanen sofort zugleich von der Front her, in den Flanken, und bald auch im Rücken gefaßt. Es geht hier wie einst in der Schlacht bei Arbalo. (S. 91.) Die Pila richten in den dichten Haufen der Deutschen abermals schreckliche Verheerungen an; das Breitschwert vollendet die Niederlage der Germanen. In der That endete nach furchtbarem Gemetzel dieser Tag mit gewaltigen Verlusten für das deutsche Heer. Inguiomer hatte den Kampfplatz schwer verwundet verlassen müssen. Armin, der unverwundet

blieb, wird mit Mühe das Volk gerettet und gesammelt haben.

Damit hatte natürlich die Verfolgung Seitens der Germanen ihr Ende genommen. Cäcina konnte seine tapfere Schaar nun ungestört nach Vetera zurückführen. Bereits war nach dieser Festung — wahrscheinlich doch durch ein paar klägliche flüchtige Gesellen jener jämmerlichen fünften oder der 21. Legion — das schreckliche Gerücht gedrungen, Cäcina sei umzingelt, ein deutsches Heer aber dringe gegen Belgien vor. Es gab wirklich unter den römischen Behörden einige feige Thoren, die in toller Angst sofort die Schiffbrücke wollten abfahren lassen. Nur der heftige Einspruch der Prinzessin Agrippina, die in Vetera ihren Gatten erwartete, hinderte die Ausführung dieser kopflosen Maßregel. Die hohe Frau vertrat damals ihren Gatten in der schönsten Weise. Sie sorgte unermüdlich dafür, daß die in Vetera ankommenden ausgehungerten und verwundeten Soldaten neue Kleidung, Verband und Nahrung erhielten. Als Cäcina mit seiner Armee die Brücke passirte, spendete sie den Legionen das wohlverdiente Lob und warmen Dank.

Endlich erschien auch Germanicus wieder mit den übrigen Truppen in Vetera. Auch der Oberfeldherr hatte schwere Verluste erlitten; freilich auf andere Weise als Cäcina. Als nemlich die Flotte die Ems verließ, hatte Germanicus zwei Legionen, die zweite und die vierzehnte, ausgeschifft. Man stand schon tief im September. Man fürchtete wahrscheinlich die drohenden Aequinoktialstürme und wollte mit der Flotte während der

Meerfahrt der Küste möglichst nahe bleiben. Daher sollten die Schiffe während der Fahrt durch seichte Gewässer nach Kräften entlastet werden. Die beiden Legionen marschirten also unter Führung des Legaten P. Vitellius (Oheim des späteren Kaisers A. Vitellius) eine Zeit lang ruhig am Strande des Meeres hin. Aber bald erhob sich ein entsetzlicher Aequinoktialsturm. Ein gewaltiger Orkan aus Norden trieb eine furchtbare Sturmfluth gegen die Küste und überschwemmte den Strand so weit das Auge nur reichte. Bald gerieth das Heer des Vitellius in schreckliche Noth. Eine Masse Gepäck, viele Zugthiere, viele Soldaten gingen in der rasenden, heulenden Fluth rettungslos verloren. Endlich vermochte Vitellius eine höhere Reihe von Dünenhügeln zu erreichen, wo sein Heer im kläglichsten Zustande die Nacht zubrachte. Erst der Morgen machte es bei dem Nachlassen des Sturmes und der Fluth möglich, wieder weiter zu zu marschiren. So gelangte man an die Mündung des Flusses Hunse, wo man mit Germanicus zusammentraf, der nun die arg zugerichteten Legionen wieder einschiffte und dann ohne weiteren Unfall dem Rheine zusteuerte, wo man sein Heer beinahe schon für verloren gehalten hatte.

Der Verlauf dieses Sommerfeldzuges hatte den Muth und die Zuversicht der Germanen bedeutend gehoben. Mit Ausnahme der letzten Schlacht gegen Cäcina waren sie die Sieger geblieben. Namentlich aber war das Ansehen Armins gewaltig gestiegen. Ihm war Alles gelungen. Er hatte selbst dem Germanicus mit Glück die Spitze geboten. Das letzte Unheil war nur

erfolgt, weil man seinem Rathe nicht gefolgt war. Man sah daher in Deutschland dem Feldzuge des nächsten Jahres mit einer gewissen Zuversicht entgegen. Denn daß ein solcher bestimmt erfolgen würde, daran konnte Armin, soweit er die Römer und den jungen Germanicus kannte, durchaus nicht zweifeln. Der Kaiser Tiberius freilich war nicht sehr erfreut bei dem Gedanken, daß sein Neffe abermals sein Glück an der Weser versuchen wollte. Der Kaiser kannte die Dinge in Deutschland und die Art der römischen Depeschen allzugenau, um nicht sofort zu erkennen, daß die Rheinarmee eigentlich so gut wie nichts ausgerichtet hatte. Auch der Umstand, daß noch nach der Rückkehr des Germanicus nach dem Rhein ein anderer cheruskischer Fürst, Segests Bruder Segimer mit seinem Sohne Sesithakus, der wahrscheinlich durch Segests Vermittelung seinen Frieden mit Rom machte und unter Bedeckung der Reiter des mit der Masse der Reiterei schon vor der Ankunft des Oberfeldherrn wieder am Niederrhein eingetroffenen Stertinius in Köln ankam, sich dem Germanicus unterwarf: auch dieser Umstand konnte den Tiberius nicht über die schweren Verluste beruhigen, welche die Armee theils jenseits des Osning, theils auf dem Rückzuge wieder erlitten hatte. Mehr und mehr stellte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß man viel sicherer gehen werde, wenn man sich von Seiten der Römer darauf beschränkte, die Rhein- und Donaulinie durch imposante Streitkräfte zu behaupten, die freien Germanen aber durch diplomatische Waffen allein, namentlich durch listige Schürung ihrer Stammeszwistig-

keiten, für Rom unschädlich zu machen. Indessen sah der Kaiser doch sehr wohl ein, daß bei dem kläglichen Ausfall des so eben beendigten Sommerfeldzuges unter allen Umständen die Kämpfe doch erst dann aufhören durften, wenn es der Rheinarmee gelungen war, den Germanen einen wirklich empfindlichen Schlag beizubringen und Roms Waffenehre glänzend herzustellen. So begnügte er sich jetzt damit, sein Mißtrauen und seine üble Laune, die schon damals von dem tückisch-intriguanten Gardepräfekten L. Aelius Sejanus, seinem schlimmen Günstling, systematisch geschürt wurden, in harten Aeußerungen über Germanicus und Agrippina ausklingen zu lassen. Während die Legaten seines Neffen, P. Silius, L. Apronius und namentlich Cäcina die wohlverdienten triumphalischen Ehrenzeichen erhielten, äußerte der Kaiser, sei es vor dem Senat, sei es in Briefen an seinen Neffen, die äußerste Mißbilligung einerseits über die Todtenfeier im Teutoburger Walde, andrerseits über das Auftreten der Agrippina. Daß seine Nichte ihr Söhnchen, den Cäsar Gajus, als Soldaten kleide und von der Armee „Caligula“ nennen lasse, galt ihm als eine bedenkliche politische Koketterie. Es sei unerhört, fand er, daß das Ansehen dieser Frau eigentlich allein den furchtbaren Aufstand zu Cöln beschwichtigt habe; und sehr entschieden tadelte er es, daß Agrippina — sicherlich von herrschsüchtigen Hintergedanken erfüllt, — in der Art, wie es zu Vetera geschehen, in die Geschäfte der Feldherren sich gemischt, das Heer gemustert, sich persönlich mit den Soldaten befaßt habe.

Inzwischen arbeitete Germanicus mit aller Macht daran, mit dem neuen Jahre so schlagkräftig als nur möglich dazustehen. Sein Ansehen als Heerführer war durch die unverschuldeten Unfälle des Rückzuges bei den Soldaten durchaus nicht erschüttert. Ihre begeisterte Liebe aber gewann er jetzt, indem er ohne Unterlaß die Krieger aus seinen persönlichen Mitteln mit Geld beschenkte, die Verwundeten besuchte, ihre Verpflegung und Wartung sorgsam überwachte, sie durch freundlichen Zuspruch tröstete, ihren Eifer durch wohlbemessenes Lob wie durch wohlangebrachte Zusagen neu anfeuerte. Daneben wurde Alles aufgeboten, um die Verluste der Armee rasch und vollständig zu ersetzen. Die Auxiliaren und Verbündeten deutscher und keltischer Zunge wurden in großer Masse aufgeboten. Der mächtige Prinz, der Liebling des römischen Volkes, der auch bei den Provinzialen ob seiner leutseligen und rücksichtsvollen Haltung allgemein beliebte Statthalter, hatte Ansehen genug, um aus Spanien, Gallien (obwohl dieses Land durch die vielen Pferdelieferungen bereits erschöpft wurde), und Italien gewaltige Mittel an Waffen, Pferden und Saumthieren nach dem Rhein zu ziehen; derart daß er sich sehr bald im Stande sah, den großen Schlag zu führen, den er zu wagen eilte, ehe doch noch ein neuer Befehl des Kaisers ihn vom Rheine entfernte.

Germanicus wollte diesmal unter allen Umständen die Cherusker vernichtend treffen. Es scheint daß diesmal selbst dem König Marbod der Wunsch der Römer nahe gelegt worden ist, das markomannische Heer gegen die Weservölker marschiren zu lassen. Marbod

ging freilich darauf nicht ein, hat aber auch dem schwer bedrohten Armin keine Hülfe geleistet. Germanicus gedachte nun dieses Mal, das gesammte Heer zu Wasser nach dem deutschen Norden zu führen. Man wollte auf diese Weise den beschwerlichen und oft gefährlichen Troß des Gepäckes und des Wagenparkes möglichst gering halten, andererseits mit Umgehung der Gebirge ganz unmittelbar von Norden her in das Land der Cherusker einbrechen. So erhielten denn die Legaten Cäcina, Silius und Antejus (oder Apronius) den Auftrag, am ganzen Rhein neue Schiffe bauen zu lassen und die Rheinflotte bis auf tausend Segel zu bringen. Mit Benutzung der neuerdings gemachten Oceanischen Erfahrungen baute man einen Theil der Schiffe zur Abwehr der Fluthwellen mit schmalem Vorder- und Hintertheil und tiefem Bauche; andere mit plattem Kiel, um die Gefahr des Strandens in den Watten zu vermeiden; wieder andere hatten für alle Fälle vorn und hinten ein Steuerruder; viele waren auch mit Brücken überbaut, zum Transport sowohl für die Pferde, wie für die Artillerie. Es war eine höchst stattliche Armada, die damals auf dem Rhein erbaut wurde. Sammelplatz der Flotte und der Armee sollte das östlichste Gebiet der Bataver sein, die Gegend, wo die Waal sich von dem Hauptarme des Rheinstromes scheidet.

Während allmählich die Schiffe und die Hülfstruppen sich bei dem bestimmten Sammelplatze zusammenfanden, die Bataver, die Friesen, die Chauken, die Ampsivarier unter ihrem Häuptling Bojocalus ihre Contingente in Bewegung setzten, vernahm Germanicus

(mit dem Frühling des Jahres 16 n. Chr.), daß Arminius den Feldzug bereits eröffnet, daß nemlich — jedenfalls auf des Herzogs Veranlassung — die benachbarten deutschen Völker angefangen hatten, die Festung Aliso zu belagern. Unter diesen Umständen schien es nöthig, einstweilen noch durch einen Vorstoß die Völker westlich von dem Wesergebirge wieder zur Ruhe zu bringen. Der Legat Silius mußte mit einer Schaar leichter Truppen in das Land der Katten einfallen. Gewaltige Regengüsse hinderten jedoch auf dieser Seite jeden größeren Erfolg. Der Legat brachte nur mäßige Beute und dazu die Gattin und Tochter des Kattenfürsten Arpus als Gefangene nach Mainz zurück. Der Oberfeldherr dagegen drang mit sechs Legionen an der Lippe hinauf bis nach Aliso vor. Vor seinem Anprall zerstreuten sich die Belagerer in jäher Flucht nach allen Seiten hin. Die Römer fanden, daß die Germanen sowohl den alten Altar des Drusus bei Aliso wie den Todtenhügel zerstört hatten, der im Vorjahre für die Legionen des Varus errichtet worden war. Germanicus hielt es jetzt nicht an der Zeit, noch in den Lippischen Wald zu ziehen und dieses Grabmal herzustellen. Dagegen ließ er den Altar seines Vaters wieder aufrichten, namentlich aber auf dem Rückmarsch nach Vetera — in Erinnerung an Cäcina's fatale Erfahrungen mit der Domitianischen Straße — für alle Fälle die mehrfach verfallene Chaussee an der Lippe durch neue Dammaufschüttungen und Feldschanzen wieder vollkommen in Stand setzen.

Darüber war nun aber viel Zeit verflossen. Und so geschah es, daß die große Armada wohl schwerlich vor dem Juni d. J. 16 von der Landschaft der Bataver absegeln konnte. Der Zug, den fortwährend die deutschen Hülfscontingente dieser Gegenden verstärkten, erreichte ohne Unfall die untere Ems. Hier nun ist Germanicus, ohne daß uns über den Grund dazu das Nähere mitgetheilt wird, von seinem ursprünglichen Plane, das Heer soweit als möglich zu Wasser nach dem Inneren Deutschlands zu führen, abgegangen. Vielleicht daß sich der Tiefgang eines großen Theiles seiner neuen Schiffe für die Ems als zu bedeutend auswies: genug, die Flotte legte (noch im Bereich des Gebietes der Fluth, die allerdings ziemlich tief in die ostfriesische Ems eindringt,) an dem linken Ufer des Stromes an. Hier wurde das Heer ausgeschifft, dann eine oder mehrere Brücken über die Ems geschlagen, auf welchen die Truppen nach dem rechten Ufer der Ems marschirten: nicht ohne daß die Auxiliaren, namentlich die als verwegene Schwimmer berühmten Bataver, die hier zur Unzeit ihre Schwimmkünste zeigen wollten, bei dem Marsche durch die nächsten, aus dem Flusse gespeisten und von der Fluth berührten Lagunen mehrere Verluste erlitten. Von hier aus ging der Marsch des römischen Heeres nach der Weser. Aber wir sind durchaus nicht darüber unterrichtet, welchen Weg Germanicus diesmal eingeschlagen hat. Ob der Feldherr, (um nach der heutigen Geographie es zu bezeichnen,) mit Hülfe der befreundeten Chauken quer durch Nordwestdeutschland, also über Oldenburg, dann im Thal der

Hunte über Barnstorf, dann über Diepenau nach Minden zog: oder ob er der Ems folgte, sei es bis Lingen, um über Osnabrück auf Herford, sei es bis Wahrendorf, um über Bielefeld nach Herford und endlich nach Rehme zu gehen, — das Alles läßt sich nicht sicher ausmachen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wird allerdings angenommen, daß die Römer endlich bei Rehme ihre gegen die Truppen Armins gerichteten Bewegungen an der Weser eröffnet haben. Daß der Geist der Germanen völlig ungebrochen war, konnten sie schon jetzt daraus entnehmen, daß gerade jetzt, wo sie an der Weser erschienen, in ihrem Rücken oder auf ihrer linken Flanke, beinahe unter ihren Augen die sonst gewöhnlich durch die Politik der Chauken bestimmten Angrivarier (auf beiden Seiten der Weser, unterhalb des jetzigen Minden) sich durch die Cherusker hatten bewegen lassen, von Rom abzufallen. Eine rasch unternommene Razzia der Reiterei und der leichten Truppen unter Stertinius konnte wohl einigen Dorfschaften gefährlich werden, aber das Volk keineswegs völlig zur Ruhe bringen. Bald wurden die Römer auch durch viel wichtigere Kämpfe völlig in Anspruch genommen. Als sie nemlich von Rehme her an der Weser operirten, wurden sie bald inne, daß Armin ein gewaltiges Heer zusammengebracht hatte. Zu den großartigen Aufgeboten der Cherusker und kleinerer, von ihnen abhängiger Stämme waren sicherlich starke brukterische, marsische und kattische Schaaren gestoßen; ja, man hat selbst vermuthet, daß auch langobardische und semnonische Schwärme (diese dann freilich sehr gegen

Marbods Willen) in seiner Noth ihm zugezogen sind. Mit diesem Heere suchte nun Armin, der sich auf das rechte Ufer der Weser zurückgezogen hatte, die Linie dieses Flusses gegen Germanicus zu vertheidigen.

Die blutigen Zusammenstöße wurden durch einen denkwürdigen Zwischenfall eingeleitet, der in seiner tragischen Gestalt noch einmal an das tiefe Elend erinnert, welches dieser Krieg über Armin persönlich gebracht hat. Die Römer hatten, wie man annimmt, die Gegend des jetzigen Vlotho erreicht, wo die Weser in nur mäßiger Breite fluthet. Hier konnten sie sehen, wie Armin mit anderen Häuptlingen am rechten Ufer hielt; auf den Höhen hinter dem Ufer war das deutsche Heer versammelt. Armin wußte, daß sein eigener Bruder, jener römische Ritter Flavus, der den Römern mit Hingebung diente und in einer ihrer Schlachten unter Tiberius ein Auge verloren hatte, jetzt gegen ihn im Felde stand. Er ließ also bei den römischen Vorposten fragen, ob Germanicus in der Nähe sei. Als dieses bejaht wurde, ließ er den Feldherrn um eine Unterredung mit Flavus bitten. Der Cäsar war damit einverstanden. Die Posten auf beiden Ufern wurden zurückgenommen, und nun konnten die beiden feindlichen Brüder mit einander verhandeln. Der Verlauf des Gesprächs war trübselig genug. Armin hatte natürlich für Sold und Ehrenzeichen des Flavus nur Hohn und bittere Verachtung. Die Rede des Flavus, der von Roms Macht und Größe, von der furchtbaren Strafe, die den „Rebellen" drohe, und von der Begnadigung sprach, die Armin erlangen würde, falls er sich ergeben wollte,

konnte den tapfern Herzog nur erbittern. Es konnte ihm wenig helfen, daß, wie Flavus weiter erzählte, Thusnelda und ihr Sohn nicht feindselig behandelt würden. Ebensowenig vermochte aber Armins Wort den Bruder zu gewinnen, als er nun von dem Anrecht des Vaterlandes auf Flavus sprach; als er den zum Römer gewordenen Bruder an die Freiheit und die Götter ihres Landes, an die theure Mutter erinnerte, die mit ihm den Flavus beschwöre, nicht zum Verräther an seinem Volke zu werden, dem er hätte ein Führer sein sollen. Der Abgrund zwischen beiden Männern war nicht mehr zu überbrücken. Am Anbeginn der deutschen Geschichte standen Arminius und Flavus einander gegenüber, — Vorbilder einer langen Reihe ähnlicher Erscheinungen, die sich verhängnißvoll mehr denn 1800 Jahre lang bis auf diesen Tag durch unsere Geschichte hindurch fortgesetzt haben. Die Unterredung artete endlich zu heftigem Streit aus. Nur der trennende Fluß und das Dazwischentreten des Stertinius hinderte es, daß Flavus, der zornig nach Roß und Rüstung rief, mit Armin schließlich handgemein wurde.

Am folgenden Tage besichtigte Germanicus persönlich das Terrain, um den Uebergang über die Weser vorzubereiten. Das deutsche Heer stand zum Kampfe gerüstet auf den Höhen am rechten Ufer aufgestellt. Bald sahen die Deutschen, wie die Reiterei des römischen Heeres die verschiedenen Fuhrten der Weser fand und den Fluß passirte. Während der vielbewährte Stertinius und ein bis zur höchsten Stellung in der Legion aufgerückter Centurio Aemilius diese Bewegung

mit Geschick leiteten und die Deutschen veranlaßten, vor den an verschiedenen Stellen aufreitenden Geschwadern zurückzugehen, stürzte sich der feurige batavische Häuptling Chariovalda mit seinen Landsleuten in gewohnter Verwegenheit an der reißendsten Stelle in die Weser. Wohl erreichte auch er das Ufer sehr glücklich. Nun aber locken die Cherusker seine Schaar durch verstellte Flucht weit ab von dem Ufer. Als sie ihn endlich verleitet haben, in eine von waldbedeckten Höhen umkränzte Ebene vorzudringen, stürzen sie sich von allen Seiten her wüthend auf sein Geschwader. Im heißen Kampfe sucht der tapfere Bataver sich durch die Masse der Gegner hindurchzuschlagen; aber bei dem Versuche findet er selbst sammt vielen jungen Männern edler Herkunft den Untergang. Der Rest seiner Schaar wurde nur mit Mühe durch Stertinius und Aemilius gerettet. Wahrscheinlich hatten aber diese Gefechte nur die Aufmerksamkeit der Deutschen beschäftigen und von der wahren Absicht des Germanicus ablenken sollen. Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß die Hauptmasse der Römer ihren Uebergang über die Weser weiter oberhalb (man nimmt an, oberhalb des jetzigen Rinteln) ausgeführt hat, der nach der hier ganz besonders gebotenen methodischen Weise der römischen Kriegführung in Deutschland erst erfolgen konnte, als die nöthigen festen Brücken geschlagen waren.

Die römischen Brücken wurden sofort durch Feldschanzen gesichert, und auf dem rechten (hier also dem nördlichen) Ufer der Weser das stark verschanzte Lager aufgeschlagen. Sobald die Germanen dagegen erfuhren,

daß die Römer den Fluß überschritten hatten, zogen auch sie durch einen der Weser parallel gehenden Marsch in ihren Bergwäldern stromaufwärts bis zu den Bergen in der Gegend des römischen Lagerplatzes. Der Gedanke, die Römer zu einer Schlacht in ihren Gebirgen, die Weser hinter sich, zu verlocken, mag für Armin und andere intelligente Häuptlinge anziehend genug gewesen sein. Allein, da sie einen Feldherrn wie Germanicus zu einem solchen Fehlgriff nicht bewegen konnten; da außerdem die Masse der versammelten deutschen Truppen den Muth der Häuptlinge gewaltig hob: so beschlossen sie, auch auf dem gegenwärtigen Terrain dem Kampfe nicht auszuweichen. Der nächste Gedanke Armins war es angeblich, die Römer zu nächtlicher Stunde in ihrem Lager anzugreifen. So wenigstens berichtete dem Germanicus ein Ueberläufer. Obwohl nach den Erfahrungen mit Cäcina gerade von Armin ein solcher Plan schwerlich erwartet werden konnte, so mußte Germanicus doch immer auf einen nächtlichen Sturm anderer deutscher Haufen sich gefaßt machen: zumal als er mit sinkender Sonne von den Wällen seines Lagers die deutschen Wachtfeuer erblickte, und seine Späher ihm meldeten, daß die Spuren der Nähe eines großen Heeres gar nicht zu verkennen seien. Daher wurden denn alle Maßregeln getroffen, um einem Ueberfall kräftig begegnen zu können. Germanicus selbst, der zu Anfang der Nacht zur Erforschung der Stimmung seines Heeres verhüllt im Lager umher gewandelt war, hatte sich aus den Reden der Soldaten überzeugen können, daß er selbst bei ihnen im höchsten Grade beliebt, daß die

Soldaten von energischer Kampfbegierde erfüllt waren. Der Versuch eines deutschen Reiters, der vor das Lager sprengte und im Namen seines Herzogs jedem Ueberläufer Geschenke an Geld, Ländereien und Weibern anbot, erregte nur den wilden Unwillen der Römer.

Da mit Ausnahme eines früh gegen Morgen versuchten Anreitens deutscher Späher gegen das Lager die Nacht ruhig verflossen war, so beschloß am anderen Morgen Germanicus, nun auch noch durch einen glückverheißenden Traum ermuthigt, die Deutschen selbst aufzusuchen. Das Heer wurde zur Versammlung berufen. Hier gab der Feldherr noch einmal den Soldaten die nöthigen Anweisungen zum Gebrauch ihrer Waffen gegenüber den Germanen, deren soldatische Haltung mit der der Römer nicht zu vergleichen sei, deren Waffen weder so handlich noch so stark wären, als die der Römer. Hier entflammte der junge Cäsar noch einmal in feuriger Rede die Kampf- und Ruhmbegierde seiner Krieger; „wer aber sich nach Ruhe sehne, der könne den Frieden eben auf diesem Kampfplatze den Germanen abringen!“ Dann rückte der Feldherr aus dem Lager gegen die Feinde aus. Er brauchte die Deutschen nicht lange zu suchen. Aus welchem Grunde der nächtliche Angriff unterblieben war, wissen wir nicht; aber zur Schlacht waren die Germanen allerdings bereit. Auch Armin, der heute von seiner vielerprobten Gewohnheit, entweder nur auf überwiegend für die Germanen günstigem Boden zu schlagen oder gegen die Verbindungslinien der Römer zu wirken, abging, hatte die deutschen Schaaren mächtig zur Schlacht angefeuert. Auch er hatte zur

Erhöhung des Muthes seiner Krieger die Furchtbarkeit der Gegner verkleinert, vor Allem aber an die Habsucht, die Grausamkeit, den Uebermuth der Römer erinnert, und Allen mit feurigem Zorne vorgestellt, daß ihnen, wollten sie der Knechtschaft entrinnen, Nichts übrig bleibe, als Sieg oder Tod. Dann war auch er aus den Wäldern ausgerückt, um das von ihm mit großer Klugheit ausgewählte Schlachtfeld zu besetzen.

Die Ebene, an deren durch Hügel, Berg und Wald bezeichneter Grenze die Deutschen mit gegen Süden gewandter Front standen, führte den Namen „Idisiaviso" (Feenwiese); nach dieser Ebene ist die nun anhebende Schlacht benannt worden. Als die Römer nach nicht allzulangem Marsche der Germanen ansichtig wurden, erkannte Germanicus wohl, wie glücklich sein großer Gegner das Schlachtfeld gewählt hatte. Das Schlachtfeld (man hält dafür mit großer Wahrscheinlichkeit die Gegend bei Hessisch-Oldendorf, am Fuße des Süntelberges im engeren Sinne, des Hohenstein und anderer Höhen), war taktisch für die Deutschen sehr günstig. Es bestand aus den Vorhöhen, die aus der Weserniederung zu den Bergen aufsteigen, deren Seitenabhänge und fernere Höhen mit Wald (jedoch ohne Unterholz) bedeckt waren. „Die sanften Terrainwellen" so sagt ein deutscher Offizier von diesem Schlachtfelde, „zwischen dem Waldgebirge und dem hohen Weserufer erschwerten den geschlossenen Angriff der Römer, erleichterten den Gegenangriff der Germanen. Die das Terrain durchschneidenden, rechtwinklich zur Weser aufsetzenden Schluchten erscheinen gerade an der Grenzlinie des

Waldes, (d. h. an dessen natürlicher, also wohl auch damaliger Grenze,) dicht am Fuße der Berge, flacher und zugänglicher, so daß eine deutsche Reserve sich frei überall hin bewegen konnte, wo die Unterstützung nothwendig wurde, während die Linien der Römer durch jene Schluchten zertheilt wurden, und eine Bewegung über sie weg, auf den nächsten Terrainabschnitt, ziemlich beschwerlich und aufhältlich sein mußte. Endlich konnte im Siegesfall die Weser leicht für den Rückzug der Römer höchst gefährlich werden, während für den Fall einer deutschen Niederlage durch das Waldgebirge einer für die Deutschen zerstörenden Verfolgung vorgebeugt wurde.“ Armin hatte demgemäß die Masse der übrigen Deutschen je nach Umständen auf der Ebene und den nächsten Vorhöhen aufgestellt, wo er auch selbst, so scheint es, mit seinem persönlichen Geleite im Centrum der Linie hielt, um die Schlacht zu leiten. Die Masse dagegen seiner Cherusker aber hatte er als Kern des Heeres, als starke Reserve, weiter rückwärts auf den eigentlichen Höhen halten lassen. Leider jedoch sollte der treffliche Herzog hier sofort zu seinem großen Schaden wieder erfahren, wie furchtbar schwer es war, diesen wilden, zügellos freien Natursöhnen die erprobten Gewohnheiten römischer Kriegskunst anzulernen.

Es war etwa eilf Uhr Vormittags, als (wahrscheinlich an einem der letzten Juli-, oder der ersten Augusttage des J. 16) Germanicus der deutschen Aufstellung ansichtig wurde. Das römische Heer marschirte in voller Schlachtordnung. Den Vortrab bildeten die keltischen und die deutschen Hülfsvölker zu Fuß und

zu Roß; hinter denselben marschirten die Bogenschützen zu Fuß. Dann zogen in mächtiger Entwickelung vier Legionen auf; in der Mitte der Feldherr mit zwei auserlesenen Cohorten und einer auserwählten Reiterei zu seiner persönlichen Bedeckung. Das zweite Treffen bestand aus den übrigen vier Legionen, an welche sich die reitenden Schützen und die übrigen Auxiliarkohorten anschlossen. Germanicus mag etwas über Hunderttausend Mann auf dieses Schlachtfeld gebracht haben. Kaum hatten nun die als Reserve auf den Höhen aufgestellten Cherusker die Römer erblickt, so ließen sie sich — ob wieder durch Inguiomers Schuld, ist nicht bekannt, — durch ihre Kampflust zur Unzeit fortreißen. Die alte Barbarennatur, die eine Reservestellung für schimpflich hielt, wurde schnell über die kluge Taktik ihres Herzogs Herr. Und so sausen denn die Cheruskischen Keilrotten in wildem Ungestüm von den Höhen (anscheinend auf dem rechten deutschen Flügel) herunter, reißen wahrscheinlich noch mehrere der unten aufgestellten deutschen Haufen mit sich fort, stürzen sich auf die Römer! Damit ging denn die Schlacht gleich bei ihrem Beginn für die Deutschen rettungslos verloren!

Sobald Germanicus nemlich den groben Fehler der Cherusker erkannte, so ließ er den besten Theil seiner Reiterei links und rechts in die Flanken der heranstürmenden Cherusker einbrechen. Stertinius, den keine feindliche Reserve mehr an einer solchen Ueberflügelung hindert, muß mit der übrigen Reiterei den Kampfplatz umgehen und endlich vom Rücken, von der Höhe und vom Walde her auf die Cherusker, überhaupt

auf die Germanen einhauen. Zugleich wurde das gesammte Fußvolk des ersten römischen Treffens gegen den Feind geführt, gerade jetzt durch ein günstiges Zeichen, das Auffliegen von acht Adlern, begeistert: die Legionen gegen die Cherusker, die Auxiliaren gegen das übrige deutsche Heer, wo Armin im Centrum kommandirte. Bald genug trug die römische Taktik den Sieg davon über das wilde Feuer der Germanen. Die römische Reiterei des Stertinius trieb mit wuchtigen Hieben und Stößen Alles, was sie fand, aus dem Walde und von den Höhen hinab in die Ebene, während das römische Fußvolk die deutschen Massen wieder aus der Ebene die Höhe hinauf vor sich her trieb, soweit sich nicht die Flüchtlinge seitwärts wandten, um in wilder Verwirrung nach der Weser zu zu laufen.

Unter diesen Umständen war die verzweifelte Arbeit Armins, die Schlacht von dem Centrum aus wieder herzustellen, rein vergeblich. Endlich als alle Anstrengungen scheiterten, unternahm er mit seinem persönlichen Geleit noch einen wuchtigen Stoß gegen die immer energischer vordringenden Auxiliaren. Es gelang ihm, die Bogenschützen zu zerstreuen. Aber der Anmarsch der gallischen, rhätischen und vindelicischen Cohorten lähmte jeden weiteren Erfolg. Es blieb endlich ihm nur noch der verzweifelte Versuch übrig, sich aus dem wüsten Gemetzel heraus ins Freie durchzuschlagen. Er war bereits verwundet worden. Nun beschmierte er sein Gesicht mit Blut, um sich Angreifern und Verfolgern unkenntlich zu machen und rettete sich dann wirklich durch eine letzte mächtige Kraftanspannung und durch

den Ungestüm seines Pferdes aus den Händen der Auxiliaren. Wir hören mit Vergnügen, daß — wie es nachher hieß — die chaukischen Contingente bei den Römern, die ihn doch erkannt hatten, trotz ihres Kriegsdienstes auf römischer Seite doch soviel deutsches Nationalgefühl sich bewahrt hatten, um den großen Cheruskerherzog durch ihre Reihen entkommen zu lassen. Auf ähnliche Weise soll auch der alte Inguiomer der Gefangenschaft entgangen sein.

Die Schlacht aber war unrettbar für die Deutschen verloren, und ihre Verluste waren enorm. Denn mit jeder Stunde weiter wurde der Kampf mehr zum bloßen Gemetzel und zur Verfolgung der Flüchtigen, während der Verlust der Römer verhältnißmäßig nur gering war. Was deutscherseits im Laufe dieses blutigen Tages, dessen Schrecknisse erst mit Einbruch der Nacht ein Ende nahmen, nach der Weser geflohen war, hatte theils in den Wellen des hochgehenden, reißenden Stromes, theils durch das Gedränge der Flüchtenden und Einsturz der Ufer, theils auch durch nachgeschickte Pfeile der römischen Schützen seinen Untergang gefunden. Die Uferebene aber war bis auf vier Stunden weit mit deutschen Leichen und Waffen bedeckt. Die Masse der flüchtigen Germanen rettete sich nun allerdings in das nahe Waldgebirge, welches keine ausgedehnte Verfolgung Seitens der Römer zuließ. Jene Deutschen aber, die sich auf die Bäume der vorderen Theile des Waldes geflüchtet hatten, fanden ein klägliches Ende. Denn die römische Mordlust bereitete diesen Flüchtlingen durch Umhauen der Bäume den Untergang,

soweit nicht die Bogenschützen sich den grausamen Spaß machten, dieses germanische Edelwild zur Kurzweil von den Aesten herunterzuschießen. Die Römer mordeten aber um so unbedenklicher, weil sie unter der Beute Ketten gefunden hatten, die von der Siegesgewißheit der Germanen für die zu machenden Gefangenen bestimmt gewesen wären. Unter allen Umständen aber hatte man endlich einmal einen wirklichen Sieg über die Deutschen erfochten. Die Soldaten hatten Recht, wenn sie nach altem Brauche des Kaiserthums den Tiberius als Imperator begrüßten und ein Siegeszeichen mit den Namen der besiegten deutschen Stämme auf dem Wahlplatze aufstellten.

Es war also ein großer Sieg, den der junge Prinz erfochten hatte. Aber dieser Sieg blieb unfruchtbar, blieb militärisch völlig ohne wirksame Folgen für die Römer. Die geschlagenen deutschen Stämme dachten noch keineswegs an Unterwerfung; viel eher wurde in den durch die Römer am meisten bedrohten offenen Gauen der Gedanke rege, „im Nothfall lieber auszuwandern und über die Elbe sich zurückzuziehen.“ Germanicus dagegen, der womöglich bis zur Elbe vordringen wollte, konnte nicht daran denken, direkt weiter zu marschiren: er hätte dabei die Waldgebirge des Süntel und des Deister durchschneiden müssen. So wandte er sich wahrscheinlich wieder zum Abmarsch nach der unteren Weser, um nach Ueberwindung der letzten Gebirgsthäler das offene Gebiet am rechten Ufer dieses prächtigen Stromes zu erreichen und den freien Weg zur Elbe zu gewinnen. Diese Bewegung aber führte nach einiger Zeit zu

einer neuen blutigen Schlacht. Bei der bedauerlichen Kürze unserer Nachrichten über die Einleitung dieser letzten Kämpfe haben auch diesmal wieder die Vermuthungen sehr großen Raum. Sicher ist nur, daß das Feuer des Armin, obwohl der tapfere Herzog durch seine Wunde jetzt stark belästigt wurde, noch einmal die Cherusker und ihre bisherigen Waffengefährten in Waffen brachte. Die letzten Kräfte der Harz- und Weservölker, namentlich der Cherusker, wurden aufgeboten. Greise und ganz junge Leute, der Adel und der gemeine Mann, Alles folgte dem Rufe der Führer, um die Lücken des Heerbanns zu decken, welche die Schlacht von Idisiaviso gerissen hatte. Wo nun der neue Kampf zwischen Römern und Deutschen ausgefochten wurde, ist ungewiß: nach Tacitus auf der alten Grenze zwischen Cheruskern und Angrivariern. Aeltere Forscher suchen das neue Schlachtfeld gern bei dem s. g. Steinhuder Meer, bei Loccum. Neuere Ansichten lassen die Deutschen durch „kleinen Krieg“ bald nach der Schlacht von Idisiaviso den Marsch der Römer und namentlich die Verbindungslinie des Germanicus mit dem befreundeten Norden und mit seinen Magazinen beunruhigen; theils auf die Berge bei Eilsen und Bückeburg, theils im weiteren Verlauf der Dinge auf das Wiehegebirge westwärts der Weser und Minden gestützt. Dadurch nun sei Germanicus genöthigt worden, bei den Kämpfen um seine Rückzugslinie die Weser zu überschreiten und an dem linken Ufer dieses Flusses, nicht fern von Minden, zwischen dem Wiehegebirge und der Bastau die neue große Schlacht zu suchen.

Genug, die Römer trafen mit den Germanen, die zur Zeit momentan nicht der verwundete Armin, sondern Inguiomer allein commandirt zu haben scheint, auf einem Punkte zusammen, wo die eine (mehr nördliche oder nordwestliche) Seite der deutschen Aufstellung, (nach der zuletzt besprochenen Ansicht vom Terrain der rechte, aus Angrivariern gebildete Flügel,) durch eine alte „Landwehr“ (Graben und breiter Damm) der Angrivarier gegen die Cherusker, gedeckt war. Die übrigen Seiten der deutschen Aufstellung, die in einer nassen, theilweise sumpfigen Ebene ausgebreitet sich fand, waren — der linke Flügel dann durch die Weser, die Hauptfronte theils durch tiefen Morast und mehr noch durch Wälder (aber ohne Unterholz) gedeckt; hinter der Ebene und den Wäldern zog sich ein weiter Sumpf hin. Außerdem hatten die Deutschen in den Hainen vor ihrem rechten Flügel ihre Reiterei verborgen, die auf die Römer einbrechen sollte, sobald sich dieselben in den Kampf mit dem deutschen Fußvolk verwickelt hätten.

Germanicus erkannte aber den Plan der Germanen sehr wohl. Er ließ daher die deutsche Reiterei durch einen Theil seiner Reiter, diesmal unter Sejus Tubero beschäftigen. Mehrere seiner Legaten mußten dann mit der einen Hälfte des Fußvolks den rechten römischen Flügel bilden; diese sind ohne namhaften Verlust auf den gangbaren Theilen der Ebene gegen die nur durch Wald gedeckte linke Central- und Flügelstellung der Deutschen vorgedrungen. Er selbst mit einem Theile der Legionen wollte den Landwehrwall erstürmen. Hier aber leistete der Feind grimmigen Wider-

stand; die Legionen kamen nicht vorwärts. Da ließ der Feldherr die Schleuderer und die Artillerie vorgehen. Die Geschosse der Schleuderer und weit mehr noch die der römischen Feldgeschütze richteten nun unter den dichten Haufen der Deutschen so furchtbare Verwüstungen an, daß der Wall jetzt genommen werden konnte. Nun war die rechte Flanke der Deutschen offen. Jetzt führte Germanicus sein auserlesenes Fußvolk seinerseits zum Gewaltstoß gegen die Waldstellungen der Feinde, und so begann endlich ein fürchterliches Gemetzel.

Zwei gewaltige Heere kämpften hier in grausigem Handgemenge, eng eingekeilt auf schmalem Raum zwischen Gebirg, Sumpf und Weser. Hier wurde den Deutschen die wenig handliche Art ihrer großen Stoßlanzen und der Mangel der Schutzwaffen nachtheilig, während die schildgedeckten Römer mit den Breitschwertern ebenso bequem und sicher als furchtbar den Feind niederwürgten. Umsonst bot der alte Inguiomer Alles auf, um die Schlacht zu halten. G e r m a n i c u s, der mit unbehelmtem Haupte focht, um Allen kenntlich zu sein, begeisterte seine Römer zu immer wilderer Exaltation; ja, er gebot, keine Gefangene zu machen, sondern todtzuschlagen, soviel als nur möglich sei, denn nur so könne man zu Ende kommen. Erst spät am Abend dieses blutigen Augusttages zog er eine Legion aus dem Getümmel, um ein Lager verschanzen zu lassen. Die Masse seines Heeres setzte die Blutarbeit bis tief in die Nacht hinein fort. D i e N i e d e r l a g e d e r G e r m a n e n w a r v o l l s t ä n d i g. R o m h a t t e h e u t e f ü r d i e V a r u s s c h l a c h t v o l l g ü l t i g e R a c h e g e n o m m e n.

Es war wirklich ein großer Sieg. Aber Germanicus konnte nicht mehr daran denken, etwa im September noch gegen die Elbe vorrücken zu wollen. Zufrieden mit den Kränzen blutigen Ruhmes, die er jetzt errungen; zufrieden damit, daß jetzt die Angrivarier bei dem ersten Anmarsch des Stertinius sich vollständig unterwarfen, errichtete er auf dem Siegesfelde ein stolzes Siegesdenkmal mit der Inschrift: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht.“ Dann trat er den Rückzug an.

Der Rückzug aber hat den Römern wieder schweres Elend in Fülle gebracht. Freilich war Armin zur Zeit nicht im Stande, den Feinden rächend zu folgen; und die kleinere Hälfte der Armee, die Germanicus auf dem Landwege (ob über Aliso, ob von Rheina aus, bleibt ungewiß) nach Hause schickte, kam ohne Unfall nach den Rheinfestungen zurück. Aber die Flotte gerieth in furchtbare Noth. Germanicus hatte glücklich das Schiffslager an der Ems erreicht, die Armee eingeschifft, bald auch die Nordsee erreicht. Als aber die Flotte nun an den friesischen Inseln hinsegelte, erhob sich plötzlich (anscheinend in der ersten Hälfte des September) ein schrecklicher Sturm aus Süden. Der furchtbare Orkan richtete bei der schwer beladenen römischen Flotte um so größeren Schaden an, weil die vor Angst völlig verwirrten Soldaten durch ihre Haltung die Seeleute vielfach in ihren Arbeiten störten. Die Schiffe wurden theils weit hinaus in die unbekannten Fernen der Nordsee hinein verschlagen, theils auf Untiefen, theils auf

Inseln mit schroffen Felsenriffen geschleudert. Andere Schiffe konnten nur mit Mühe über dem Wasser erhalten werden, indem man zur Erleichterung alles irgend Entbehrliche, Pferde, Saumthiere, Gepäck, selbst die Waffen über Bord warf. Trotzdem sind damals gar viele Fahrzeuge in der Nordsee untergegangen.

Das Schiff des Germanicus wurde ganz allein an die chaukische Küste getrieben. Als der Feldherr das feste Land erreicht hatte und nun sich des furchtbaren Unglücks bewußt wurde, gerieth er in schreckliche Verzweiflung. Mit Mühe nur hielt ihn seine Umgebung davon ab, sich sofort in dem Meere zu ertränken. Mehrere Tage und Nächte irrte er in trostloser Seelenangst auf den Klippen und Dünen der Küste umher. Endlich verzogen sich Sturm und Ungewitter, das Wetter wurde wieder schön, und nun endlich sammelten sich eine Menge Schiffe, die freilich überall die Spuren starker Beschädigung trugen. Rasch besserte man die Fahrzeuge aus und sendete mehrere derselben nach Osten und Norden aus, um überall Schiffe und Menschen zu sammeln, die in Menge nach den Inseln und Küsten von Niederdeutschland, Schleswig und Jütland getrieben waren, und wo die Mannschaften oft genug auf menschenleeren Inseln durch Hunger schwer gelitten hatten. So kam denn nach und nach wieder ein starkes Heer zusammen. Manche Soldaten freilich kehrten erst viel später zurück. Denn gar manche derselben waren in die Sklaverei der entfernteren Küstenvölker der Nordsee gerathen; diese wurden großentheils durch die jüngst wieder unterworfenen Angrivarier losgekauft und zurückgeführt. Andere waren

nach Britannien verschlagen worden und wurden erst durch die Häuptlinge dieses Landes den Römern wieder zugeführt. Im Ganzen mag der Sturm aber doch nahezu 20,000 Menschen vernichtet haben.

Als Germanicus endlich schwer betroffen nach dem Rhein zurückgekehrt war, fand er, daß die Kunde von seinem Unglück, welches mit großer Uebertreibung als Untergang der gesammten Flotte betrachtet worden war, die Germanen wieder gewaltig aufgeregt hatte. Wie es scheint, waren selbst die Völker zwischen Weser und Rhein unruhig geworden. Da galt es, durch neues schnelles Losbrechen sowohl den Muth der eigenen Armee zu erfrischen, wie den Deutschen die ungebrochene römische Macht und Kraft zu zeigen. Noch im Spätherbst des Jahres 16 n. Chr. mußte der Legat Silius mit 30,000 Mann und 3000 Reitern von Mainz aus in das Land der Katten einbrechen. Germanicus selbst fiel mit noch weit stärkerer Macht verheerend in das Gebiet der Marser ein. Dabei glückte ihm denn auch ein für das Ehrgefühl der Römer sehr erfreulicher Schlag. Mit ihm nemlich zog damals Mallovend, ein marsischer Häuptling, der erst neuerdings den Römern sich unterworfen hatte. Um seine neue Treue gegen Rom sofort glänzend zu bewähren, theilte er dem Cäsar mit, daß in einem benachbarten heiligen Haine einer der Adler, die Varus im Teutoburger Walde verloren hatte, vergraben liege und von einer mäßigen Anzahl marsischer Krieger bewacht werde. Sogleich schickte Germanicus eine Abtheilung seines Heeres gegen diesen Hain aus. Ein Theil dieser Römer lockte durch

einen Scheinangriff die marsischen Krieger aus dem Haine heraus, und gleichzeitig umgingen die anderen Soldaten den Platz, wühlten die Erde unter den Bäumen auf und fanden wirklich den Adler. Triumphirend kehrten sie mit diesem Kleinod zu dem Hauptheere ihres Feldherrn zurück, welcher seinerseits das ganze Land der Marser unter siegreichen Gefechten und furchtbaren Verheerungen durchzog.

Als Germanicus endlich tief im Herbste nach den Rheinfestungen zurückkehrte, war es ihm wirklich gelungen, die durch den Schiffbruch verdüsterte Stimmung seiner Soldaten durch die neuen Waffenerfolge vollkommen wieder aufzurichten. Ihre Liebe aber gewann er im höchsten Grade, als er jetzt aus seiner Privatkasse allen Kriegern seines Heeres die Verluste an Hab und Gut reichlich ersetzte, die sie namentlich in Folge der unheilvollen Seefahrt erlitten hatten. Germanicus selbst war in sehr gehobener Stimmung. Soviel hatte man von den frisch gemachten deutschen Gefangenen erfahren, daß die Raschheit und Schlagfertigkeit des jungen Cäsars unmittelbar nach der furchtbaren Katastrophe in der Nordsee, daß das Auftreten imposanter römischer Streitkräfte in Hessen und an der Lippe, — in einem Moment, wo man deutscherseits die römische Rheinarmee in den Fluthen der Nordsee begraben wähnte, auf die Germanen imponirend, ja betäubend gewirkt hatte. Der Feldherr und seine Umgebungen gefielen sich in der Idee, daß es nur noch Eines kräftig geführten Feldzuges in Deutschland bedürfen würde, um die germanischen Völker in dem Um-

fange wie vor der Teutoburger Schlacht zu einem Frieden zu nöthigen, in welchem sie die Suprematie der Römer in sehr bestimmter Weise anerkennen müßten.

In diesem Sinne berichtete Germanicus denn auch nach Rom. Diesmal aber erfolgte von Seiten des Kaisers ein zwar in wohlwollende Formen gekleideter, aber darum nicht minder entschiedener Einspruch. Tiberius hatte, — ganz abgesehen von seinen persönlichen und dynastischen Antipathieen und Besorgnissen gegenüber seinem Neffen, — nach unserer Ueberzeugung mit diesem Widerspruch jetzt vollkommen Recht. Germanicus hatte durch den Feldzug des sechszehnten Jahres nach Chr. in der That Alles erreicht, was für die Römer in Niederdeutschland damals noch zu erreichen war. Man hatte für die Niederlage des Varus furchtbare Rache genommen; die Waffenehre der Römer war glänzend hergestellt worden; sogar zwei der verlorenen Adler hatte man nun wiedergewonnen. Aber für diese Trophäen hatte man doch einen furchtbar theuern Preis zahlen müssen. Die größeren Feldzüge in Deutschland waren an sich schon immer finanziell sehr kostbar, und diesmal hatte man noch dazu wieder an Menschenleben, an Schiffen, an Heergeräth, und namentlich auch an Pferden und Saumthieren gewaltige Einbuße erlitten. Tiberius konnte nicht dafür stimmen, daß man Jahr aus Jahr ein das Geld und Gut der großen westlichen Provinzen, das kostbare Material der Legionen und Auxiliaren in den Schlund eines Krieges stürzte, über dessen Ausgang der verständige und vielerfahrene Imperator sich keineswegs so sanguinischen Erwartungen

hinzugeben vermochte, wie Germanicus und die jungen Offiziere der Rheinarmee. Und selbst wenn es möglich war, nach neuen jahrelangen Kämpfen ganz Niederdeutschland zu erobern, so gewann man damit doch nur eine Provinz, die man nur mit äußerster Mühe und höchsten Kosten romanisiren und „civilisiren“ konnte. Tiberius war daher der Meinung, man solle — wie es Augustus in seinem politischen Testament gerathen, — sich auf Behauptung der Rheingrenze und des bisher Gewonnenen beschränken. Werbungen unter den Germanen für den römischen Dienst boten zu keiner Zeit Schwierigkeiten. Die Sache der römischen Diplomatie, der deutschen Zwietracht und des deutschen Sondergeistes werde es sein, künftig die Deutschen zu Angriffen auf den Uferbau der römischen Grenzprovinzen unfähig zu machen.

In solchem Sinne hat Tiberius jetzt wiederholt seinem kriegslustigen Neffen geschrieben. Die letzte „Anstandspause“ war abgelaufen. Germanicus mußte endlich sich zu dem für ihn und Agrippina unbeschreiblich schweren Schritte entschließen, den Schauplatz seines Ruhmes und seine geliebte Rheinarmee für immer zu verlassen und im Frühling d. J. 17 n. Chr. nach Rom zurückzukehren, wo ein glänzender Triumpheinzug und für das künftige Jahr ein zweites Consulat seiner warteten.

In Rom sah Alles der Ankunft des Lieblings der Nation mit Entzücken entgegen. Schon war seit Ende des Jahres 16 n. Chr. ein Prachtwerk im Bau. Nemlich am Forum, am Abhange des Capitolinischen Hügels, neben dem Tempel des Saturnus, erhob sich ein

Triumphbogen, zum Andenken an die Siege des Germanicus und an die Wiedereroberung der Varianischen Adler, (deren dritter allerdings erst viel später, nemlich im J. 41 n. Chr., durch den Legaten Publius Gabinius den Marsern abgenommen worden ist.) Als später der Bogen eingeweiht wurde, feierten Münzen das glorreiche Ereigniß. Tiberius selbst nahm den Siegesnamen Germanicus an. Als der jugendliche Held endlich in der zweiten Hälfte des Mai 17 n. Chr. vor Rom erschien, zogen ihm nicht bloß die zwei zu diesem Dienst kommandirten Cohorten, sondern die gesammte Prätorianergarde freiwillig entgegen. Das Volk aller Stände, Alter und Geschlechter war ihm voll Begeisterung zu jubelnder Begrüßung acht Stunden weit in dichten Schaaren entgegen gegangen. Der Triumph selbst wurde am 26. Mai d. J. 17 n. Chr. gefeiert. Germanicus triumphirte, so hieß es, „über die Cherusker, Katten, Angrivarier und die übrigen Germanen bis zur Elbe hin.“ Die Schaulust des Volkes wurde reich gesättigt. Man erblickte in dem Zuge Beute von mancherlei Art; dazu die Abbildungen deutscher Berge, Flüsse, Wälder, Scenen aus den Mordschlachten des deutschen Krieges u. dgl. m. Aber das Interesse der theilnehmenden Menge, die übrigens der Kaiser im Namen seines Neffen Mann für Mann mit je 300 Sestertien (21 Thlr. 22½ Sgr.) beschenkte, richtete sich diesmal doch mit Vorliebe auf zwei Gruppen von Personen in dem langen Zuge. Mit warmer Liebe folgten die Blicke dem Wagen, der die herrliche Heldengestalt des Germanicus und dessen fünf Kinder trug. Aber mit Staunen, mit roher Schadenfreude, mit aufflammendem

Haß blickten die Römer auf die vornehmen deutschen Gefangenen, welche den Triumphzug des römischen Prinzen schmückten. Da erschien vor Allen die ernste Thusnelda mit ihrem noch nicht dreijährigen Söhnchen Thumelicus: die edle Gattin Armins, die, „mehr von des Gatten, als des Vaters Geiste beseelt," wie ein edler Römer gesagt hat, — ihre Erniedrigung und ihren niemals verlöschenden Schmerz mit stolzer Hoheit, ohne Thränen, ohne klägliche Bitten, in düsterer, würdevoller Haltung getragen hat. Da erschien ihr Bruder Segimund; da ihr Vetter Sesithakus mit seiner schönen Gemahlin Ramis, einer Tochter des kattischen Häuptlings Ukromir, wie auch Deudorix, ein Neffe jenes (S. 46.) sigambrischen Herzogs Melo. Und nach diesen noch viele andere namhafte Gefangene aus allen von Germanicus bekriegten deutschen Stämmen zwischen dem Rhein und Harz. Wer aber unter den Zuschauern und unter den Beobachtern dieser Dinge in der Nähe und Ferne, feiner fühlte, — etwa ein Mann, wie der große griechische Geograph Strabon, — der mochte wohl meinen, daß an diesem Tage Ein deutscher Fürst in Wahrheit sich noch tiefer erniedrigt hatte: es war jener Segest, der mit seiner Riesengestalt wohl Manchem auffiel. Der gepriesene Günstling der Römer, sah er heute zu, wie sein ganzes Haus diesem römischen Volke zur höhnenden Schau ausgestellt wurde!

Germanien war an diesem Tage tief gedemüthigt worden. Die Sonne des Sieges und des Glücks schien ihre wärmsten Strahlen über das Haupt des Germanicus auszugießen. Aber in Wahrheit lebte die

deutsche Kraft jenseits des Rheines noch ungebrochen; in Wahrheit war aller Glanz und alles Glück des edlen Germanicus nur ein täuschender, gleißender Schein. Es war die Diplomatie, die List, die kluge Berechnung des Tiberius, die in Wahrheit heute über Germanicus gesiegt hatte; die nun auch weiter ihre Siege davontragen sollte über den Germanicus wie über die Fürsten der Germanen.

---

stand; die Legionen kamen nicht vorwärts. Da ließ der Feldherr die Schleuderer und die Artillerie vorgehen. Die Geschosse der Schleuderer und weit mehr noch die der römischen Feldgeschütze richteten nun unter den dichten Haufen der Deutschen so furchtbare Verwüstungen an, daß der Wall jetzt genommen werden konnte. Nun war die rechte Flanke der Deutschen offen. Jetzt führte Germanicus sein auserlesenes Fußvolk seinerseits zum Gewaltstoß gegen die Waldstellungen der Feinde, und so begann endlich ein fürchterliches Gemetzel.

Zwei gewaltige Heere kämpften hier in grausigem Handgemenge, eng eingekeilt auf schmalem Raum zwischen Gebirg, Sumpf und Weser. Hier wurde den Deutschen die wenig handliche Art ihrer großen Stoßlanzen und der Mangel der Schutzwaffen nachtheilig, während die schildgedeckten Römer mit den Breitschwertern ebenso bequem und sicher als furchtbar den Feind niederwürgten. Umsonst bot der alte Inguiomer Alles auf, um die Schlacht zu halten. G e r m a n i c u s, der mit unbehelmtem Haupte focht, um Allen kenntlich zu sein, begeisterte seine Römer zu immer wilderer Exaltation; ja, er gebot, keine Gefangene zu machen, sondern todtzuschlagen, soviel als nur möglich sei, denn nur so könne man zu Ende kommen. Erst spät am Abend dieses blutigen Augusttages zog er eine Legion aus dem Getümmel, um ein Lager verschanzen zu lassen. Die Masse seines Heeres setzte die Blutarbeit bis tief in die Nacht hinein fort. D i e N i e d e r l a g e d e r G e r m a n e n w a r v o l l s t ä n d i g. R o m h a t t e h e u t e f ü r d i e V a r u s s c h l a c h t v o l l g ü l t i g e R a c h e g e n o m m e n.

Es war wirklich ein großer Sieg. Aber Germanicus konnte nicht mehr daran denken, etwa im September noch gegen die Elbe vorrücken zu wollen. Zufrieden mit den Kränzen blutigen Ruhmes, die er jetzt errungen; zufrieden damit, daß jetzt die Angrivarier bei dem ersten Anmarsch des Stertinius sich vollständig unterwarfen, errichtete er auf dem Siegesfelde ein stolzes Siegesdenkmal mit der Inschrift: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht.“ Dann trat er den Rückzug an.

Der Rückzug aber hat den Römern wieder schweres Elend in Fülle gebracht. Freilich war Armin zur Zeit nicht im Stande, den Feinden rächend zu folgen; und die kleinere Hälfte der Armee, die Germanicus auf dem Landwege (ob über Aliso, ob von Rheina aus, bleibt ungewiß) nach Hause schickte, kam ohne Unfall nach den Rheinfestungen zurück. Aber die Flotte gerieth in furchtbare Noth. Germanicus hatte glücklich das Schiffslager an der Ems erreicht, die Armee eingeschifft, bald auch die Nordsee erreicht. Als aber die Flotte nun an den friesischen Inseln hinsegelte, erhob sich plötzlich (anscheinend in der ersten Hälfte des September) ein schrecklicher Sturm aus Süden. Der furchtbare Orkan richtete bei der schwer beladenen römischen Flotte um so größeren Schaden an, weil die vor Angst völlig verwirrten Soldaten durch ihre Haltung die Seeleute vielfach in ihren Arbeiten störten. Die Schiffe wurden theils weit hinaus in die unbekannten Fernen der Nordsee hinein verschlagen, theils auf Untiefen, theils auf

der Widerwille gegen Marbods despotische Herrschaft bei seinen Gegnern. Stürmischer noch erinnerte Armin sein Heer an ihre alten und neuen Kämpfe mit den Römern, die der deutschen Freiheit nun doch nichts hätten anhaben können; dann aber schmähte er in harten Worten Marbods seitherige römerfreundliche Haltung: „diesen Mann müsse man mit gleichem Hasse zerschmettern wie einst den Quintilius Varus!"

Der nun entbrennende Kampf tobte lange und verheerend genug; taktisch brachte er zunächst keine Entscheidung; auf beiden Seiten war der rechte Flügel geschlagen. Da gab ein Rückzug Marbods, der sich in einiger Entfernung von diesem Schlachtfelde auf einer Hügelkette zu neuem Kampfe besser aufstellen wollte, das Signal zum Zusammensturze seiner Macht. Seit seinem Friedensschluß mit Tiberius vor eilf Jahren war die Stellung des ostdeutschen Königs nicht stärker geworden. Je glänzender vor den Augen der deutschen Nation die strahlende Heldengestalt Armins, des Besiegers der Römer, sich erhob, um so unmuthiger wurde die für die deutschen Völker so ungewohnte strenge Herrschaft Marbods ertragen, der in den Augen seiner Landsleute bei so viel größerer Macht doch so viel weniger gegen Rom leistete und stritt, als der junge norddeutsche Herzog Armin mit seiner Handvoll Cherusker. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seiner Herrschaft zur Sicherung Deutschlands war bei den Germanen jetzt bereits erloschen. Damit war Marbods Stellung wurzellos geworden. Sein Reich verfiel damit dem Verhängniß, — kaum minder erschütternd, wie nachmals der Fall des großen

Gothenreiches des Hermanarich. Als nun nach der Schlacht mit Armin Marbod das Schlachtfeld räumte: als auch sein letzter Zauber, der des kriegerischen Erfolges, von ihm gewichen schien, — da gingen die verbündeten Truppen in dichten Massen zu Armin über, derart daß die taktisch unentschieden gebliebene Schlacht binnen wenigen Tagen zu einer sehr entschiedenen Niederlage für Marbod wurde.

Marbod sah sich endlich genöthigt, mit dem Rest seiner Armee nach Böhmen zurückzugehen; und nun schickte er seine Boten nach Rom, die den Kaiser um Hülfe gegen die Cherusker, den gemeinschaftlichen Feind, bitten sollten. Jetzt konnte Tiberius triumphiren. Jetzt erhielt Marbod den römischen Dank für seine bisher so römerfreundliche Haltung und für den Friedensschluß vor eilf Jahren. Nur mit Hohn antwortete der Kaiser: „Es stehe dem Manne nicht zu, die Hülfe der Römer gegen die Cherusker anzurufen, der die Römer im Kampfe gegen denselben Feind nicht durch seinen Zuzug unterstützt habe!“ Dann aber schickte der Kaiser seinen Sohn Drusus nach den Donauprovinzen. Der junge Prinz sollte von hier aus den Verlauf des deutschen Krieges beobachten, für die Sicherheit der Donaugrenze sorgen, endlich aber auch durch listige diplomatische Einmischung das wankende Gebäude der markomannischen Macht völlig zum Einsturz bringen.

Germanicus, der eine der Consuln des Jahres 18 n. Chr., den für diese und die folgende Zeit der stets argwöhnische Kaiser (der zweite Consul d. J. 18) durch einen ebenso umfassenden und äußerlich glänzenden, wie

innerlich dornenvollen Auftrag nach dem Orient entfernt hatte, wohin der edle Prinz als Oberstatthalter mit Ende des Jahres 17 n. Chr. abgereist war, vernahm dann in dem fernen Syrien oder Aegypten sicher nicht ohne Staunen, welche merkwürdige Wendung an der Donau nun sich vollzog. Die diplomatisch zersetzende Thätigkeit des Drusus trug ihre Früchte. Mit den Waffen in der Hand waren die Deutschen unter Umständen den Römern schon jetzt gewachsen; aber ihre und ihrer Führer Kraft siechte hin vor der tödtlichen Berührung mit der römischen Staatskunst. Das erfuhr jetzt Marbod. Gegenüber dem durch die Diplomatie des Drusus genährten, immer allgemeiner sich ausdehnenden Abfall der Stämme und Häuptlinge vermochte er sich nicht mehr lange zu behaupten. Schon war sein Reich jenseits der Waldgebirge, die den böhmischen Kessel umschließen, zerfallen. Da drang endlich der junge Catualda, ein Häuptling der Gothonen an dem rechten Ufer der unteren Weichsel, den einst Marbod mit Gewalt vertrieben hatte, mit einer starken Gefolgschaft rachgierig in Böhmen ein. Bald gelang es ihm, die Häuptlinge auch des eigentlichen Markomannenvolkes zum Abfall von Marbod zu bestimmen. Nun eroberte er Hauptstadt und Residenzschloß des unglücklichen Königs, dem jetzt nichts mehr übrig blieb, als mit seinem persönlichen Geleite nach der norisch-römischen Donaugrenze zu flüchten und den Tiberius um ein Asyl zu bitten. Tiberius war entzückt, daß jetzt doch seiner Diplomatie gelungen war, was mit den Waffen zu vollenden ihn einst der Pannonische Aufstand gehindert hatte, nemlich

der Untergang des hochgefährlichen markomannischen Reiches. Als kluger Rechner gedachte er sich den Marbod zu verbinden, damit der alte König im Nothfall noch einmal als Werkzeug gegen neue gefährliche suevische Machthaber benutzt werden könne. So wurde denn dem vertriebenen Markomannenkönig im Jahre 19 n. Chr. dieselbe Stadt Ravenna zum Wohnsitze angewiesen, wo auch seit dem Herbst des neunten Jahres n. Chr. der besiegte Dalmatische Fürst Bato lebte, wo seit dem Triumph des Germanicus der kleine Sohn des Arminius erzogen wurde. Und hier, zwischen den Rebenhügeln und Pinienwäldern von Ravenna, unter den Gladiatoren und den Seesoldaten Roms, ertrug der gebrochene Mann noch 18 Jahre eines ruhm- und freudenlosen Lebens.

Während in solcher Weise der ostdeutsche Großkönig jäh aus der Fülle der Macht „ins Elend" getrieben worden war, endigte nicht minder jäh mitten in der Fülle äußeren Glanzes und inneren Jammers das Heldenleben des jungen Germanicus, zu Daphne bei Antiochia am 9. Oktober dieses Jahres 19 n. Chr. Ob lediglich Krankheit, ob auch tückisches Gift den Liebling Roms dahingerafft, ist nie bestimmt ausgemacht worden. Das römische Volk hat sich nie von den Glauben abbringen lassen, daß diese lichteste Gestalt des Kaiserhauses den finsteren Gewalten habe erliegen müssen, die diese Dynastie beherrschten; nur daß der Verdacht, den man dabei auch auf den Tiberius warf, für dessen Person wahrscheinlich doch ungerecht war Das weitere Schicksal der vielen Heerführer, die mit Germanicus in so

naher Verbindung gestanden haben, wie auch das seines Gegners Sejanus zu erzählen, ist nicht mehr die Aufgabe dieser Darstellung. Wohl aber ist noch der unglücklichen Agrippina zu gedenken, der römischen Niobe, deren Leben mit des Jugendgemahls Ausgang in immer schwärzeres Dunkel sich hüllte. Dieser unglücklichen Frau, deren unglückseliges Dasein erst im Jahre 33 n. Chr. im schauerlichen Elend abschloß, — die aber doch noch darin glücklich gewesen ist, daß sie das nach des greisen Tiberius, der seinen Sohn Drusus schon im J. 23 n. Chr. durch den Tod verloren hatte, am 16. März d. J. 37 erfolgten Ausgange beginnende Greuelregiment des jungen Kaisers Gajus Caligula nicht mehr erlebt hat: jenes Gajus, des letzten überlebenden ihrer Söhne, desselben, der einst als Kind der Liebling der rheinischen Legionen gewesen war.

Unglücklicher gewiß war der stürmische Lebensgang dieser leidenschaftlichen fürstlichen Wittwe als das Loos der deutschen Thusnelda. Die deutsche Fürstin freilich, — deren marmorne Kolossalstatue man heute noch in der „Loggia de' Lanzi“ Orcagna's auf dem Markt zu Florenz zu besitzen glaubt, — deren Lebensende wir aber nicht kennen, war durch ihr dunkles Loos wie zu ewigem Heimweh nach dem deutschen Waldesgrün, so zu ewiger Trauer verurtheilt. Getrennt von ihrem Sohne, konnte sie nicht hindern, daß der Knabe in Ravenna römisch erzogen wurde, daß sein uns sonst nicht weiter bekanntes Lebensschicksal, wie Tacitus sagt, „in geradezu schmachvoll-höhnischen Contrast getreten ist“ zu seiner Abkunft und dem tragischen Loos seiner Eltern. Wie

alt Thumelicus geworden, erfahren wir auch nicht; nur das gilt für gewiß, daß er im J. 47 n. Chr. nicht mehr am Leben war. Jedenfalls aber haben sowohl er wie seine Mutter den Armin überlebt. Denn das Verhängniß, welches auf Thusnelda's Gatten, auf dem ersten großen Mann unserer Nation lastete, trieb ihn auch in der Blüthe seiner Manneskraft in einen vorzeitigen Tod.

Armin war seit Marbods Sturze der mächtigste Mann in ganz Deutschland. Aber er sollte sich dessen nicht freuen. „Das Streben nach der Alleinherrschaft" warfen ihm jetzt seine Landsleute vor, so erzählen uns die Römer. Man darf wohl vermuthen, daß der große Mann, der mit weitschauendem Blicke der Zukunft gedachte, der die schwachen Seiten seiner Nation in harter Zeit nur zu sehr erprobt hatte, dahin trachtete, seinem Herzogthum immer mehr heerkönigliche Gestalt zu gewinnen, die Stämme des deutschen Nordens fester als bisher zusammenzufassen, damit die Politik und die Waffen der Römer nicht gar so bequemen Boden für neue Angriffe auf die Unabhängigkeit Deutschlands finden könnten, damit aus dem tapferen deutschen Heerbann ein wirkliches deutsches Heer werden möchte. Aber gegen solches Beginnen lehnte sich der Neid und die Eifersucht der Häuptlinge hartnäckig auf. Der deutsche Sondergeist und die Neigung zu anarchischer „Libertät", damals wie seitdem lange Jahrhunderte hindurch die Erbsünde der deutschen Stämme, bedeckte damals den deutschen Namen mit unerhörter Schande. Es ist im J. 19 n. Chr. geschehen, daß der kattische Fürst Adgandestrius den Kaiser Tiberius durch ein Schreiben um

Gift hat, womit er den Armin aus dem Wege räumen wollte! Tiberius hatte mit verachtungsvoller Hoheit geantwortet, Rom pflege seine Feinde nicht mit schnödem heimlichen Truge, sondern offen und ehrlich mit Gewalt der Waffen zu bekämpfen! Trotzdem mußte Armin fallen. Es brach ein innerer Krieg gegen ihn aus, in welchem er längere Zeit mit abwechselndem Glücke kämpfte, bis ihm endlich der Verrath oder der Meuchelmord seiner Angehörigen, im 37. Jahres seines Alters, im J. 21 n. Chr. den Untergang bereitete.

Tiberius hat Armins Tod nicht dazu benutzt, den Krieg am Rhein zu erneuern. Gestützt auf ihre 25 Legionen, von denen acht dauernd am Rhein, sechs in den unteren Donaulandschaften standen; gestützt auf eine Gesammtmacht von jetzt etwa 340,000 Mann (Legionen, Auxiliaren, Truppen in Italien, und Marine), deren wesentlich auf den kaiserlichen Militärfiscus gestützte Unterhaltungskosten man neuerdings auf jährlich 50 Millionen Thaler veranschlagt hat, — haben die Römer seitdem den Rhein mit der linksrheinischen schmalen „germanischen“ Provinz und die Donau mehrere Jahrhunderte hindurch fest und sicher behauptet. Gänzlich haben die Waffen, namentlich am Rhein, allerdings nicht geruht. Weitere Darstellungen dieser Geschichte werden verschiedene feindselige Berührungen zwischen Römern und einzelnen deutschen Stämmen zu schildern haben. Aber bis zu dem großen Markomannenkriege, bis zu dem unter Marc Aurel anhebenden Vorspiel der Völkerwanderung, gewinnt — mit einziger Ausnahme einer großartig wilden Episode, nemlich des Bataverkrieges

in den Jahren 69 und 70 n. Chr. — keiner dieser Kämpfe irgend eine höhere dramatische Bedeutung.

Die Diplomatie der Römer that andauernd ihr Bestes, um einerseits die Kraft der deutschen Völker zu inneren Zerstörungskämpfen zu treiben, und andererseits auch jenseits der großen Stromgrenzen in Deutschland einen für das Reich nützlichen Einfluß zu behaupten. Tiberius sah es, wie jener Catualda, der sich auf Marbods Thron geschwungen hatte, von einer markomannischen Gegenpartei mit Hülfe der Hermunduren wieder gestürzt und (wohl schon im J. 20 n. Chr.) zur Flucht nach Italien genöthigt wurde. Tiberius wies ihm in der Provence einen Ruhesitz an zu Forum Julii (Fréjus). Sein und Marbods großes Gefolge aber konnten die Römer zu einem kleinen suevischen Stamme verbinden, den sie nördlich von der Donau, an den Grenzen des Quadischen Volkes, nemlich zwischen den Flüssen March und Waag (oder Gran,) unter dem quadischen Häuptling Vannius ansiedelten.

Die Markomannen ihrerseits waren zwar auf ihren alten Umfang zurückgeführt worden; aber sie haben doch, neben den Quaden und Hermunduren lange Zeit nunmehr durch den Einfluß der Römer bestimmt, ihren inneren Zusammenhang und ihre Bedeutung als Volk dauernd bis zu ihrem neuen Aufschwunge behauptet. Dagegen haben sich die Cherusker, — mochten sie nach Armins Ermordung immerhin in ihren Heldenliedern die alten Großthaten dieses ihres besten Mannes preisen, — andauernd durch unnütze innere Fehden geschwächt. Die von ihnen selbst veranlaßte Berufung

des völlig römisch erzogenen Sohnes jenes nun auch verstorbenen Flavus und einer Tochter des Kattenfürsten Actumer, des jungen schönen Italicus, mit Zustimmung der Römer, aus Rom zum König der Cherusker im J. 47 n. Chr. änderte hierin nichts. Auch dieser Neffe des Armin konnte sich trotz mancher tüchtigen Eigenschaften unter den Cheruskern nicht lange behaupten. Neue ruhm- und ruhelose innere Fehden und die Feindseligkeiten ihrer nunmehr an ihrer Statt zur Vormacht in Nord- und Mitteldeutschland gelangten chaukischen und kattischen Nachbarn haben bis zum Ausgange des ersten Jahrhunderts n. Chr. die alte Bedeutung der Cherusker völlig erschüttert.

Trotzdem und trotz unzähliger innerer blutiger Kriege zwischen den deutschen Stämmen, welche die Römer oft nur allzugut zu nähren verstanden, blieb Armins Befreiungswerk bestehen. Die weitere Geschichte der römischen Kaiser wird zeigen, wie die Römer seit Tiberius' späteren Jahren ihre Machtstellung bei den Friesen verloren; wie sie unter Claudius (mit Einschluß wahrscheinlich von Aliso und mit Ausnahme des Taunus) alle noch behaupteten Posten jenseits des Rheines und der batavischen Grenzen geräumt, nachmals unter Vespasian die Bataver energisch am Reiche festgehalten, — dann mit Ende des ersten und mit Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. wieder die Richtung auf stärkeren Einfluß in Deutschland genommen, namentlich auch die schöne Landschaft zwischen dem Oberrhein, dem unteren Main und der oberen Donau vollständig und in aller Form zum Reiche gezogen haben. Mehr aber als durch die damals und bis

zum großen Markomannischen Kriege nur selten noch nachdrücklicher gegen die inneren Stämme geführten Waffen wirkte Rom seitdem auf die Deutschen durch immer energischere Colonisirung und Romanisirung der Landschaften an dem linken Rheinufer, am Neckar, am rechten Ufer der Donau; so namentlich seit Trajans und Hadrians Zeit.

So konnte die deutsche Kraft und der deutsche Geist in dem freien Deutschland langsam und ungestört zu künftigen großen historischen Thaten reifen. Der friedliche, stille Einfluß der römischen Kultur aus den Grenzlanden mochte langsam immer fühlbarer, immer bildungskräftiger werden. Aber niemals wieder schalteten Ruthen und Beile römischer Gewalthaber jenseits der großen Grenzströme. Niemals wieder spiegelten sich die Adler der Legionen in den gelben Wellen der Weser oder in dem breiten Spiegel der Elbe. Und das ist das niemals welkende Verdienst des Armin gewesen. Es ist eine grandiose Ironie der Geschichte, daß unwürdige deutsche Hände dem großen Herzog der Cherusker ein gewaltsames Ende bereitet haben, und daß es dafür ein Römer war, der große Tacitus, der zuerst mit warmer Theilnahme und in beredten Worten den Armin als „Befreier der Germanen“ gefeiert hat. Aber die deutsche Nachwelt dankt es noch heute dem großen Römer, daß er uns mit der ganzen Kunst seines Griffels in scharfen und energischen Zügen das Bild des ersten großen Mannes deutscher Nation geschaffen hat: die eherne Heldengestalt des Arminius.

---

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.

